

Hans von Hentig: Die Besiegten

Zur Psychologie der Masse auf dem Rückzug



dtv

Hans von Hentig

wurde am 9. Juni 1887 in Berlin geboren. Er studierte in Paris, Berlin und München und habilitierte sich 1929 in Gießen. Von 1930 bis 1935 war er Ordinarius der Kriminalwissenschaft an den Universitäten Kiel und Bonn, verlor aber im Dritten Reich seine Professur. Hans von Hentig emigrierte nach Amerika und lehrte dort an verschiedenen Universitäten. Daneben arbeitete er als wissenschaftlicher Sachverständiger für den Generalstaatsanwalt in Washington. 1951 rief ihn die Universität Bonn wieder auf seinen Lehrstuhl zurück. Seit seiner Emeritierung 1955 lebt Hentig in Bad Tölz.

Wichtige Werke: »Fouché« (1919); »Mein Krieg« (1919); »Machiavelli« (1924); »Robespierre« (1924); »Die psychologische Strategie des großen Krieges« (1927); »Die Strafe«, 2 Bde. (1954/55); »Der Desperado« (1956); »Der Gangster« (1959); »Verbrechen«, 3 Bde. (1961–1963); »Der Friedensschluß« (1965, dtv-Band 280).

Großband



**Deutscher
Taschenbuch
Verlag**

Über dieses Buch

Keine militärische Operation scheint dem Heerführer verhasster zu sein als der Rückzug. Das Wort selbst ist tabu. Der Theoretiker des Krieges, Clausewitz, verwendet wenig Raum auf die Behandlung dieses Phänomens. In vielen Militärakademien der Gegenwart steht Rückzug nicht auf dem Lehrplan. Durch alle Zeiten und durch alle Völker setzt sich die Aversion gegen dieses Wort fort: «Wir setzen uns ab», heisst es im Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht im Frühjahr 1945 – als der Krieg verloren war und die Armee sich auflöste.

Dennoch ist der Rückzug oft die letzte Rettung für ein geschlagenes Heer. Rechtzeitig eingeleitet, kann er zu neuen Kräften führen. Freilich nicht im Atomzeitalter. «Der ‚gute, alte Rückzug‘ wird, wenn solche Zeiten kommen, wie ein Idyll vergangener Zeiten anmuten und der Kriegsgeschichte angehören», schreibt Hans von Hentig. Doch auch das Antlitz von Sieger und Besiegtem wird keine Unterschiede zeigen.

Dieses Buch ist eine Erstveröffentlichung; es wurde eigens für den Deutschen Taschenbuch Verlag geschrieben.

Hans von Hentig:

Die Besiegten

Zur Psychologie der Masse
auf dem Rückzug

Deutscher
Taschenbuch
Verlag

The logo for dtv (Deutscher Taschenbuch Verlag) is displayed in a bold, lowercase, sans-serif font. The letters are black and are contained within a thin black rectangular border.

Originalausgabe

Dezember 1966

© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti

Foto: United States Information Service,

Bad Godesberg, American Embassy

Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,
Nördlingen

Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Meiner Frau –
dem Genie des Rückzugs

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Vorwort..... | 9 |
| 1. Kapitel: Der Rückzug – Phänomen der Selbstbehauptung | |
| Der Rückzug in der Tierwelt | 11 |
| Magie und Göttergunst im Kriege | 16 |
| Die Macht der Religion im Kriege | 19 |
| Opfer und Kriegsglück | 28 |
| Das Tabuwort «Rückzug» | 56 |
| 2. Kapitel: Die Elemente des kausalen Vorfelds | |
| Der Volksgeist | 40 |
| Die Kriegslust..... | 44 |
| Der geliebte und der unberufene Feldherr | 52 |
| Vorbild und Redekunst..... | 71 |
| 3. Kapitel: Frühsymptome der Rückzugsbereitschaft | |
| Angst vor Vergiftung | 80 |
| Furcht vor Spionen und Verrat..... | 81 |
| Die falsche Siegesnachricht..... | 83 |
| Irrtum..... | 88 |
| Halluzinationen | 90 |
| 4. Kapitel: Erscheinungsformen des Rückzugs | |
| Zehn Beispiele aus der Geschichte..... | 95 |
| Die Übermacht | 106 |
| Technische Überlegenheit | 110 |
| Schreckhafte Reize im Bereich des Sinneslebens | 115 |
| Der Kriegsruf und die Schlachtmusik | 119 |
| Einfluss der Elemente, Gunst und Ungunst der Natur..... | 124 |
| 5. Kapitel: Entfesselung primitiver Triebe durch den Rückzug | |
| Fiasko des Vorgesetzten und Verfall der Disziplin | 140 |

| | |
|---|-----|
| Not bricht das Band der Kameradschaft | 144 |
| Raublust | 145 |
| Brandstiftung | 150 |
| Notzucht | 153 |
| 6. Kapitel: Die Überlistung durch den Waffenstillstand und die Kapitulation | 155 |
| 7. Kapitel: Die Frau, die Rückzug und Ergebung ablehnt | 162 |
| 8. Kapitel: Rückzug und Machtverschiebung der Allianzen | |
| Der ungetreue Bündnispartner | 170 |
| Bündnishilfe | 172 |
| 9. Kapitel: Rückzug als Rettung und als Schritt zum Siege | 178 |
| Quellenverzeichnis | 195 |

Vorwort

Die Niederlage, als ein Massentrauma kaum erforscht, doch von den Völkern schmerzlich immer wieder ausgestanden, ist etwas anderes als der Rückzug. Er stellt die Zwischenstufe dar, doch keinen letzten Ausweg, und ist oft besser als sein Ruf.

Ich habe den Versuch gemacht – von militärischen Aspekten abgesehen –, die psychologischen Begleiterscheinungen zu schildern. Sie drängen in der panischen Erregung eines Rückzugs an die Oberfläche und müssen jeden, der dabei ist, tief erschrecken und befremden, weil hier der Urmensch seine Auferstehung feiert, als sei er froh, die lockere, lästige Hemmung höherer Entwicklung abzuwerfen.

Dass ich bemüht war, Rückzugsformen durchzusprechen, an deren Ende annehmbarer Frieden oder gar der Sieg stand, erklärt sich aus den Lehren der Geschichte, bei der ich weit zurückzugehen mich nicht scheute. Kriegführung und subtile Staatskunst dürfen nie getrennt marschieren. Der Staatsmann, der Verbündete anlockt, hat Heere zu sich hergezauert. Wenn er dem Feind eingriffsbereite Alliierte lahmzulegen weiss, kann er die Schlacht gewonnen haben, die entscheidet. Er ist das Völkerschicksal, Leben oder Tod, und alle Tapferkeit kann ohne seine Einsicht nur begeisterte Vergeudung sein.

Tölz, im Herbst 1966

Hans von Hentig

1. Kapitel

Der Rückzug – Phänomen der Selbstbehauptung

Der Rückzug in der Tierwelt

Es liegt im Bauplan aller höheren Lebewesen, dass drei der grossen Antriebskräfte¹, die dem Erwerb von Nahrung, der Fortpflanzung und dem Angriff dienen, regelmässig auf der Vorderseite sitzen und mit Werkzeugen ausgerüstet sind. Der vierte dieser Mechanismen dient der Flucht, der Fortbewegung von der Gefahrenquelle. Er lässt den Feind und seine Drohung «hinter sich» und stützt sich auf die Instrumente der Motorik, die seitlich, wie bei Vögeln und bei Fischen, meist aber auf der Unterseite angebracht sind. Wenn Lebewesen fliehen, kehren sie dem Feind den Rücken zu. Das Auseinanderfallen schützender Funktionen, für die es schwerlich eine glatte Lösung gibt, wird von dem Feldherrn Sulla angedeutet, der so zu den Soldaten spricht; «Für jeden, der den Arm bewaffnen könne, sei es Schande, wehrlose Füsse um die Rettung anzugehen und in der höchsten Angst dem Feind die Körperseite zuzuwenden, die ohne Wehr und ohne Augen sei.»² Dabei wird es stets Situationen geben, in denen mehr die Beine als die Arme Rettung bringen. Die Flucht jedenfalls, von der einstmals Brutus sprach, war anderer Art.*

Beim Rückzug denken wir an Menschenheere, weil soziologisch mit der organisierten Masse ganz besondere Probleme auftauchen. Vornehmlich Führungsfragen, dazwischenliegende Abhängigkeiten, die Rätsel kollektiver Seelen überhaupt. Benachbart, doch nicht ganz das gleiche, sind Kämpfe, die sich Herden, Rudel, Schwärme liefern. Selbst die Zu-

* «Da sagte einer, man dürfe jetzt nicht mehr dableiben; man müsse fliehen. Brutus erhob sich und sprach: ‚Freilich muss man fliehen, aber nicht mit den Füßen, sondern mit den Händen.‘ Er begeht Selbstmord. Plutarch: Brutus, 52.

sammenstöße einzelner Geschöpfe sind und bleiben lehrreich. So ist die Demuthaltung des besiegt^{*} Wolfes* bisweilen und cum grano salis in die Haltung eingewoben, die wir auch bei geschlagenen Völkern oder Heeren wiederfinden, nur dass sie kaum die gleiche Wirkung zeigt.**

Lorenz hat die Hemmungsmechanismen untersucht, die das Jungtier vor der Aggression Erwachsener und Stärkerer schützen. Die flüggen Jungvögel des Nachtreihers können sich nur in dicht besetzten Baumrevieren halten, weil die Natur ihnen gewisse «Fleh-Gesten» beigegeben hat. «Ehe ein älterer Vogel sich überhaupt zum Hacken nach dem Jungen anschickt, drängt ihm dieser keckernd und flügelschlagend entgegen, versucht, ihn am Schnabel zu packen und diesen ‚melkend‘ nach unten zu ziehen, wie eben die Kinder es mit dem Schnabel der Eltern tun, wenn sie Futter vorgewürgt bekommen wollen.»³ Seelische Schutzinstinkte werden angesprochen, die beinahe reflektorisch in Aktion treten. Sie erweisen sich stärker als der Aggressionstrieb. Der alte Reiher wird von seinen Pflgetrieben überwältigt; der Unterlegene rettet sich durch den Appell an ältere Triebstrukturen. Brutpflege hat den Vorrang vor dem Hass des Feindes.

Über diese Fluchtgebärden hinaus können wir noch anderes heranziehen. Gefährlich sind für alle Primitiven gute oder böse Geister. Mit Unterwerfung, Bitten, schmeicheln- den Gebärden muss man sich zaghaft Übermächtigen nahen; das ist der Anfang des Gebetes⁴ und auch der letzte Ursprung der verschiedenartigen Gesten, mit denen wir uns, der Sünden und verdienten Strafen eingedenk, an höhere Mächte

* «Beide knurren böse, der Alte im tiefsten Bass, der Jüngere in hohen Kopftönen. Doch man beachte die Stellung der beiden Raubtiere genau; der alte Wolf hat sein Maul ganz dicht am Hals des jüngeren. Und dieser hält seinen Kopf abgewendet, er bietet die Krümmung seines Halses, die verwundbarste Stellung seines Körpers schutzlos dem Feinde dar! ... Der überlegene Wolf beisst aber ... nicht zu. Man sieht ihm an, dass er es eigentlich gern möchte, aber einfach nicht kann!» Lorenz, Konrad: Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen. München 1964, dtv-Bd. 173, S. 119 f.

** Die Unempfindlichkeit scheint sich noch dauernd zu verstärken und deutet eine perniziöse Phase der Entwicklung an.

wenden. Fussfällig gaben Perser in der Proskynesis dem König ihre Verehrung kund. Boden, Füsse, den Saum des Kleides küssend, verehrten Griechen ihre Götter. Völliges Niederwerfen, mit dem Antlitz auf dem Boden, liess das Gebet der alten Juden beginnen und enden. In der Demut der Bittenden finden sich häufig Gesten, wie sie Kinder zu zeigen pflegen, um instinktiv Hassantrieb zu entwaffnen. So berichtet Odysseus, wie er in Ägypten den König trifft, die Waffen wegwirft:

«Ging dem Wagen des Königs entgegen, küsst' und
umarmte
Die Knie; und er schenkte mir voll Erbarmen das
Leben.»⁵

Auf einem Gemälde Ingres' sieht man Zeus und Thetis, die sich vom Göttervater Gunst und Heil für ihren Sohn erbettelt. Sie meint, dass er am Morgen ausgeschlafen und ihr geneigt sei:

«. .. sie enttauchte der Woge des Meers und erhob sich
Schon in dämmernder Frühe zum Himmel empor und
Olympos;
Und sie setzte sich nahe vor ihn, umschlang mit der
Linken
Seine Knie und berührt ihn unter dem Kinn mit der
Rechten .. .»⁶

Da sie nicht höher reichen, ist das Umfassen der Knie die Art von kleinen Kindern. Wenn Bittende den Mund berühren, einem «um den Bart» oder «um den Mund gehen», so suchen sie dem Überlegenen etwas abzuschmeicheln. Der Ausdruck «Keckem», den Lorenz bei jungen Vögeln verwendet (französisch: cajoler), bedeutet abschwatzen, plappern wie ein Specht.* Das nimmermüde Drängen kleiner Kinder mag entfernt damit zusammenhängen.

* Ähnlich auch im Englischen: cajoler bedeutet dort «Chatter like a jay».

Auch das Lecken wird in den Wörterbüchern nicht immer richtig verstanden.⁷ In der Tierwelt erscheint es als Befriedigungsgeste. Man denke – neben groben populären Phrasen – nur an den Speichellecker* und an die Wendung in der Bibel: Staub von des Menschen Füßen lecken. All das sind Versöhnungs-, Busse- und Umschmeichlungsformen, die sich in der Entwicklungsgeschichte des Menschen weit zurückverfolgen lassen.

Wir kommen der Besonderheit des Menschen-Rückzugs schon näher, wenn wir das Einzeltier verlassen und Reaktionen nachgehen, wie wir sie bei flüchtenden Herden vor Augen haben. Dabei fällt auf, dass die Technik der Menschen die alten Mechanismen des Fliehens verwirrt und lahmgelegt hat. Nach Pfeil und Bogen kam die Feuerwaffe. Wie ausreichend einst die «Fluchtwaffen» bei Wüstentieren waren, ergibt sich aus einem Bericht Xenophons über den Marsch des Kyros: «Darauf zog er durch Arabien . . . Bäume gab es keine, aber mancherlei Tiere, am meisten Wildesel, auch viele Strausse.»⁸ Selbst vor berittenen Jägern konnten sich die meisten Tiere retten. Die Beine waren schneller, trugen weiter als die Waffe in der Hand des Menschen.

Alle Tiere zeigen eine Bereitschaft, in wilden Schrecken auszubrechen, wenn sie bedroht sind. Ins Hundertfache kann sie sich in der Herde verstärken, Urbild jener Panik, die wir auch bei Menschenmassen kennen. Stampede** nennen die Cowboys die kollektive Schreckneurose ihrer Tiere, die bei nächtlichem Zusammentreiben und auf Wanderungen häufig auftritt. «Zuweilen ergreift die Tiere ein ungeheurer Schrecken. Hunderte und Tausende stürzen wie rasend dahin, lassen sich durch kein Hindernis aufhalten, rennen gegen Felsen an oder zerschellen in Abgründen. Sie erscheinen plötzlich im Lager der im Freien übernachtenden Reisenden, stürzen sich zwischen den Feuern hindurch über die Zelte und Wagen hinweg, erfüllen die Lasttiere mit töd-

* Englisch: lickspittle.

** Von dem spanischen Wort «estampado» (estampar: stampfen).

lichem Schrecken, reißen sie los und nehmen sie auf in einen lebendigen Strom für immer.»⁹ Seltsam ist auch ihr Verhalten gegenüber den Waffen des Menschen. So bemerkten Jäger in Amerika, die mit ihren schweren Büchsen auf Büffeljagd gingen und das Leittier Herausschossen, dass sich die anderen zusammendrängten statt die Flucht zu ergreifen. Man konnte sie alle nacheinander töten. Nur wenn der Leitbulle schnaubend davonjagte, wurde auch im Gefolge der Fluchtinstinkt geweckt. Die blinde Furcht verhinderte dann jede Eigenlenkung. Ähnliches beobachtete Brehm auch bei den Schafen: «Blindlings folgt die Masse einem Führer . . . stürzt ihm nach in augenscheinlicher Gefahr, springt hinter ihm in die tobenden Fluten, obgleich es ersichtlich ist, dass alle, welche den Satz wagen, zugrunde gehen müssen.»¹⁰

Wenn wir dem Feinde möglichst weit entfliehen wollen, so denken wir beim Rückzug meistens an eine Flucht auf fester Erde, weniger an Wasser oder gar den Luftweg. Zur Überwältigung des Gegners gehört die Nähe, damit sich Überlegenheit von Kräften oder Waffen geltend machen kann. Wenn Zähne, Tatzen, Krallen, Hufe durch die Kugelwirkung kilometerweit «verlängert» werden, versagt der Schutz der Sinne, streckt sich die rettende Entfernung in die Weite. Mit der Ermüdung kommt nicht nur die muskuläre Leistung zum Erliegen, beim einen früher und beim andern später. Beim Menschen treten zudem seelische Veränderungen auf. Bei vielen Affenarten führt der Fluchtweg in die Bäume. Allein zum Fressen steigen sie herab. Ein altes Affen-Männchen führt sie, hält von einem hohen Baum aus Umschau wie ein General von seinem Feldherrnhügel, «steigt zuerst zum Wasser hinab und ruft, warnt und lockt die übrigen durch verschiedene Töne.»¹¹ Brehm schreibt dazu, dass sich die Flucht nach einer Plünderung der Felder oder einer Störung dem nächsten Baum zuwendet. «Sowie sie einmal den Wald erreicht haben und wirklich flüchten wollen, sind sie geborgen.»¹² So sicher ist die Flucht auf Bäume, dass flüchtende Affen weder ängstlich noch erschrocken sind. Da sie

sich wirksam gegen Raubvögel verteidigen können, räuberische Säugetiere ihnen nicht leicht folgen können, gibt es für sie nur einen wahren Feind: die Feuerwaffe der Menschen. Man sollte annehmen, dass die Fluchtbewegungen von Menschen und Meerkatzen nichts gemein haben. Doch berichtet uns Tacitus von einer Schlacht mit den Germanen: «Einige kletterten zu schmachvoller Zuflucht in die Spitzen der Bäume, wo sie von den höhnischen Bogenschützen, die hinaufgestiegen waren, heruntergeschossen wurden; andere holte man dadurch herunter, dass man die Bäume fällte.»¹³ Was die römischen Soldaten bei den geschlagenen Germanen ungehörig (turpi fuga) fanden, war offenbar die Ähnlichkeit mit der Flucht der Affen, wofür wir heute tieferes Verständnis haben.

Magie und Göttergunst im Kriege

Technischer Fortschritt hat den Menschen Waffenüberlegenheit gebracht, aber in der heutigen Kriegführung fehlen Mittel, wie sie einst wirksam zur Verwendung kamen: Waffen der Magie. Magische Mittel wurden aufgeföhren und in dem Kampf der Menschen wirksam eingesetzt. Kriegszauberer wie Balaam sind nicht Legende. Geheimnisvolle Formeln und Verwünschungen finden sich häufig in Kampfschilderungen. Bevor der Riese Goliath den Spiess ergreift, bewirft er seinen Feind mit einem Machtwort. Auch David schwächt seinen Gegner mit einem Fluch, bevor er die Schleuder nimmt. Er besitzt kein Schwert wie jener, wohl aber stärkere magische Kräfte. Von Kriegszauber lesen wir auch an anderen Bibelstellen. So hält Moses im Krieg mit den Amalekitem, auf einem Hügel stehend, beschwörend seine Hände oder einen Stab hoch. «Wenn Moses seine Hand emporhielt, siegte Israel; wenn er aber seine Hand niederliess, siegte Amalek.»¹⁴ Schlachtenzauber wandte auch Josua in seinen Kämpfen an. Auf sein Geheiss hin standen Sonne und Mond still, gehorchte selbst der Herr der mächtigen Hexerei. Ein

anderes Mal deutet er mit der Lanze auf den Feind, Magie gibt Josua den Sieg. Von einem ähnlichen Zaubermodus lesen wir bei Beduinen, Indianern und australischen Eingeborenen.¹⁵

Reich an Schilderungen magischer Kräfte ist auch die Antike. Es wird von der Aegis berichtet, einem Zauberpanzer – eigentlich ein Ziegenfell –, der seinen Träger schützte und zugleich dem Gegner Schrecken einjagte. In der Ilias wird beschrieben, wie Pallas Athene ihre häusliche Kleidung mit der Kampfrüstung vertauschte:

«Darauf in den Panzer gehüllt des schwarzumwölkten
Kronions
Nahm sie das Waffengeschmeide zur tränenbringenden
Feldschlacht.
Siehe, sie warf um die Schultern die Aegis, prangend mit
Quasten
Fürchterlich rundumher mit drohendem Schrecken
umkränzet,
Darauf ist Streit, drauf Stärke und drauf starre Ver-
folgung,
Drauf das gorgonische Haupt*, des entsetzlichen
Ungeheuers,
Schreckensvoll und entsetzlich, das Grauen des donnernden
Vaters.»¹⁶

Wenn die Trojaner siegreich vordringen, schreitet Phoebus Apollo ihnen voran, in der Hand die Aegis, die Hephästos für den Götterkönig geschmiedet hat, Feinde zu erschrecken. Ähnliche Beispiele finden sich auch in den Märchen anderer Länder. So verglichen die Inder die Zauberkraft eines heiligen Wortes mit einem Pfeilschuss.¹⁷

Beim Hexenglauben treffen wir Magie im Kriege wieder. So führt Grimmelshausen als Grund für seine scharfe Behand-

* Die Kunst der Alten stellte es mit Menschenfressermimik dar: mit gierigem Blick, herausgestreckter Zunge und Raubtiergebiss. Es war ein Höllengeist, der auf der Walstatt seine Beute suchte und dessen Anblick jede Bewegung lähmte oder in Stein verwandelte. Die griechische Mythologie berichtet von zweihundert Männern, die durch diesen Anblick in einer Schlacht erstarrten. Vgl. Larousse, *Encyclopedia of mythology*. London 1959, S. 200 (Vase aus dem Louvre, S. 201).

lung in der Gefangenschaft an: «. . . man hielt mich nicht allein vor einen Kundschafter und Spionen, sondern auch gar vor einen, der hexen könnte, dieweil man, kurz nachdem ich meinem Obristen entwichen, einige Zauberinnen verbrannt, die bekannt hatten und auf das Bekenntnis gestorben wären, dass sie mich auch bei ihrer Generalzusammenkunft gesehen hätten, da sie beieinander gewesen waren, die Elbe auszutrocknen, damit Magdeburg desto eher eingenommen werden könnte.»¹⁸

Auf dem schmalen Grat zwischen Magie und dem Glauben an das Walten eines höheren Wesens, das über der gerechten Ordnung wacht, steht das Gottesurteil. Einmal entscheiden zauberkräftige Elemente, Feuer, Wasser, Gift, dann wieder greifen Menschen mitwirkend zum *judicium pugnae*. «Hier gab sich», so lesen wir bei Jakob Grimm, «der Unschuldige nicht blind in die Gewalt eines wunderbaren Elements, er vertraute seiner eigenen Kraft.»¹⁹ Ein anderes Beispiel sind die Kriege, die durch Einzelkämpfe entschieden wurden, von David und dem Riesen Goliath angefangen bis zu den Griechen und Römern. Denken wir nur an Hektors Vorschlag im Trojanischen Krieg:

«Dieser heisst euch anderen, die Troer umher und
Achaeer
Strecken das schöne Gerät zur nahrungfressenden Erde,
Dass er allein vor dem Volk und der streitbare Held
Menelaos
Kämpfe um Helena selbst und die sämtlichen Schätze
den Zweikampf.
Wer von beiden nunmehr obsiegt und stärker erscheint,
Nehme die Schätze gesamt mit dem Weib und führe sie
heimwärts,
Freundschaft sollen wir andern und heiligen Bund uns
beschwören.»²⁰

Den Einzelkampf können auch kleine ausgewählte Eliten ersetzen. So fochten in der griechischen Geschichte 300 Ar-

giver gegen 500 Spartaner anstelle der beiden Heere. Romulus hatte eine eindrucksvolle Form des persönlichen Triumphes geschaffen. «Wenn ein Feldherr», so schreibt Plutarch, «eine Heldentat verrichtet, indem er mit eigener Hand einen feindlichen Feldherrn tötet, wird ihm die Weihung der spolia opima gestattet.»²¹ Nur drei römischen Feldherrn wurde diese Ehrung zuteil. Bisweilen sprangen auch Hitzköpfe aus der Heeresmasse und boten nach alter Tradition anderen Führern die Entscheidung durch Zweikampf an.*

Die Macht der Religion im Kriege

Hilflosigkeit und Ohnmacht sind tiefe Quellen religiöser Inbrunst. Die Not lehrt beten, aber auch nach Rettern suchen. Die grösste aller Fährlichkeiten ist der Krieg. Selbst die Natur in ihrem Wüten ist nicht mit dem entmenschten Mensch vergleichbar. Wo es an eigener Kraft gebricht, kann der Verbündete uns stützen. Vor allem aber sind es Götter, die uns dabei zur Seite stehen. Sie machte man sich schon im Frieden geneigt. Verehrung, Kult und Wohlwollen knüpften enge Bande. Jetzt wird der Angebetete, so hofft und wünscht man, sich seine Gläubigen und Verehrer zu erhalten suchen. Durch neuen Eifer muss die Gottheit an den alten Bund erinnert werden, denn in den Gläubigen fühlt sie sich selber angegriffen und missachtet und in ihrem Machtgebiet bedroht. So war es in vergangenen Zeiten: die Götter nahmen an den Schlachten teil**, stellten sich schützend vor und neben ihre Freunde, und glücklich war, wer sich den stärksten auserkoren hatte. «Krieg», meint Fustel de Coulanges, «ist ein Kampf der Schutzgötter, die hier ihre Kräfte

* Einen solchen Hitzkopf schildert Pelopidas, der im Kampf mit einem ihm verhassten Gegner die Reihen anfeuernd ordnet. «Er lodert bei diesem Anblick in hellen Flammen auf, gab seine Person wie die Führung des Treffens seinem Ingrimme hin und raste den andern weit voran, indem er mit lauter Stimme den Tyrannen zum Zweikampf herausforderte.» Plutarch, Pelopidas 32.

** «Deum adesse bellantibus.» Tacitus, Germania 7.

massen. Vor der Schlacht denkt und spricht der Soldat wie jener Grieche bei Euripides: ‚Die Götter, die mit uns kämpfen, sind stärker als die, die mit unseren Feinden sind.‘»²² Nach gegenseitiger Verwünschung «stürzte man sich von beiden Seiten mit jener wilden Wut aufeinander, die vorn Glauben entfacht wird, dass man Götter auf seiner Seite habe und gegen fremde Götter kämpft».* Auf diese Weise werden religiöse Riten und Gebräuche Teil der Kriegskunst. In Indien geht der Priester mit dem königlichen Feldherrn in den Kampf. In Israel soll der Priester vor der Schlacht dem Volke Mut einreden: «Israel, höre zu! Ihr geht heute in den Streit wider eure Feinde; euer Herz verzage nicht, fürchtet euch nicht und erschreckt nicht und lasset euch nicht grauen vor ihnen. Denn der Herr, euer Gott, geht mit euch, dass er für euch streite mit euren Feinden, euch zu helfen.»²³ Jenes «Gott mit uns», das wir noch heute auf Koppelschlössern von Uniformen finden, stammt aus dem gleichen Winkel der Gefühle.

Die Religion war so eng mit Strategie verknüpft, dass die Gegner oft schon an den kultischen Zeremonien Angriffsabsichten erkennen konnten. Mit himmlischer Ungunst versuchte man eine schlechte Wendung im Feldzug zu erklären. Der kranke Nikias spricht aufmunternd zu den Truppen: «Doch vielleicht haben sie [die Unglücksfälle] bald ein Ende. In der Tat, das Glück hat unsere Feinde genug begünstigt; und sofern irgendeine Gottheit durch unseren Heereszug zum Unwillen gereizt worden ist, so sind wir bereits genügend dafür gestraft.»²⁴ Er hofft, dass jetzt die Götter, die er wie wankelmütige Menschen sieht, «nachgerade gnädiger mit uns verfahren werden, da wir jetzt wirklich eher ihr Mitleid als ihren Unwillen verdienen». Und nach der Schlacht am Trasimenischen See beginnt Fabius Maximus die Wiederaufrichtung der Nation und der Streitkräfte mit einer religiösen Mobilmachung: «Nach diesem machte er den schön-

* Die Verwünschungen beginnen mit den Worten: «O Götter, verbreitet Angst und Schrecken und Unglück unter unserem Feinde.» Makrobios III, 9.

sten Anfang mit der Religion. Er belehrte das Volk, dass es durch die Geringschätzung und Gleichgültigkeit des Feldherrn gegen die himmlischen Mächte, nicht durch das feige Benehmen der Kämpfer ins Unglück geraten sei, und forderte es daher auf, sich vor den Feinden nicht zu fürchten, sondern die Götter wieder gnädig zu stimmen und hoch zu ehren.»²⁵ «Glück», setzt er behutsam hinzu, «ist freilich nur ein Freund der Tapferen und Klugen.»²⁶

Es gibt auch Deutungen, nach denen Götter, die den Menschen grollen, sie nicht erst durch die Niederlage strafen, sondern sich schon vorher von ihnen abwenden. Doch griffen Götter nicht nur in den Kampf ein, sie wurden mit dem Kriegsgrund selbst in Verbindung gebracht. Und hier kommt ein moralisches Moment zum Vorschein: nur jenen stehen sie zur Seite, die einen berechtigten Angriffsgrund hatten. Bei den Römern gab es dafür den Gerichtshof der Fetialen. Plutarch stellt sie als eine Art von Friedensrichter* dar. Sie suchten Kriege durch Verhandlung zu verhindern und «duldeten den Beginn eines Feldzugs nicht früher als bis jede Hoffnung einer rechtlichen Entscheidung abgerissen war . . . Die römischen Fetialen begaben sich oftmals zu der Partei, welche im Unrecht war, um sie persönlich zu besseren Gesinnungen zu bewegen. Gelang ihnen dies nicht, so riefen sie die Götter als Zeugen an und sprachen viele furchtbare Verwünschungen über sich und ihr Vaterland aus, wenn das Recht bei einem Angriff nicht auf ihrer Seite stehen werde... Von ihnen musste jeder Befehlshaber vor allem den Beginn des Krieges als eine Sache des Rechts gleichsam übernehmen . . . ,»²⁷ Wir haben uns heute von solchen Regeln und Gedankengängen weit entfernt.

Die Besorgnis, gegen diese religiösen Grundsätze verstossen zu haben, kommt auch in jener schon erwähnten Rede des kranken Feldherrn Nikias zum Ausdruck. Er suchte die Furcht der Soldaten, die Gottheit zürne, weil man einen Angriffskrieg begonnen habe, zu zerstreuen. «Wir sind die er-

* Die Fetialen werden «judices» genannt. Cicero, de leg. 2, 9, 22.

sten nicht», so rief er aus, «die andere mit Kriegen überzogen haben; dieses ist etwas Menschliches, was schon andere vor uns getan haben und denen es dabei erträglich ergangen ist. Man dürfe deshalb nicht die Hoffnung fahren lassen.»²⁸ Ein schwacher Trost, der schwerlich die Soldaten überzeugte.

Dass Vertrauensbruch die Rache der Götter nach sich zieht, wird von den Alten ausnahmslos betont, enthielt die Eidesformel doch immer ein Element der Selbstverfluchung. Verrat und Unrecht wurde dadurch Selbstverwundung.²⁹ Der Sieg lag immer in der Hand der Götter. Wer sie erboste, machte sie zu Feinden und war im Kampf von vornherein verloren.

Kriegsgötter hatten alle alten Völker. Dass unter ihnen oftmals Frauen verehrt wurden, hängt wohl mit dem Heldenmut zusammen, der Muttertieren zugeschrieben wird. So wurde die ägyptische Göttin Sekhmet als Löwin dargestellt. Und eine Athene «Promachos» kämpft in den ersten Reihen, trägt Helm und alle kriegerische Wehr. Die Aegis, die sie umgeschlungen hat, schreckt ihre Feinde und jagt sie in wilde Flucht. Minerva war ihr Ebenbild in der römischen Götterwelt. Jehovah war ein mächtiger Sturm- und Kriegsgott. In allen nationalen Fragen griff er persönlich, ungesäumt und menschenähnlich ein.* Die Völker, die sich bewaffnen, um Krieg zu führen, stehen einzig im Gefolge der Götter, die sich mit Hagel, Finsternissen, Sturm und Erdbeben dazwischenlegen. Wenn die Philister davon- und auseinanderlaufen, ist es nicht Jonathan und sein Heldenmut, sondern ein von Gott gesandter Schreck.³⁰ Es gab kein anderes Mittel, Kriege zu gewinnen. Gott ging voran, die Menschen folgten, die an ihn glaubten, ihm Verehrung zollten. David wird angewiesen, nicht eher sich in den Kampf zu stürzen, als bis er über den Bäumen des Waldes rauschendes Marschieren hören werde. Erst das galt als ein Zeichen dafür,

* «Die nationalen Kämpfe Israels hiessen ‚Kriege Jahwes‘. Die nationalen Feinde waren auch Jehovahs Feinde.» Lods, Adolphe: Israel. London 1932, S. 462.

dass sich der Herr auf den Weg gemacht habe und in die Schlacht vorangegangen sei.³¹

Häufig beteten die Heere jedoch nicht zu ihrem Kriegsgott, sondern wandten sich an andere Götter oder Halbgötter. Ares zum Beispiel, aus Thrazien nach Griechenland gekommen, galt als wilder und blutrünstiger Geselle, der in der Schlacht wie im Liebesleben unrühmliche Abenteuer zu bestehen hatte. Die Griechen liebten daher andere Götter anzurufen: die Aeakiden beispielsweise in der Schlacht von Salamis und in Kleinasien Zeus, der den Bedrängten zu Hilfe eilte. Es galt weniger, den Gegner zu vernichten, als unversehrt dem Kampfgetümmel zu entinnen. Die Losung lautete deshalb: «Zeus, der Retter, und Sieg!»³² Erst dann folgt der Ruf zu Ehren des Kriegsgottes. Dass nach einer gewonnenen Schlacht auch dem Sonnengott Apollo gedankt wurde, hängt wohl damit zusammen, dass man sich noch am Leben und im Lichte fühlte.

Die Trabanten von Ares waren «Furcht und Schrecken». Phobos vor allem wurde eine eigene Gottheit, die in der griechischen Geschichte oft Erwähnung findet. Theseus beginnt die Amazonenschlacht, nachdem er, dem Orakel folgend, dem Gott der Furcht ein Opfer gebracht hat.³³ Auch Alexander der Grosse zog sich vor der Schlacht von Gaugamela noch einmal zurück: «Er hielt sich mit dem Wahrsager Aristander vor seinem Zelte auf, wo er einige geheime Zeremonien vornahm und dem Gott der Furcht ein Opfer brachte.»³⁴ In Rom war es der Götterkönig Jupiter, der mächtigste von allen, der in lebensgefährlichen Situationen eingriff und die Flüchtenden aufhielt. «Romulus hatte gelobt, dem Jupiter Stator einen Tempel zu errichten, wenn er seine Truppen im Kampf mit den Sabinern standhaft bleiben liess.»³⁵ Daneben hiess er auch Feretrius, der Gott der Beute. Die von Plutarch gebrachte etymologische Ableitung ist schwerlich richtig. Wir werden sehen, welche Rolle die Plünderung als Anreiz des Drauflosgehens und des Angriffs spielt.

Bei den Germanen gab es den älteren Kriegs- und Weidegott Tyr, der die Naturgewalt als Gewittergott auf Donar übertrug. Ihn sollen «Tapfere in der Schlacht um Sieg anrufen . . . Siegrunen soll man auf seinen Schwertgriff ritzen und dabei zweimal den Namen Tyr nennen».³⁶ Die Gestalt Tyrs fließt bei Tacitus mit der des Herkules zusammen. Die Germanen rufen ihn in ihrem Schlachtgesange an. Sie stoßen auch den Kampfschrei, *Barritus* genannt, aus, der gleiche Laut, den wildgewordene Elefanten von sich geben. Der spätere Wodan-Odin wird von Adams von Bremen: Wodan, d.h. *furor* gedeutet.³⁷ Wie es einem Sturmgott zukam, ist er zornmütig und erregbar. «Vor dem Krieg erscheint er plötzlich, stiftet Zwietracht und treibt seine Leute zu rasendem Berserkerang an.»

Auch in unserer Zeit werden Gebete für den Sieg gesprochen und Dankgottesdienste abgehalten. Doch haben sich der Glaube und das religiöse Gefühl aus dem militärischen Bereich zurückgezogen und ihre Pflege bleibt dem einzelnen Soldaten überlassen. Historische Beispiele zeigen jedoch immer wieder, wie kriegsentscheidend es sein kann, wenn sich bei den Massen Glaube und Kriegsziel verbindet. So heisst es in einem Aufruf Alexanders I. von Russland (25. Juni 1812): «. . . da wir also sehen, dass er [Napoleon] auf keine Weise für unseren Wunsch, den Frieden zu erhalten, zugänglich ist, so haben wir keine andere Wahl, als den Allmächtigen, der der Zeuge und Verteidiger der Wahrheit ist, um seine Hilfe anzuflehen ... Es ist unnötig, die Befehlshaber, Korpschefs und Soldaten an ihre Pflicht und ihre Tapferkeit zu erinnern. Tapferes Slawenblut fließt in ihren Adern. Krieger, Ihr verteidigt die Religion, das Vaterland und die Freiheit. Ich bin mit Euch. Gott ist gegen den Angreifer.»³⁸ Die orthodoxe Geistlichkeit überschüttete die revolutionären Franzosen mit Beschuldigungen wie «Ketzer, Tempelschänder und Schismatiker».

Wie hemmungslos ein solcher religiöser Fanatismus wirkte, berichtet uns von Loewenstern, ein Deutscher, der auf der

Seite der Russen kämpfte. Er erzählt von einem Bauern, der in seiner Wut ermattete französische Soldaten umgebracht hatte: «Nach einer Weile kam mein Wirt zurück, das blutige Messer in der Hand, sich rühmend, es zwanzig Franzosen ins Herz gestochen zu haben. Er legte es ab und legte es unter sein Kopfkissen, bekreuzigte sich vor den Heiligenbildern, die in grosser Zahl im Zimmer aufgestellt waren, und sagte mir dann: ‚So oft habe ich zu Gott gefleht, mich mein Messer gegen die Unchristen gebrauchen zu lassen, die unser Land entweihen und unsere Kirchen besudeln. Endlich ist mein Gebet erhört worden. Die Hoffnung, mit der ich mein Messer angeblickt all die Zeit über, ist endlich in Erfüllung gegangen. Gelobt sei der Allerhöchste, der Heiland und alle Heiligen!‘ Dies sagte er in fanatischer Begeisterung, seine Augen brannten, seine Glieder zitterten.»³⁹

Auch im russischen Dekabristenaufstand von 1825 wurde von Seiten der Regierung das religiöse Gefühl dazu missbraucht, Rachegefühle aufzustacheln. Um die Revolte dem Volk als ruchlos darzustellen, wurde der Synode aufgetragen, einen besonderen Gebetstext abzufassen. Darin wird Gott gedankt, dass er die Russen vor den bösen Plänen bewahrt habe, «den rechten Glauben und den Thron zu vernichten und das russische Reich zu zerstören».⁴⁰

Napoleons Kriege gegen Spanien (1808-1814) scheiterten an der psychologischen Verkennung religiöser Fakten und an dem Temperament der Spanier. Plünderung von Kirchen und Klöstern mit ihren aufgehäuften Kostbarkeiten, der Missbrauch von Nonnen, das schroffe Vorgehen gegen Priester brachte die Bevölkerung in Raserei. Hinzu kam noch ein unerschütterlicher Aberglaube, von dem ein Franzose berichtet: «Wenn die Spanier französisches Blut vergiessen, so glauben sie, Gott ein gefälliges Opfer zu bringen. Man hat ihnen auch die Überzeugung beigebracht, wer im Kampf gegen uns fiele, würde sogleich in seinem Heimatort auf-
erstehen.»⁴¹ Hier findet sich ein Anklang an arabisches Gedankengut.

Tief im Bewusstsein der Menschen sitzt noch die ausserirdische Beziehung zu Sieg und Niederlage und macht sich leise oder unverhohlen geltend, man muss sie nur herauszufinden wissen. Was ist es anders als der Hinweis auf Sieg und Niederlage, eingebaut in eine höhere Ordnung von Schuld und Sühne, wenn Germanicus von den Germanen tadelnd zu den Truppen spricht, dass sie im Missgeschick den Mut verlören und im Erfolge des göttlichen und menschlichen Gebots vergässen?⁴² Von dem Gesetz, den Krieg nicht anzufangen, sprach bereits der Feldherr Nikias, der Athener. Der Angegriffene kann auf Götterhilfe zählen, und dunkel steckt der Anspruch, dass man angegriffen worden sei, noch unseren Diplomaten in den Knochen. Caesar betonte, zu dem Heere sprechend, er könne auf das Zeugnis der Soldaten sich berufen, dass er stets den Frieden gewollt habe.⁴³ Im Aufruf des preussischen Königs aus dem Jahre 1866 steht: «Die Bemühungen seiner Majestät, dem Land den Frieden zu erhalten, seien nicht geglückt.»⁴⁴

Natürlich ist es nicht immer leicht zu sagen, wer einen Krieg begonnen hat. Bündnissysteme können gegen eigenen Willen dazu zwingen. So trieb der Rheinbund deutsche Truppen in den Krieg mit Russland. Oft sind es auch nur Vorbereitungen, die schliesslich einen Krieg unumgänglich machen. So wurde in Sachsen im Mai 1811 mobilgemacht, ein Jahr darauf (am 1. April 1812) die polnische Grenze überschritten. Aber erst im Juni begann der eigentliche Krieg.⁴⁵ Und in Bismarcks Erinnerungen kann man lesen, wie er den anderen jeden Angriff zuschob. «Der Erfolg», so schreibt er, «hängt.. . wesentlich von den Eindrücken bei uns und anderen ab, die der Ursprung des Krieges hervorruft; es ist wichtig, dass wir die Angegriffenen seien.»⁴⁶ Von weiser Staatskunst abgesehen, schwingt hier noch ein altes religiöses Element mit, wonach die Gottheit Friedlichen und Schwächeren zur Seite steht.

Ein anderer Vorgang möge schliesslich noch Erwähnung finden. Es war am 19. Mai 1940. Auf allen Fronten wichen die

französischen Truppen, und jetzt ging die Regierung zu einer Feier für den Sieg Frankreichs in die Kirche Notre Dame. Die Pariser bleiben verwundert stehen, überrascht, dass sich so viele Leute, die für ihre militante Weltlichkeit bekannt gewesen sind, plötzlich in den Schutz der Kirche begeben. «Es muss faul stehen», kommentierten Augenzeugen, «wenn die soweit gekommen sind.»⁴⁷ Auch hier die Hilfe höherer Mächte, die man in einer Zeit der Verzweiflung erflachte.

Bereits die Scheu, dass niemand einen Krieg angefangen haben will, zeigt Hemmungen verborgener Art. Es ist leicht, gleichsam wie bei der Notwehr von einer unmittelbar bevorstehenden Gefahr zu sprechen, die abzuwarten niemand zugemutet werden könne. Der Grund mag wirklich oder unecht sein. Entscheidend bleibt letztlich jedoch die äussere Angriffshandlung, die, jedermann erkennbar, vor sich geht und psychologisch schwerwiegende Folgen hat. Am 10. Mai 1940 setzte die Hitler-Regierung die Kabinette Hollands und Belgiens von dem unmittelbar zu erwartenden Einmarsch in ihr Staatsgebiet in Kenntnis. Sie sehe sich dazu gezwungen, um einer geplanten französisch-englischen Aktion zuvorzukommen. Der öffentlichen Meinung gegenüber fiel das Argument ins Leere.

Oft wurde auch versucht, den Gegner zum Angriff zu bewegen, nur um nicht selbst den ersten Schritt zu tun. Dass Bismarck im Jahre 1870 einen Angriff Frankreichs provozieren wollte, hat er selber zugegeben. Doch machte Frankreich formell den Anfang und rein politisch einen nicht geringen Fehler.

In der Frage des Kriegsbeginns und seiner weitreichenden Konsequenzen sollten sich Staatsmänner und Heeresleitungen von modernen «Fetialen» leiten lassen, besonders im Atomzeitalter, wo jeder Rettung von dem ersten Schlag erwartet.

Opfer und Kriegsglück

Wenn blosses Flehen, Preis und Lob nicht zu genügen schienen, so brachten die bedrängten Menschen ihrer Gottheit Opfergaben. Inder, Germanen, Griechen, Römer opferten vor der Schlacht; die Perser vor allem dann, wenn sie im Vormarsch Flüsse zu durchqueren hatten. Wie die Geschenke, die wir übergeben, so wuchs die Überzeugungsmacht mit dem Wert der Gabe. Wirksamste Kostbarkeit war junges und dem Feldherrn ganz besonders teures Menschenleben. Als Curtius sich opferte⁴⁸, riss die devotio wie ein mächtiger Fluch die Feinde mit in seinen Untergang; er flehte mit erhobenen Händen um Siegesglück und das Verderben seiner Feinde und sprang dann in den Abgrund, der sich im Forum aufgetan hatte. Er war, wie Jephtahs Tochter, Roms aller-
teuerstes Geschenk. Der Sohn des Königs ist ein Opfer, das an das Herz des Schlachtgottes rührt. Wir denken an den Moabiterkönig, der, rings umzingelt, seinen ersten Sohn als Brandopfer darbrachte.⁴⁹ In einer ähnlichen Notsituation erhoffte auch ein Häuptling in Neuseeland Rettung von den Göttern. Er schnitt dem Sohn das Herz heraus und weihte es den Kriegsdämonen. In wilder Wut warf sich sein Stamm jetzt auf den Feind und metzelte ihn bis zum letzten Manne nieder.*

Noch aus dem Feldzug gegen Russland hören wir von derlei Gedanken, die uns an Menschenopfer mahnen. Dort zogen russische Bauern die Gefangenen völlig aus und überliessen sie dem Untergang; die Armen wurden selbst verhindert, sich zu erschiessen: «Denn das Landvolk hielt eine solche Linderung der Qual für eine Beleidigung des rächenden Gottes Russlands», wodurch sie seines weiteren Schutzes sich beraubten. Die Opfer – und dazu gehörten ihre Schmerzen – durften ihrem Gott der Rache nicht entzogen werden. Er würde sich sonst an den «Frevlern» für die entgangenen Genüsse schadlos halten.

* «Die Kriegsdämonen wurden viel gepriesen und mancher der Gefallenen wurde aufgefressen.» Thomas, W. I.: Primitive Behavior, New Haven 1937, S. 404.

Vor der Schlacht von Salamis wurden dem «rohfressenden» Dionysos Menschenopfer dargebracht. Sie werden ihm nach dem Gebet «geschlachtet».⁵⁰ Bevor er zum Gott des Weines und des Wachstums wurde, verehrten ihm die Bacchen Knabenopfer, ein Kult, der später durch Geisselungen ersetzt wurde. Als «rohfressend» galten Götter, die ein Geschöpf mit Haut und Haar verschlangen. Für diese Art von Opfermählern finden sich in der Literatur zahlreiche Beispiele.*

Wahrsagung war mit Opfern oft verbunden. Wenn dem modernen Menschen künftige Dinge dicht verhangen sind und wir uns mit dem kümmerlichen Substitut der Meinungsforschung zu begnügen haben, so glaubten viele Völker früher an geheime Kunst der Seher. Sie hielten zähe an dem Glauben fest, obgleich es leicht war, den Gehalt der Sprüche dachzuprüfen. An der Bedeutung solcher Prophezeiungen zweifelte selbst ein Cicero nicht: «Es ist ein alter und von den Heroenzeiten her von allen Völkern einstimmig angenommener Glaube, dass es unter den Menschen ein Wahrsagen «ebe, d. i. ein Vorgefühl, eine Wissenschaft künftiger Dinge. Ich sehe kein Volk, weder so human und gebildet noch so roh und barbarisch, welches nicht glaubte, die Zukunft werde vorbedeutet und von gewissen Menschen erkannt und vorhergesagt.»⁵¹ Es galt damals als ein Gottesfrevel, wenn einer Omina missachtete. Von den vielfältigen Problemen interessiert uns nur die Feldzugs-Mantik.

Im alten Indien zündete man vor der Schlacht in eigentümlicher Weise ein Feuer. Die Richtung, die der Rauch nahm, deutete den Ausgang der Schlacht.⁵² Die Beschlüsse der Götter zu erfahren, diente im Felde bei den Griechen ein wohlentwickeltes System der Zeichendeutung. Dabei galt es als entscheidend, wie die Götter das dargebotene Opfer annahmen. Fiel das Urteil gnädig aus, so konnte man mit ihrer

* «Die äusseren Zeichen der Verzücktheit, das Rohessen, das Würgen und Zerreißen von Schlangen durch die Bacchen, verschwanden nicht.» Rohde, Erwin: *Psyche*, Bd. II, Tübingen 1925, S. 46. – «Wenn man den Gott in grosser Not zu Hilfe rufen wollte, so lud man ihn zu einem Gastmahl aus der Urzeit ein.» Vgl. Hentig, Hans von: *Mordbrand*, S. 77 ff.

Gunst und Hilfe rechnen. Der Ausfall der Weissagung war somit von grösster militärischer Bedeutung. «Selbst wenn der Feind schon angreift, lässt man sich beschliessen, erleidet grosse Verluste, aber nicht eher wird der Kampf aufgenommen, als bis der Mantis* günstige Zeichen verkündet.»⁵³ Ein kriegerisches Volk wie die Spartaner führte bei seinen Feldzügen selbst Opfertiere aus der Heimat mit. Zusammen mit den Waffen und dem Proviant bildeten sie einen bedeutenden Teil der Ausrüstung. Ausserdem waren sie sehr um die Anwerbung von anerkannten Wahrsagern bemüht. So suchten sie beispielsweise den berühmten Tisamenus zu bewegen, er möge zusammen mit den Herakliden ihre Heere «anführen». «Auf Grund» seiner Weissagungen errangen die Spartaner fünf grosse Siege, zuweilen durch reine Verteidigung, die er ihnen geraten hatte.⁵⁴

Vielleicht verstanden diese Wahrsager etwas von Strategie und hatten psychologisches Einfühlungsvermögen. Nach aussen hin mussten sie sich auf erkennbare Zeichen des Opfertieres stützen.** «Ein gutes Zeichen war es, wenn das Opfertier ohne Sträuben zum Altar hinging oder gar vor dem Schlachten mit dem Kopfe nickend gleichsam sich selbst mit seinem Schicksal einverstanden erklärte, und man verschmähte es auch nicht, durch besondere Mittel diese Omina künstlich herbeizuführen.»⁵⁵ Orakel, wie das von Delphi, die beträchtlichen Einfluss auf Staats- und Kriegführung hatten, erhielten – nach dem Ausspruch durch die betäubte Seherin – Auslegungen und Formungen durch wohlerfahrene Priester. Unmittelbarer wirkten Vogelzeichen und Tierschau. In der römischen Zeit bis ins kleinste festgelegt, sind sie dem rationalen Denken unserer Tage fremd. Die Tierschau ging von einer physiologischen Halb Wahrheit aus; denn als der Sitz der Seele galt allein die Leber. Hier wohnten Leidenschaften, Wollust, Liebe. Wie heute uns der Gram am Her-

* Mantis: der Seher, Vogelschauer, Opferdeuter.

** Ich habe dieses Einverständnis des Opfertieres – auch wenn wir es durch manche Gunsterweisungen vor dem Tode gleichsam überlisten – bei meiner Theorie der Henkersmahlzeit mitverwendet.

zen nagt, so frisst der Adler an der Leber des rebellischen Prometheus. Aus einer grossen Leber wächst der Mut, nicht weniger aus einer umfangreichen Galle. Die grosse Leber eines Opfertiers wies auf grosse Siege hin.⁵⁶ Eine nicht vollständige Leber beim Opfertier jagte Alexander grossen Schrecken ein, da sich zudem noch andere schlimme Zeichen hinzugesellten. Er wusste, dass der Tod ihm nahe war. Bevor Kimon ins Grab sank, zeigte ihm der Opferpriester eine Leber, an der kein «Kopf» vorhanden war.⁵⁷ Auch das Orakel des Jupiter Ammon⁵⁸ hatte, wenn auch nur dunkel, Abgesandten Kimons Tod verkündet. Oft half Betrug zu einer günstigen Auskunft, um Heere sicheren Gefühls zum Sieg zu führen, was Plutarchs Erzählung vom König Agelisaos beweist.⁵⁹ Er schrieb auf eine Hand das Wort für «Sieg» und drückte es auf einer solchen Opferleber ab. Sein Heer, das vorher ohne Mut war, zog in dem Glauben an das Siegeszeichen unerschrocken in die Schlacht und brachte den Ägyptern eine schwere Niederlage bei.

Die Wirkung von Himmelserscheinungen war verschieden. Einmal ermunterten sie die Kämpfer, ein anderes Mal dagegen schreckten sie. Für Sieg und Niederlage waren die Zeichen bestimmend. Ganz abgesehen von der Deutung durch die Opferpriester erschienen sie als echte schlachtentscheidende Faktoren, wie wir an manchem Beispiel sehen werden.

Zahllos sind die Vorgänge in der alten Kriegsgeschichte, die beweisen, wie hochempfindlich Feldherrn und Armeen auf Omina, Vorzeichen, reagierten, mochten sie nun Glück verheissen oder vor Unglück warnen. Als dem Cyrus vor der Schlacht die Tiara vom Kopf fiel, verbreitete sich schnell die Nachricht, er sei verwundet worden und gefallen.⁶⁰ Bevor das Unglück über Crassus' Heer hereinbrach, waren an seine Soldaten bei der Proviantausgabe aus Versehen Linsen mit Salz ausgegeben worden.⁶¹ Es war ein Traueressen, das man Toten vorzusetzen pflegte. Noch andere Zeichen deprimierten die Soldaten. Statt im Purpurmantel kam der Feldherr in

Schwarz gehüllt, was seinen Tod vorauszusagen schien.⁶² Krüppeln, Eunuchen, Mohren zu begegnen, bevor man in den Kampf zog, galt als unheilvoll, und dieser Aberglaube steckte Römern tief im Blute. «Sehr bekannt», so schreibt Plutarch, «ist der Mohr geworden, der nach Öffnung des Lagertores dem Adlerträger gerade entgegenkam und von den Soldaten zusammengehauen wurde, weil sie in ihm ein böses Zeichen sahen.»⁶³

Aus solchem Aberglauben ist die Menschheit nie herausgewachsen. Als Napoleon vor der Überquerung der Memel (1812) vom Pferd fiel, werteten seine Offiziere diesen Vorfall als schlechtes Omen. «. . . der Fürst von Neuchâtel. . . fasste mich unmittelbar darauf an der Hand und meinte: ‚Wir täten besser daran, nicht über den Njemen zu gehen. Dieser Sturz ist ein schlechtes Omen.‘ ... Jedermann war innerlich mit diesem Sturz beschäftigt und der Gesichtsausdruck der meisten Offiziere des Hauptquartiers schien deutlich zu sagen: wären wir Römer . . . wir würden den Njemen nicht überschreiten.»⁶⁴ Als ein hoher preussischer Offizier im Jahre 1866 vor der Abfahrt nach Schlesien sein Gepäck gerade auf den Wagen lud, da hörte er die erschrockene Stimme seiner Frau: «Sieh nur! Sieh nur!» Er wandte sich um und sah neben der Droschke einen Leichenwagen stehen. «Immerhin muss ich gestehen», schreibt er, «dass auch für mich der Eindruck dieses Zufalls kein besonders angenehmer war.»⁶⁵

Noch bleibt ein Wort über die seltsame «ursachlose» Kausalität zu sprechen, die sich im Kriege immer wieder wirksam zeigt. Es ist die stille Übermacht und die geheime Unbesieglichkeit des Glücks. Was Glück heisst, ist nur das Zusammenklingen von Zufall, Leistung und Kräften einer wohlgesinnten Umwelt. Das Glück hat seine eigene Naturgeschichte. Es kommt und geht, wir wissen nicht von wannen und wohin. Es deckt die Wesensschwächen lange, bisweilen auf die Dauer zu. «Von Natur war er mutlos und verzagt», meint der Historiker von Nikias.⁶⁶ «Doch verbarg

sich im Krieg dieser Mangel an Mut unter Glück, dessen er sich erfreute.» Fehlt dieses Glück, so kann die Tüchtigkeit gehemmt und der Erfolg versagt sein.

In irgendeiner Weise passen Glück und Unglück nicht in eine Welt, die von Gerechtigkeit gehütet und geordnet wäre. Ruchlose haben Glück. Plutos, der Gott des Reichtums, klagt bei Aristophanes⁶⁷, er habe als ein hoffnungsvoller Jüngling die «Braven, Weisen, Biederen» aufsuchen wollen. Zeus aber habe Blindheit über ihn verhängt, damit er sie nicht finden könne. Glück in der Liebe, Glück des Spiels, Jagdglück und Kriegsglück kommen unverdient. «Der Lauf der Dinge selbst kann zuweilen ebenso unberechenbar sein, wie die Gedanken und Einfälle eines Menschen. Daher pflegen wir auch seltsame und unerwartete Begebenheiten dem Glück zuzuschreiben», ruft Perikies in einer Rede aus.⁶⁸ Noch niemand hat bei dem, der das ersehnte Grosse Los gewann, gefragt, ob er der grossen Summe würdig sei. Wie Tau und Regen fällt das Glück vom Himmel. Als man von Dionysos dem Jüngeren wissen wollte, wie sein Vater die Herrschaft über Syrakus erlangt, er aber sie verloren habe, antwortete er: «Vom Vater erbte ich die Herrschaft, aber nicht sein Glück.»⁶⁹

Das Glück scheint manchmal Regeln der Mechanik aufzuheben. Als Pyrrhus Sparta angriff, verteidigten sich die Lakedämonier mit einer Tapferkeit, «die ihre Kräfte überstieg... Dann aber stellte sich das Glück der Stadt ein, das nur die Tapferkeit der Männer hatte auf die Probe stellen wollen oder auch nur die eigene Macht inmitten der Bedrängnis dartun wollte».⁷⁰ Die Alten machten über die Natur des Glücks sich eigentümlichste Gedanken. Sie trennten zwischen Glück und Tüchtigkeit und sahen nicht nur auf den äusseren Erfolg. Im Peloponnesischen Krieg «glaubte jedermann, dass sie [die Spartaner] in Bezug auf Glück heruntergekommen waren; in Ansehung ihrer Art zu denken und zu handeln aber noch die alten Lakedämonier geblieben seien».⁷¹

Sehr rationale Anschauungen übermittelt Josephus⁷², wenn er schreibt: «Sie [die Römer] halten einen wohlüber-

legten Plan, selbst wenn er in Misserfolg endet, für besser als einen unerwarteten Glücksfall, weil zufälliger Erfolg zu Unvorsichtigkeit verführt, während Überlegung, obschon manchmal von Missgeschick gefolgt, die nützliche Lektion erteilt, wie man ihre Wiederholung vermeidet.» Aus diesen Worten spricht souveräne Klugheit, doch bleibt sie in der Praxis der Kriegführung nicht allzuleicht nur Theorie?

Glück kann dem Geist des Feldherrn Schärfe, Biegsamkeit und Frische nehmen. Wenn Caesar sich im Sturme zu erkennen gab, der tosend ihn herabzuziehen drohte, so war die Mahnung an den Steuermann: «Frisch auf, wackerer Mann! Wage es und fürchte nichts! Du führst in deinem Schiffe Caesar und sein Glück!»⁷³ – rein nautisch keine grosse Weisheit. Zwar legten die Matrosen sich jetzt mächtig in die Ruder, doch kam die Rettung erst, als er dem Steuermann erlaubte, umzudrehen.

Stets wird das Glück als ein geheimes Fluidum betrachtet, das manchen Menschen physisch gleichsam anhängt. «So riss die Schwester des Redners Hortensius, Valeria, einmal ein Stückchen von der Toga des vor ihr gehenden Sulla ab. Als er sich umdrehte, sagte sie entschuldigend: ‚Ich wollte nur einen kleinen Anteil an deinem Glück haben, Imperator.‘»⁷⁴ Und Marius gewährte das römische Volk ein viertes Konsulat, weil es «die Kraft und das Glück eines Marius brauchte».⁷⁵

Kriegsglück besteht gar oft in fremden Fehlern. In andern Fällen stehen wahre Tüchtigkeit und Einsicht mit Gunst der Umweltkräfte in Einklang. Sallust entwirft von Sulla dieses Bild: «Er war beredt und schlau . . . dabei mit aller Welt gut Freund; um Absichten zu heucheln, besass er eine unergründliche Verschlossenheit; er lebte höchst verschwenderisch, zumal mit Geld. Und mochte er auch als der glücklichste von allen gelten, so hat vor seinem Glück im Bürgerkrieg das Glück doch niemals seine Leistung überstiegen [nunquam super industriam fortuna fuit], und viele waren ungewiss, ob seine Tapferkeit oder sein Glück wohl grösser war.»⁷⁶ Von Caesar stammt das Wort, das er den Soldaten nach der Nie-

derlage zurief, man müsse, wenn nicht alles glücklich gehe, dem Glück durch eigenes Handeln auf die Beine helfen.⁷⁷ Glück oder Unglück helfen der Geschichte auf den Weg. Im Allgemeinen aber zogen es die Feldherrn vor, sich mehr auf ihre Pläne als auf Glückszufälle zu verlassen.*

Scharnhorst hat 1797 einen Aufsatz: ‚Die Entwicklung der allgemeinen Ursachen des Glücks der Franzosen in den Revolutionskriegen‘ geschrieben. Was ihn beschäftigte, war aber mehr der Gedanke der Weltbeglückung als Tonikum der revolutionären Heere, nicht das blinde, das unvorhergesehene «Glück» in unserm Sinne, das Zauderer und Zweifler überwältigt, weil der Erfolg mit Engelszungen spricht und wir von ihm rückwärts auf Leistung schliessen. Ein Arzt, der an dem russischen Moskaufeldzug teilnahm, schildert die Gespräche vor dem Auszug: «Alles hoffte und erwartete von dem Zuge nach Russland Befreiung von der verhassten fremden Oberherrschaft. Wir hielten entgegen: des Kaisers strategische Geschicklichkeit, sein riesenmässiges Glück, sein sieggewohntes Heer, und dass vor ihm, dem hochgestellten Repräsentanten des progressiven, umgestaltenden Prinzips, das in der Zeit, in der wir lebten, vorherrschend sei, des Nordens Eispaläste schmelzen würden.»⁷⁸ Doch fürchtete auch dieser Mediziner schlimme Folgen wiederholten Kriegsglücks, die Ära neuer Kriege, die dipsomanische Entwicklung der Begier nach Ruhm und Macht.

Es ist ein anderes Ding, nicht der Magie des blossen Glücks zu erliegen und seinen Anteil ganz zu leugnen, weil man gerade selbst vor lauter Missgeschick nicht aus noch ein weiss. Quintus Fabius Maximus, der gegen Hannibal bestellte römische Diktator, wollte dem unzufriedenen Volk Verständnis dafür beibringen, «dass für einen tüchtigen Feldherrn das Glück von unwesentlicher Bedeutung sei. Verstand und Überlegung seien einzig ausschlaggebend».⁷⁹ Dem Worte «einzig» widerspricht die Kriegsgeschichte. Glück kann

* Ein Gegenbeispiel bildet Pyrrhus, der «sich mehr seinem Glück überliess als der Überlegung folgte». Plutarch, Pyrrhus 26.

man freilich weder lernen, noch durch Mühe oder Fleiss erwerben. Von unbekannten Gebern wird es uns geschenkt.

Das Tabuwort «Rückzug»

Die Anatomie des Rückzugs kann nicht unternommen werden, bevor ein letzter Punkt erörtert ist. Es ist der Horror, eine alte Form des Aberglaubens vor dem Worte «Rückzug», der den Besiegten beherrscht. Friedrich der Grosse hat die Schlacht bei Kunersdorf verloren: «Das war der Todeskampf der Schlacht», schreibt Carlyle von der preussischen Armee. «In ihren Reihen raschelt es überall, sie fallen nach allen Seiten hin auseinander und lösen sich auf in eine einzige wilde Flut, die hinwegebblt, so rasch sie nur kann.»⁸⁰ Der Feind erobert 165 Geschütze, dazu noch 180 russische Kanonen, die in die Hand der Preussen gefallen waren. Friedrich, der Feldherr, sieht den Krieg verloren. «Adieu pour jamais», schreibt er an den Grafen Finkenstein, «es ist der völlige Zusammenbruch.» Doch was schreibt er in der Verzweiflung an die Freunde? Er meldet ihnen, dass er «das Schlachtfeld verlassen musste», spricht von «grosser Kalamität», von «Echec» und Unglück.⁸¹ Der Tapferste der Tapferen hat vor einem Worte Furcht. Die Wirklichkeit ist herzerreissend, den Namen zu «berufen» aber noch viel ominöser. Auch in Gedanken blickt man noch zur Seite, wenn man mit schädlichen Potenzen umgeht, und gerade diese Scham gewährt uns tiefen Einblick in Trauma und Komplex des Rückzugs.

In Rom trifft die Schreckensnachricht ein, bei Cannae seien Heer und Feldherr vernichtet. Niemals seit dem Bestehen der Stadt sei solche Panik ausgebrochen, meint Livius. Und dann verhüllt er gleichsam sein Gesicht. Er scheut sich, mehr davon zu sagen: «Deshalb», so schreibt er, «dürfte ich auch der Aufgabe nicht gewachsen sein und mich auch nicht daran wägen, das zu berichten, was durch eine Darstellung

verglichen mit der Wirklichkeit von mir doch nur verkleinert würde.»⁸² Dass Goethe oftmals unverhüllt von Rückzug sprach, zeigt uns die schwache innere Ergriffenheit des Zivilisten. Der Feldherr aber, den er unversehens trifft, umgeht empfindsam die hereingebrochene Katastrophe und bedauert, dass der den Schlachtenbummler «in dieser unangenehmen Lage» antrifft.⁸³ Wenn Clausewitz⁸⁴ nur wenige Seiten seines Werkes auf den Rückzug verwendet, so mag das Ehrgefühl des preussischen Soldaten mit im Spiele sein. Das heikle Thema stiess ihn ab, als ob es nicht zum Krieg gehörig wäre und keiner theoretischen Erörterung würdig sei. Dass die Rückzüge grosser Feldherrn und krieggeübter Heere «stets dem Abgehen eines verwundeten Löwen gleichen», ist mehr das Wunschbild eines tüchtigen Soldaten als schrecklich trübe Wirklichkeit.

In den Lageberichten des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht aus dem Jahre 1945⁸⁵ finden sich die verschiedensten Versionen für den Rückzug. Es musste «zurückgegangen werden». Es wurde «zurückgezogen», «Reste konnten zurückgeführt werden». «Ein Teil der Division ist abgefahren.» «Die Kräfte wurden in der Nacht herausgezogen.» Der Brückenkopf «wurde verengert». Eigene Kräfte «wurden zusammengedrückt» oder «zurückgedrückt» oder «überrollt». Der Feind hat unsere Kräfte bis Mannheim «zurückgedrängt». Der Feind «errang Gelände», Reserven, um ihn aufzuhalten, fehlten. Der eigene Zusammenhalt wurde «auseinandergerissen». Truppen brauchten nur «wenig zurückgenommen zu werden». Bei Kassel wird «eine neue Linie aufgebaut». Nur einmal finde ich: «Rückzug der eigenen Kräfte bis Wollin.»

In den harten Kämpfen vom 15. Mai 1940 stösst bei Poix-Terron ein Bataillon des 152. französischen Infanterieregiments auf eine Kolonne von 200 deutschen Panzern. «Es wird umfasst und löst sich schliesslich in der Nacht vom Gegner, nachdem es schwere Verluste erlitten und zugefügt hat.»⁸⁶ Rückzug von Truppen eines alten Kolonialherrn vor

den Regimentern farbiger Völker muss besonders schmerz-
lich sein. Nach heftigem Kampfe war die Malayische Halb-
insel am 50. Januar 1942 in Feindeshand gefallen. Ehe die
britischen Truppen sich nach Singapore zurückzogen, sprach
der Oberkommandierende zu ihnen durch den Rundfunk.
Er sprach von der feindlichen Übermacht zur See und in der
Luft und rief: «Die Schlacht von Malaya ist zu Ende, die
Schlacht von Singapore beginnt. . . Unsere Aufgabe war es,
dem Feind Verluste zuzufügen und Zeit zu gewinnen, bis
sich die Kräfte der Alliierten für den Kampf im Fernen Osten
haben konzentrieren können.»⁸⁷ Die Festung wurde am
14. Februar nach schwerem Bombardement übergeben. Wie
schmerzlich die Soldaten auf dem Rückzug fühlen, geht aus
einer Schilderung hervor: «Ich blickte die Strasse entlang
und alles, was ich sehen konnte, war eine Reihe Philipino-
Kinder, die am Wegrand standen und ihre kleinen braunen
Finger, die das V-Zeichen* zeigten, hochhielten. Ihre Ge-
sichter waren zu einem Lächeln verzerrt. Ich sah nach unten.
Ein kleiner Kerl lief neben mir her. ‚He, Mariner‘, sagte er,
und lächelte zu mir hoch. ‚Hello, mein Kleiner!‘ – ‚Wie
geht’s heute, Mariner?‘ – ‚Fein. Und dir?‘ – ‚Mir geht’s gut.
– Sag mal, Mariner, ihr werdet uns doch nicht hier allein
lassen? Nicht wahr, ihr lauft nicht weg, nicht wahr?‘ Ich
drückte seine Hand. Er war etwa 10 Jahre alt. Sein Lächeln
war geteilt, halb freudig und halb voller Angst. ‚Nein,
Junge, wir laufen nicht weg. Wir gehen nur auf vorbereitete
Stellen zurück, weiter nicht!‘ So sah es aus, und immer wie-
der rückwärts! rückwärts!’ . . .»⁸⁸

Durch alle Zeiten und durch alle Völker setzt die Aversion
sich fort; so tief empfindet der Mensch eine Niederlage, er-
strebt seelisch einen Ausweg und wäre es nur eine kleine
Tröstung vor der Wahrheit, die seinen Selbstwert nagend
untergräbt. «Wir mussten das Schlachtfeld verlassen»,

* V = victory (Sieg).

schreibt Friedrich der Grosse nach der Niederlage von Kunersdorf.⁸⁹ Die bedrängten deutschen Soldaten, die nur noch in Einzelgruppen kämpfen, laufen einer nach dem andern über das Feld, um irgendwo ein schützendes Gebäude zu erreichen. Es ist der grosse Rückzug vom Frühjahr 1945. «Wir setzen uns ab.»⁹⁰

Die ganze Spitze des verletzenden Tabus, die auf den Worten «Niederlage», «Rückzug» und «Ergebung» liegt, wird von der Kontroverse zwischen inneren Gegnern aufgenommen und wie ein Giftfeil gnadenlos verwendet. De Gaulle traf in London der Befehl seiner Regierung, sofort nach Frankreich zurückzukehren (Telegramme vom 18. und 19. Juni 1940). Er gab General Weygand folgende Antwort: «Herr General, ich habe den Befehl, nach Frankreich zurückzukehren, erhalten. Ich habe mich, um ihn auszuführen, sofort um die Möglichkeiten hierzu bemüht, denn ich habe, wohlgemerkt, nur die eine Absicht: kämpfend zu dienen. Ich glaube daher, mich innerhalb 24 Stunden bei Ihnen melden zu können, wenn bis dahin nicht die Kapitulation unterzeichnet ist.» Es war damals allein von einem Waffenstillstand die Rede, bemerkt Benoist, de Gaulle dagegen wusste wohl, dass das Wort «Kapitulation» für den Heerführer Weygand das rote Tuch war.⁹¹

Die rettende Ergebenheits- und Unterwerfungspose des besiegten Tieres ist einzig eine äussere Haltung⁹²; wir wissen nicht, was seelisch in dem Wesen vor sich geht. Wenn revolutionäre Bewegungen sich nicht selten an Niederlagen anschliessen, so ist es sehr oft der Versuch, die Last der Selbstvorwürfe von sich abzuwälzen und einen kleinen oder grossen «Sieg», die Minderwertigkeitsgefühle kompensierend, zu erringen. Der Rückzug wird verdrängt, der häusliche Erfolg gefeiert. In vielen Fällen ist es nur ein Pyrrhussieg.

2. Kapitel

Die Elemente des kausalen Vorfelds

Der Volksgeist

In den Tagen eines Georg von Frundsberg ging bei den Landsknechten ein Lied um:

«Wir han gar kleine Sorgen
Wohl um das Römisch Reich.
Es sterb heut oder morgen,
Dies gilt uns alles gleich.»¹

Es kommt auf die Verbindung zwischen Volk und Heer an, ob sich der Geist der Massen in der Heimat machtvoll auf dem Schlachtfeld geltend macht. Die reinen Söldnerheere haben andere Ideale. Schiller hat das freie Leben in Gallensteins Lager' geschildert: den Kroaten mit dem gestohlenen Halsband, die Marketenderin mit ihrem Jungen, den Jäger mit der Philosophie des unbekümmerten, lustigen Dahinlebens, ohne sich mit Gedanken an die Zukunft zu belasten. Weit weg liegt die Heimat mit dem, was sie liebt und fürchtet, wünscht und verwirft. Dem Landsknecht ist das Vaterland entfremdet.

Nur wenn die Heere hart bedrängt auf eigenem Boden kämpfen, erwachsen ihnen aus der Berührung mit heimatlicher Erde neue Kraftströme. Manchmal überkommt sie aber auch Verzagtheit. So schreibt Goncourt im belagerten Paris von 1871 in sein Tagebuch: «Heute ist nichts mehr von der Widerstandskraft und nichts mehr von der fieberhaften Aufregung zu merken, die alles Kommen und Gehen der vergangenen Tage beherrscht hatte. Die Bevölkerung ist müde und schleppt sich wie ein Vogel unter einem grauen Himmel fort, von dem andauernd schwere Schneeflocken herabfallen. Es ist kein Platz mehr für die Absurditäten der Hoff-

nungen.» Der Widerstand des Volkes lebte nur noch in den Provinzen weiter und übertrug sich auf die versprengten Verbände.

Revolutionäre Armeen oder Heere, die für einen Glauben kämpfen, erfüllen ihre Mission. Scharnhorst hat die Glaubenssätze der revolutionären Massen beschrieben, die nach dem Umsturz von Frankreich aus siegreich Europa überschwemmten. Er spricht vom neu erwachten Nationalstolz und einer Notwehrsituation, in der sie um ihre Existenz und ihre «jetzige und künftige Glückseligkeit» zu kämpfen glaubten. Ein jeder durfte auf höchste Ehren rechnen, den Feigen drohte Schande, rücksichtslose Bestrafung. Dies alles brachte, nach der Meinung Scharnhorsts, einen Geist hervor, «der grosse Dinge auszurichten vermochte».² Er erörtert auch die Ursachen der Niederlagen, die die Regierungen der Gegenseite einzustecken hatten. Er meint, dass ihre Kriegsentwürfe eher einem «durch Furcht und Eigennutz erzeugten Hass» entsprangen und keine nationale Tugend waren. Zu grossen Opfern war man nicht bereit. «Geistliche, Adel und Reiche trugen nicht viel Ausserordentliches zur Erhaltung der Armee bei. Sie lebten in der Schwelgerei ihres Zeitalters, unbekümmert, nur verdriesslich darüber, dass die Armee nicht imstande sei, ihnen durch Niederwerfung des Gegners völlige Ruhe zu verschaffen . . .»³ Noch sehr viel härter ist das Urteil Arndts. Er klagte Deutschlands Herrn und Fürsten an: «In den traurigen Jahren von 1805 bis 1812 wurden Deutschlands Ketten immer fester geschmiedet durch Deutschlands Fürsten, die ohne ein deutsches Vaterland und ohne teutsche Liebe und Treue mit kleinen und gierigen Herzen einem fremden Tyrannen dienten, der sich Kaiser des Abendlandes und Wiederhersteller Teutschlands nannte.»⁴

Es gibt Nationen, die man defensiv veranlagt nennen möchte. Gefühle, die sonst tief verborgen, resonanzlos bleiben, wachen bei ihnen überraschend auf. So hatten sich die Russen vor den Heeren Napoleons zurückgezogen, brennend hatte Moskau die feindlichen Armeen empfangen.

Doch dann vollzog sich eine Wandlung, man sollte eher sagen: das Mass des Duldens war voll. Von Löwenstern, der 1812 auf russischer Seite kämpfte, beschreibt die Gründe dieser seelischen Wandlung: «Wer damals den Marsch im Umkreise um die brennende Stadt. . . mitgemacht, wird sich erinnern, welche Gefühle jenes Heer trotziger, ergrimmtter Männer beseelten. Statt auf Unterwerfung sannten die Russen auf Mittel der Vergeltung und Rache; statt Entmutigung sah man Aufschwung, Begeisterung; Begeisterung für die Sache des Vaterlandes, Begeisterung, alle Opfer zu bringen, selbst die höchsten, um die Schmach zu tilgen und der National-ehre . . . genug zu tun . . . Jetzt kam ein anderer Geist über Heer und Volk.»⁵ Wahrscheinlich gehört zu einer solchen seelischen Entwicklung ein Zeitmoment. Der Druck wird schliesslich unerträglich. Der Fall von Moskau war ein Raub, der jeden traf und animalische Instinkte weckte. Tierpsychologen sagen uns, dass eine Henne um so aggressiver wird, «je näher die Bedrohung dem Mittelpunkt ihrer Welt, das heisst ihrem Neste ist».⁶ Napoleon spürte die wachsende Gefahr. An den «Herrn Bruder» schreibt er einen Brief, erinnert Alexander an die frühere Freundschaft. Doch gerade diese honigsüssen Worte wirken jetzt wie Schwäche; die Sturmflut der Erbitterung lassen sie nur höher steigen.

Zu Beginn des Feldzugs hatte Napoleon noch geäussert: «Binnen zwei Monaten wird Russland mich um Frieden bitten. Die Grossgrundbesitzer sind erschreckt, mehrere von ihnen schon ruiniert.»⁷ Wie wenig kannte er, der Mann vom Mittelmeer, die Seele Russlands, einschliesslich seines Adels und der reichen Leute. Dem Grafen Rostoptschin gehörte ein luxuriöses Schloss mit einer Galerie, das Ganze glänzend ausgestattet. Als sich Napoleons Heere seinem Gute näherten, gab der Graf dem englischen General Wilson, der das russische Heer begleitete, bekannt, er wolle eigenhändig das vielbewunderte Schloss in Brand stecken. Die Dorfältesten erschienen und baten inständig, lieber auf die Besitzungen des Grafen in Sibirien gehen zu wollen als sich den Fremd-

lingen zu unterwerfen. Das ganze Dorf, mit 1'700 Seelen, setzte sich in Marsch. Dann legte Rostoptschin Feuer an sein Eigentum, und als das letzte Kunstwerk in Flammen aufging, wandte er sich dem Engländer zu und sagte: «Jetzt ist mir's leichter ums Herz.» Der Geist des Volkes ist ein seltsames Gebilde. Irrationale Elemente schwingen hier mit, und Napoleon übersah den Hauptpunkt in seiner militärischen Berechnung, wozu – dem Volkscharakter irgendwie verbunden – noch das Klima, parteiisch, unbesiegbar, grausam trat.

Seit 1866 hatten sich die Schwerpunkte in der Politik Europas verschoben. Bismarcks der Einheit zugewandte Politik sollte das künftige Schicksal Deutschlands und seine Staatsform bestimmen. In Frankreich, das sich übergeben sah, stieg der Groll, wuchs der Gegensatz zu einem kranken, von seiner Frau beherrschten Kaiser. Die dumpfe Angst gab den Gedanken ein, die Dynastie durch einen populären Krieg zu retten.

Die Völker lieben lauten Jubel, lautes Kriegsgeschrei. Es stärkt die Lungen, und es tut dem Kreislauf wohl. Zudem wirkt diese infantile Äusserung der Freude ansteckend. Künstlich erregt, wird sie doch gerne aufgenommen und steigert sich an eigener Glut und Ausdruckstärke. Die düstere Stimmung einer Masse ist im Allgemeinen echter. Man lese dazu jene Stelle Canroberts, die von der Abreise Napoleons III. im Oktober 1870 handelt: «Der Kaiser kommt bedrückt gegangen. Der Gang ist langsam, schleppend, das Haupt gesenkt, der Rücken gebeugt. Daneben lustig tänzelnd der kaiserliche Prinz und Prinz Napoleon . . . Grenadiere in Arbeitskleidern begegneten ihnen achtungslos und ohne zu grüssen; und zwei von ihnen drehten sich, als sie vorüber waren, nach ihnen um und bemerkten höhnisch: ‚Wie sieht er jämmerlich aus! Er sollte machen, dass er fortkommt!‘ Und an einer anderen Stelle dieses Berichtes heisst es: «Die Cent-Gardes setzten sich an der Spitze des Wagens in Trab: kein Hoch liess sich hören, und diese völlige Stille machte selbst auf die

Unbeteiligten, die Napoleon III. nicht kannten, einen peinlichen Eindruck.»⁸

Siebzig Jahre später, als eine neue Prüfung über Frankreich kam, erklärte Marschall Pétain: «Das Volk kann durch den Schleier, den die Politiker über Frankreich geworfen haben, das Antlitz seines Vaterlands nicht mehrerkennen.»⁹ Die Analyse war militärisch knapp und unvollständig. So schnell lässt sich die Seele eines Volkes nicht verdunkeln. Dazu gehören viele neue und auch alte Kräfte.

Die Kriegslust

Dass wir von Kampfbegierde öfter hören als von Kriegsverdrossenheit, liegt, wie ich glaube, daran, dass Kriege meistens eine Anfangsphase manischer Erregung haben. Das gilt wohl, nach Überwindung ersten Schreckens, auch für die Abwehrkriege. Die in der Heimat Zurückbleibenden lieben es, wenn die Truppen ausmarschieren, ihre Schützer und Verteidiger aus hoffnungsvoller Dankbarkeit zu glorifizieren. Diese wiederum werden sich, von Vertrauen und Bewunderung umgeben, von ihrer besten Seite zeigen.

Kurz vor der Schlacht von Jena kam ein Offizier auf Feldwacht. Ihn freute der gute Geist der Truppe, Altmärker alle miteinander. Die sichere Hoffnung, dass es nun bald zu ernstem Kampf kommen würde, so schrieb er, war der alleinige Gegenstand aller Gespräche und erfüllte die Gemüter «mit einem so freudigen Enthusiasmus, dass ich überzeugt bin, ein dreimal überlegener Feind hätte uns angreifen können, wir würden ihm nicht allein Widerstand geleistet, sondern ihn siegreich zurückgeworfen haben.»¹⁰ Und beim Abmarsch nach Russland (1806) schrieb ein junger französischer Offizier folgende Notizen nieder:

«21. Juli: Endlich dieser hochofrefreuliche Abmarschbefehl.

26. Juli: Zum ersten Mal geht's in den Krieg ... Es kommt mir vor, als finge ich erst heute an zu leben.

27. September: Es geht nach Preussen. Ich werde von nun an auf Stroh schlafen; es wird das erste Mal und hoffentlich nicht das letzte sein.
29. September (Straubing): Welche grossartigen Ebenen; was für prächtige Kavallerieattacken man hier reiten könnte.
4. Oktober: Zum ersten Male auf Vorposten in der Nähe des Feindes. Was für Luftschlösser werden aufgebaut und abgerissen. Nachdem ich in meiner Einbildung die Preussen geschlagen, die Armee gerettet, Fahnen erobert, alle Orden der Welt erhalten habe, schrecke ich aus meinem Traum auf.
8. Oktober (Bayreuth): Biwak. Alles trinkt, singt und ist geschäftig. Alles atmet Krieg, Bewegung, Heiterkeit...
14. Oktober: Ambulanz in Jena: Man kämpft noch, aber ich nicht mehr. Mit 20 Jahren ein Krüppel. . . Ich bedaure mein Blut nicht, ich sehe es begeistert fliessen. Doch niemals werde ich mich wieder schlagen können.»¹¹

Der Gegensatz von glühender Begeisterung beim Auszug und physischem wie seelischem Zusammenbruch am Ende sollte jede Staats- und Truppenführung mahnen. So schrieb am 20. Februar 1813 ein junger Kavallerist aus Kassel an seinen Vater, der nicht mit nach Russland marschiert war: «Ich war so weit in meinem Schreiben gekommen, als ich von Lehsten überrascht wurde, der mit dem Rufe: ‚Louis komm mit hinaus, es nahen die ersten Haufen der grossen Armee!‘ in meine Stube gestürzt kam . . . O teurer Vater, es war das ein Anblick zum Gotterbarmen! Wenn ich mir den Tag ins Gedächtnis rufe, an dem wir die Truppen von hier abmarschieren sahen, in dem Glanz ihrer Uniformen und ihrer frischen Jugendlichkeit, ein jeder mit der Hoffnung auf zu erringenden Ruhm und zu erwerbende Ehren erfüllt, und nun!

Wie sahen die Unglücklichen aus! Die Köpfe und Füsse in Lumpen gehüllt, der übrige Körper bedeckt mit Fetzen von

allen möglichen Stoffen oder Strohmatte. Auch Tierfelle, noch voll des vertrockneten Blutes, deckten ihre Blößen. Der Ausdruck ihrer bleichen Züge war ein schrecklicher, die Augen sahen mit einem geisterhaft starrenden Ausdruck aus den blassen, mit Falten durchzogenen Gesichtern heraus, als sähen sie noch alle die Greuel, die auf sie in den Eissteppen Russlands gelauert hatten, und ihre Sprache klang hohl und rau, als hätten die Schmerzensteine sie heiser gemacht. Die meisten der Unglücklichen konnten ihren Körper kaum noch fortschleppen, so matt und krank waren sie. Ihre Gesichter sahen . . . mit gespenstischem Ausdruck aus den Lumpen hervor.

Und das, teurer Vater, waren dieselben Menschen, die einst frohen Mutes, die Augen leuchtend vor Siegesglück, ausgezogen waren, um für einen Menschen, für den Kaiser, die Welt zu erobern.»¹²

Mehr als ein Jahr zuvor konnte eine Truppe sächsischer Kavalleristen den Beginn des Krieges kaum erwarten, beneidete die andern, die schon hatten kämpfen dürfen.¹³ Von dieser Euphorie war auch Amerika ergriffen, bevor der Bürgerkrieg ihm tiefe Wunden schlug. New York erlebte einen Wirbelsturm von Jubel, als die Truppen durch die Strassen zogen. Der Gleichschritt der Soldaten und der Glanz der Bajonette ergriff im Süden nicht weniger die erhitzten Massen. Es war, als ob so viel Männlichkeit ganz besonders die Frauen hinriss, die nach den blassen Städtern endlich echte Naturburschen zu sehen bekamen und aus patriotischen Gründen Bewunderung und Beifall offen Ausdruck geben durften. Am 10. Mai 1861 schrieb eine New-Yorkerin an ihre Freundin in Paris: «Die Jungens aus Vermont marschierten heute Vormittag hier durch, mit der ‚Kraft der Berge‘ in ihrem Schritt und mit einem grünen Reis im Knopfloch. Gestern sah ich einige Kompanien, die, wie man mir sagte, von Maine kamen. So sahen sie auch aus: sonnengebräunte Axtschwinger mit schwieligen Händen, gewohnt, den Winter in den Bergen zu verbringen, dort in mörderischer Kälte die Bäume zu

schlagen, aus den Stämmen grosse Flösse zusammenzustellen und sie auf tosenden Fluten den Strom hinunterzutreiben. Das Dröhnen ihrer Trommeln liegt uns heute noch im Ohr.»¹⁴

Das Selbstgefühl des Südens wallte mächtig, manchmal allzu heftig auf. Als die Nachricht eintraf, die ersten Kugeln seien auf Fort Sumter gefallen, läuteten in Charleston alle Glocken, die Menschen stürzten auf die Strassen und wünschten einander Glück, weil ein Krieg begonnen hatte, der ein so schlimmes Ende nehmen sollte. An den Zelten der Soldaten sah man Aufschriften wie «Wilde Tiger», «Drachennest» und «Yankeefresser». Fast jeder Soldat hatte am Anfang einen schwarzen Diener bei sich; man wollte einen guten Eindruck machen, wenn man in Washington einziehen würde, «was, wie sie hofften, bald der Fall sein werde».¹⁵

Es müsste für den Massenpsychologen reizvoll sein, die Gründe zu erforschen, warum die Völker einmal explosive Kriegslust zeigen, zum anderen aber wieder teilnahmslos beiseite stehen. Beim Beginn des dritten Schlesischen Krieges (1756) erlebte ein Schweizer, angeworbener Rekrut, den Ausmarsch aus Berlin. «Jetzt wurde Marsch geschlagen», schrieb er, «Tränen von Bürgern, Soldatenweibern, Huren und dergleichen fliessen zu Haufen. Auch die Kriegsleute selber, die nämlich, welche Weiber und Kinder zurückliessen, waren ganz niedergeschlagen, voll Wehmut und Kummer.»¹⁶ Ein jeder, der den Jubel der ersten Augusttage im Kriegsjahr 1914 erlebt hat, wird dagegen die Begeisterung der Menschenmassen nicht vergessen. In der Erregung steckten neben Kampfinstinkten Drohung, Furcht und echter Opfermut. Aus meinem Tagebuch¹⁶³ sind diese Sätze: «Drei Tage darauf im Zug nach Posen – ich fuhr von Charlottenburg ab. – Der lange Lichtstrom der Friedrichstrasse wirft uns den Zuruf ungeheurer, tobender Massen nach. Man ist erschrocken und still über die Wucht dieses Vertrauens und die Last dieser Erwartungen.»

Von wilder Kampflust, die alle Angst der Kreaturen

auslöscht, zeugt auch das Verhalten mancher Pferde in der Schlacht. Schon Grimmelshausen hat auf Rosse hingewiesen, die ihren Herrn im Dreissigjährigen Krieg beschützten. Ein Offizier des napoleonischen Feldzuges gegen Russland erzählt von seinem alten treuen Schimmel: «Im Gefecht selbst bewies er sich von einer Kraft und einem Mute, dass sein wahrhaftig dämonisches Feuer mir kaum irgendwo zum zweiten Male vorgekommen ist. Es war, als fühle er sich im dichtesten Kampfgewühle erst recht wohl . . . Seine Brust hob sich wie die eines Löwen und sein hitziges Schnaufen war weithin hörbar.»¹⁷

Dass Heere in der Antike oft voller Missmut waren, lag wohl an der inneren Unzufriedenheit der Massen, der Überbeanspruchung und dem Alter grosser Söldnerheere. In Sparta gab es Zeiten, in denen Reichtum nur wenigen vorbehalten war, wo Neid und Missgunst gegen die Besitzenden ihr Haupt erhoben und Widerwillen gegen jeden Krieg entstand. Kleomenes bemerkte in den oberen Schichten eine schwindende Neigung für den Kriegsdienst, weil die Gewinnsucht überhandgenommen hatte. In Rom nennt Plutarch Tiberius Gracchus hart und unerschütterlich, wenn er dem Volk, das sich um ihn drängte, den Spiegel seiner Nöte vorhielt: «Wenn die Bestien’, schrie er, ‘die Italien abfressen, ein Loch haben-wenn für jedes von ihnen ein Lager und ein Platz vorhanden ist, um hineinzukriechen – Menschen aber, die für Italien kämpfen und sterben, Luft und Licht, sonst aber nichts besitzen, gar nichts! Nein, ohne Haus, ohne Wohnsitz irren sie umher mit Weib und Kind. Die grossmächtigen Feldherrn lügen, wenn sie ihre Soldaten in der Schlacht mahnen, für ihre Gräber und Heiligtümer zu streiten gegen den Feind! . . . Für fremden Luxus, für fremden Reichtum kämpfen und sterben sie!’»¹⁸

In welchem Zustand das römische Heer war, das Metellus übergeben wurde, ist bei Sallust mit vielen Einzelheiten zu erfahren; es war mit einem Worte faul und feige (iners, imbellis). Den römischen Soldaten wurde manches Wort des

Tadels, mancher grobe Spass gestattet*, was uns Einblick in die schlechte Stimmung gewährt. Im Kriege gegen Pompeius schimpften sie auf Caesar, weil er zu viele Kriege führte. «Sie wollten ihm nicht nach Brundisium folgen.» Im Grossen Ganzen aber darf für Rom die Meinung Catos gelten, dass nämlich diese Römer wie die Schafe seien. Vereinzelt widerspenstig, würden sie, wenn sie zusammen wären, einem Führer folgen. Er wies einsichtig auf die seltsame Erscheinung hin, dass mit der Massenbildung sich in höherem Grade Lenkbarkeit entwickelt.¹⁹

Von einem «Heer» zu sprechen, ist hier nun freilich blosser Abstraktion. Es mag einmütig oder je nach Rang geschichtet sein. Die Altersgruppen können ganz verschieden denken, die Vorgesetzten werden nur im engen Kreise murren und Bedenken äussern. Sonst müssen sie ein gutes Beispiel geben, mit Siegeszuversicht vorangehen, auch wenn sie Zweifel quält. Von einer solchen inneren Zwiespältigkeit spricht ein deutscher Offizier, der mit den Truppen Napoleons nach Russland auszog. «Man war nicht sicher, zu gewinnen», teilt er mit.²⁰ «So lange es warm sei, berichtet er weiter, könnte es noch gehen. « Vorsichtige erinnerten daran, dass der Russe nur Krieg führe, «wenn der liebe Gott ihm Brücken baut», wenn Flüsse und Moräste zugefroren sind. Ganz anders war die Stimmung bei den jungen Offizieren; sie fürchteten, Napoleon könnte allzufrühe Frieden schliessen. Sie waren «voll der besten Hoffnungen, sie vertrauten des Kaisers Stern so fest. . . Wenn er sie aufgefordert, den Mond anzugreifen, sie hätten mit einem ‚Marchons!‘ geantwortet. Sie träumten von nichts anderem als von Gefechten, Schlachten, Siegen».²¹

Im Juli 1870 nahm Marschall Canrobert die Parade der im Lager von Chalons versammelten Truppen ab. Er hatte Freude an den aktiven Regimentern und ihrer guten Haltung. Dagegen bereiteten ihm sechs Bataillone der Mobil-

* Vgl. den sehr anzüglichen Vers, den die Soldaten beim gallischen Triumph über Caesars pae-dophile Neigung sangen: «Gallien unterlag dem Caesar, dem Nikomedes einst Caesar:/ seht! Der Caesar triumphiert jetzt, dem ganz Gallien unterlag. / Nikomedes aber triumphiert nicht, dem doch Caesar unterlag.» Sucton, Caesar 51.

garde von Paris schwere Sorge. Schon in der Hauptstadt waren diese Truppen durch ihre Disziplinlosigkeit aufgefallen. Der Marschall verglich ihren Marsch durch die Hauptstadt mit einem Maskenzug, der am Aschermittwoch heimkehrt. «Der Bataillonskommandeur zu Pferde zwischen einer vorausmarschierenden Gruppe von Tambours und Hornisten und der hinter ihm folgenden Horde seiner Mannschaften machte den Eindruck eines zur Schlachtbank geführten Opfers. Die singende, brüllende Masse der Mobilgardisten mit offenen Blusen, den an den Strassen stehenden Zuschauern Witze oder obszöne Redensarten zurufend, machte auf alle, die es mit ansehen mussten, einen widerwärtigen, tieftraurigen Eindruck.»²² Für diesen Krieg war Frankreich nicht gerüstet, nicht in einer Verfassung, die hätte zum Erfolge führen können. Die Kriegsbereitschaft eines Volkes lässt sich ohnehin nie ganz ergründen.

Ich war im Jahre 1939 nicht in Deutschland und konnte mir von der damaligen Volksstimmung kein Bild machen. Ein angesehener Amerikaner gab seinen Eindruck in einem vielgelesenen Buch wieder: «Sie [die Deutschen] haben den Krieg von dem Augenblick an gehasst, an dem er ausbrach, und das Volk war bereit, ihn bei der erstmöglichen Gelegenheit wieder abubrechen. Bevor er kam, haben sie ihn mehr gefürchtet als die Völker, deren Führer und Heere mit Vernichtung bedroht wurden. Bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen das Ende näher gerückt schien, waren sie beglückt wie Kinder.»²³ Ich weiss nicht, ob es so war. Ich weiss nicht, ob dieser Eindruck auch für spätere Jahre gelten konnte.

Die Stimmung auf der anderen Seite war allmählich abgesunken. Die Zweifel an einem Sieg hatten mit dem Freundschaftspakt im Kreml begonnen (22. August 1939), der die gewohnte und ersehnte Offensive aus dem Osten ausschloss und für die Deutschen ein diplomatisch wie militärisch kaum zu ermessender Erfolg war. Man überlegte, wie sich Deutschland auf die Knie zwingen liesse, ohne eine offensive Reaktion der Deutschen zu provozieren, Rohstoffe sollten ab-

geschnitten werden, das Eisenerz aus Schweden und das Öl des Ostens. Bei solchen Plänen wurde der Kampfgeist Frankreichs nicht gerade entflammt. Staatsmänner und Generale verbohrt sich in eine Fülle technischer Probleme. Am 5. September 1939 gelang den deutschen Truppen im Osten der Durchbruch. Verträge waren es, nicht freier, eigener Entschluss, die Paris und London zur Kriegserklärung zwangen. Ein halber Krieg, wie ihn die Kriegsgeschichte in Europa früher nicht gekannt hatte, war vom Zaun gebrochen worden. Die Propaganda zielte auf die führenden Gestalten an der Spitze. Mit den Völkern selbst gingen die Redner milde ins Gericht, sie ermutigten den inneren Widerstand und dachten an den Sturz des feindlichen Regimes. Man findet bei ihnen beinahe gute Worte, an die man sich später jedoch nur ungern erinnert. «Sogar in Deutschland selbst», verkündete Churchill im Rundfunk aller Welt, nachdem der Krieg bereits zehn Wochen währte, «gibt es Millionen Menschen, die sich fernhalten von der brodelnden Masse, von Verbrechen und Korruption, welche der Parteiapparat der Nazis darstellt.»²⁴

Mehr als in England zehrte diese Zeit des Wartens an den Nerven der Franzosen. Später kämpften sie tapfer, doch waren sie nicht mit ganzem Herzen dabei. Als der Zusammenbruch erfolgte, sagte General Gamelin zu einem Journalisten: «Was sollte man mit Soldaten anfangen, die nicht kämpfen wollten?» Zu lange hatten sie untätig in den Kasematten der Bunker entlang der Maginotlinie oder in den Unterkünften der Etappe herumgelegen. Das aber ist nicht die geeignete Methode, bei Reservisten Kampfgeist zu wecken oder einen langen Winter hindurch zu bewahren.

Wie andererseits Kriegslust Bewegungsdrang erhitzt und seelische Abläufe stark beschleunigt, erleben wir in der Vergrößerung der Masse. Wenn sich dagegen Verwirrung in der Führung geltend macht, so wird das Heer unruhig und Furcht greift um sich. Die klassische Beschreibung einer solchen Situation hat uns Tolstoi gegeben. Die Truppen sammeln sich in der Nacht an den ihnen angewiesenen Stellen. «Kaum

hörte man das Rasseln der Artillerie. Alles laute Reden, das Pfeifenrauchen, Feuermachen war verboten und man suchte das Wiehern der Pferde zu verhindern, wodurch das Unternehmen recht geheimnisvoll erschien. Einige Kolonnen hielten an, stellten die Gewehre zusammen . . . andere, die Mehrzahl, marschierten die ganze Nacht hindurch und kamen offenbar nicht dahin, wohin sie kommen sollten.» Die Stimmung wurde bald verdriesslich, da man rasch merkte, dass es wieder einmal rückwärts ging. Der General und die Adjutanten sprengten hin und her, «schrien, stritten und riefen, dass diese oder jene eine falsche Stellung eingenommen hätten. Endlich marschierte man wieder weiter mit dem Gedanken, schon irgendwohin kommen zu müssen. Und wirklich kam man auch irgendwohin, aber nur nicht dahin, wohin man sollte».²⁵

Der geliebte und der unberufene Feldherr

Feldherr und Fleer sind massenpsychologischen Faktoren unterworfen wie Volk und König oder andere grossen Führer. Wer sich den Feldherrn, der in der Geschichte glänzt, stets siegreich, immer vorwärtsstürmend vorstellt, wer sich ihm nur mit grossen Kinderaugen naht und das Dämonisch-Abgrundtiefe übersieht, wird neben seinem Glück nur seine taktische Begabung schildern können. Die psychologischen Kräfte, die bei der Führung eines Heeres notwendig sind, kann er nur an der Oberfläche streifen. Wir wissen wenig von den angeborenen Mechanismen, die Herde und Leittier unsichtbar verknüpfen. Mit dem Wegfall der Führung lösen sich jedoch die Fäden des Zusammenhaltes zwischen den verschiedenen Kämpfern, die sich nur im Wege stehen oder blind bekämpfen. Shakespeare hat den Zusammenbruch beschrieben, der eintritt, wenn der Feldherr ausgefallen ist:

«. .. Sein Tod, des Seele Feuer lieb
Dem stumpfesten Gesellen in dem Lager,

Sobald er ruchbar wurde, raubte Glut und Hitze dem Mutigsten in seinem Heer.

Denn nur sein Stahl verhärtete die Streitmacht, und, mit ihm weich geworden, kehrten alle anderen in ihres Wesens dumpfes Blei zurück.»²⁸

Man wird bei manchen der ganz grossen Feldherrn an eine Art «Paarbildung» erinnert, in die sich Führer und Geführte fügen; und denkt unwillkürlich an die «Heilige Schar» von Theben, wo sich die ganze Neigung aller zueinander in Selbstverleugnung und in Opfermut ergoss. Dieser Typ von Feldherrn liebt und quält seine Soldaten, sie aber hängen wie die grossen Kinder an ihm, schmolten bisweilen, lassen aber nicht von ihm. Zum anderen ist auch deutlich Hass der Frauen zu erkennen, wie etwa bei Alexander dem Grossen. Plutarch bemerkt in seiner Schilderung auch den weichen Blick. Weiter weist er auf den Wohlgeruch hin, den Alexanders Haut ausströmte, der auch die Kleider füllte, was die Männer merkten. Vernichtungsdrang und Liebe schlossen bei ihm einen Bund. Ihn tröstete es, in Blut zu waten. «Er zog auf ein seltsames Waidwerk aus», so lesen wir, «auf eine Art von Menschenjagd und vernichtete den Stamm der Kussaer, indem er alles, was in waffenfähigem Alter stand, nieder-machen liess. Dies hiess man Hephaestions Totenopfer.»²⁷

In dem eigentümlich engen und persönlichen Verhältnis von Führer und Heer kehren zwei Elemente der Anziehung wieder: der Altersunterschied von jungen und älteren Menschen, auffällig häufig auch das Fluidum sozialer Unterschiede. Pompeius, der dem grossen Alexander äusserlich geglichen haben soll, wird ausser einem liebenswürdigen Wesen etwas «Freundlich-Würdevolles» nachgerühmt. Auch glaubten die Soldaten in ihm imponierende und «fürstliche» Züge zu entdecken. Germanicus, der Feldherr, ging des Nachts durchs Lager und lauschte den Gesprächen der Soldaten in den Zelten. Ernsthaft und scherzend erhoben sie den Führer in den Himmel: er sehe glänzend aus, sei milde und geduldig.

Vor allem aber liebten sie seine vornehme Herkunft (nobilitem ducis).²⁸

Vielleicht ist die Bemerkung bei Sueton²⁹, dass Caesar selbst in den langen Bürgerkriegen niemals eine Niederlage erlitten hätte, einer Nachprüfung wert. Über sein wirres Liebesleben gingen viele Witze und Bosheiten um; sein Todfeind Curio nannte ihn den «Mann aller Frauen» und die «Frau aller Männer». Er hatte eine weisse und zarte Hautfarbe und zeigte jene Freude an Strapazen, die «seine körperlichen Kräfte zu übersteigen schienen» und die wir bei bestimmten Feldherrntypen wiederfinden werden. Er liebte kriegerischen Schmuck bei den Soldaten und führte die Bezeichnung «Kameraden» statt «Soldaten» ein. Plutarch sucht Caesars Glück und Grösse in zwei Sätzen zu erklären: «Die Liebe und Willigkeit der Soldaten . . . erreichte einen ungemein hohen Grad. Leute, die sich in sonstigen Feldzügen nicht sonderlich vor andern hervortaten, verwandelten sich unter ihm in unüberwindliche Helden, die sich in jede Gefahr stürzten, wenn es für Caesars Ruhm geschah.»³⁰ In gleicher Weise wird von Antonius erzählt, die Liebe seiner Soldaten zu ihm sei so gross gewesen, dass Offiziere wie Mannschaften das Lob und die Gunst des Feldherrn «höher stellten als ihre persönliche Rettung und Sicherheit».³¹

Phantastisch oder eher pathologisch zu nennen war die Leidenschaft des Heeres für Kaiser Otho: er war in keiner Weise eine Schönheit, und wenn wir auch nichts Bestimmtes von seinem Privatleben wissen, so scheint doch kein Zweifel an seiner besonderen äusseren Erscheinung zu bestehen.* In einem Anfall unerklärter Hysterie küssten die Soldaten Hände und Füsse seiner Leiche. Als sie verbrannt werden sollte, begingen einige sogar an dem Scheiterhaufen Selbstmord.

* «Er wird nämlich geschildert als mässig gross, schlecht zu Fuss, krummbeinig und in seinem Anzug fast von weibischer Eitelkeit. Er liess sich die Haare am Leibe ausrupfen und trug auf dem Kopfe wegen seines spärlichen Haarwuchses eine sorgfältig angepasste, gutsitzende Perücke, die kein Mensch von eigenem Haar unterscheiden konnte. Das Gesicht liess er sich täglich rasieren und mit feuchtem Brot abreiben, was er von dem ersten Flaum an getan haben soll, um nie einen Bart zu haben.» Plutarch: Otho 12.

Andere, die beim Tode nicht zugegen waren, brachten sich aus Trauer und Schmerz gegenseitig im Zweikampf um, als ob sie ihrem Feldherrn auf dem Marsch in die Vernichtung folgen wollten.

Das Denkmal Prinz Eugens, das in der Ofener Königsburg steht, streckt seine Hand nach den endlosen Ebenen des Ostens aus. Im Volkslied lebt der winzige Feldherr weiter. Seine Persönlichkeit strahlte Mut und Begeisterung aus und die Soldaten hingen ihm voll Liebe an. Wie aber sah der Prinz aus den Savoyer Bergen aus? In der Beschreibung eines aufrichtigen Bewunderers tritt er vor uns: «Der Antrieb . . . kam nicht aus einem starken, nach Taten und Erleben lechzenden Körper. Denn Eugen war verwachsen und schwächlich, von kleiner, unansehnlicher Gestalt, in der Liebe sein Leben lang ein Krüppel.»³² Es würde zu weit gehen und mehr ein übertriebenes Bild als Wahrheit sein, wenn man sagen wollte, dass Prinz Eugens Soldaten einer kleinen, klugen, unerschrockenen «Amazone» folgten; und doch scheint die Natur uneins gewesen zu sein, schwankend und unentschlossen, als sie den eigenartigen Menschen schuf. «Der grosse Kriegsheld . . . soll in seiner Jugend so unmännlich gewesen sein, dass er bei den Spielen der Kameraden die Frauenrolle übernehmen musste und den Spitznamen Madame Causine oder Simone erhielt.»³³ Die Mitteilung, die einem Brief der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans entstammt, ist leicht entstellt. In Wirklichkeit bedeuteten die Zeilen mehr. «Man pretendierte», heisst es wörtlich, «dass er oft bei den jungen Leuten die Dame agirte», denn in einem Brief vom 23. Juni 1699 heisst es weiter: «Man kan woll von hir im landst sagen wie in der heylligen schriefft steht (alles fleisch hatt sich Verkehret).»

Wenn wir weiter Karl XII. von Schweden betrachten, so hören wir von seinem Biographen: «Zur Einfachheit erzogen, sind seiner Natur sinnliche Ausschweifungen zuwider. Nie ist er mit Frauen, denen er übrigens stets ritterliche Verehrung zukommen liess, in nähere Berührung getreten.»³⁴

Auch dieser König, ein geborener Feldherr, der Hitze, Kälte, endlos lange Ritte liebte, besass die blinde Zuneigung seiner Truppen. Der Offizier, der ihn uns darstellt, meint, dass er nur im Kampf seine unverbrauchten Kräfte ausleben konnte, im Kampf, den er so liebte. «Er ist für ihn die grosse Leidenschaft und diese Lust impft er auch seinen Truppen ein.»

Zu den grossen Feldherrn, die den Frauen abhold waren, gehörten auch Friedrich der Grosse und Napoleon. Friedrich war ausgesprochen eifersüchtig, als die geliebte Schwester Wilhelmine in die Ehe trat. Enttäuscht berichtet die Prinzessin: «Ich wendete mich wieder zu meinem Bruder, machte ihm tausend Liebkosungen und sagte ihm die zärtlichsten Dinge, bei all welchen er eiskalt blieb... Ich stellte ihm den Prinzen (meinen Gemahl) vor, dem er kein einziges Wort sagte.»³⁵ Als er dann selber sich verloben musste, schrieb er an seine Schwester über seine künftige Frau: «Es fehlt ihr nicht an Verstand, sie ist aber sehr schlecht erzogen, ist blöde und weiss sich nicht zu benehmen; das ist das treue Portrait dieser Prinzessin.»³⁶ Im Alter kam der König selten nach Berlin, wo er sich während des Karnevals vier Wochen aufhielt. «Seine Wege waren aber keine andern als vom Schloss zur Oper, wöchentlich zweimal, und während des ganzen Aufenthalts ein- oder zweimal zum Prinzen Heinrich und zu der Prinzessin Amalie (einmal speiste er auch immer bei seiner Gemahlin, mit der er kein Wort sprach, gegen die er sich bloss beim Kommen und Fortgehen verbeugt).»³⁷ Bruder und Schwester standen ihm viel näher als die längst verlassene Frau. «Adieu, je vous embrasse», schreibt er dem Bruder. Die Königin musste sich mit weniger begnügen.

Napoleons psychologische Herrschaft über die Gemüter der Soldaten stand neben dem Genie als Feldherr; die Ströme ihrer Wirkung flossen freilich ineinander. Aus beiden Kräften wuchs allmählich die Zwangsidee der Unbesieglichkeit und räumte Hunderte von Hindernissen aus dem Weg. «Niemand wurde eine Braut so heiss geliebt wie Ihre erhabene Person»³⁸, versicherte ein Marschall seinem Führer. Auf Bil-

dern sieht man diesen General, Herzog von Montebello, begabt und mutig, infantil in eine grosse Zukunft blickend wie ein begeisterter Rekrut. Man wusste es, Napoleon brauchte es nicht anderen zu verraten, wenn er meinte: «Ich mache mir weder aus Frauen viel, noch aus dem Spiel, noch aus sonst etwas: ich bin durch und durch ein Mann der Politik.»³⁹

Auch er gehörte zu den Feldherrn, die in ihrer Jugend von zartem Körperbau gewesen waren.

Soldaten sind meist junge Menschen. Der Krieg ist ernst und böse, bietet wenig Raum für Scherz und Lachen, lustiges Theaterspiel. Soldaten sehen gern Gestalten, die weit von ihrem Zustand der Abgerissenheit entfernt sind. Man wird sich fragen, welchen Eindruck der General William Sherman auf seine Truppen machte, denn er sah selber wie ein «Sherman's bummer»* aus. Ein junger Offizier hat ihn so beschrieben: «General Sherman ist der am meisten amerikanisch aussehende Mann, den ich kenne, gross und schlank, ein wenig gebeugt, mit struppigem Haar, in dem er mit den Händen herumwühlt, mit ungepflegtem kurzgeschorenen Bart, einem faltigen Gesicht, scharfer, vorspringender roter Nase, kleinen leuchtenden Augen und groben roten Händen. Er trägt einen schwarzen Filzhut in die Augen gedrückt. . . einen schmutzigen Kragen mit heruntergeknickten Enden, einen braunen Offiziers-Feldrock mit hohem Kragen und ohne Schulterstücke, eine schmutzige Hose und nur einen Sporen. Er hat die Hände in den Taschen, seine Haltung und sein Gang wirken unbeholfen, er spricht unaufhörlich und mit grösster Schnelligkeit. . .»⁴⁰

Beim Marsch durch Georgia war kriegerischer Enthusiasmus nicht mehr nötig. Man konnte ihn viel eher auf dem Marsch nach Moskau brauchen. Marschall Murat befahl in jenen Tagen die gesamte Kavallerie. Ein deutscher Offizier erlebte ihn bei der Parade und gibt uns eine ausgezeichnete Beschreibung: «Jetzt kam der König von Neapel ...

* «bum» = Strolch, kommt vom «bum» = das Hinterteil (Dictionary of slang and unconventional English. New York 1950, S. 106).

Der königliche Reiter dankte huldvoll... Er war ein hoher stattlicher Mann mit eindrucksvoller, scharfgezeichneter Physiognomie, dem selbst die etwas phantastische Tracht vortrefflich stand . . . Seine Kleidung bestand in einem grünen, reich mit Gold bestickten Samtrock nach altfranzösischem Schnitt, pfirsichfarbenen Beinkleidern und Stiefeln, reich mit goldenen Fransen verziert, auf dem Hute wogten Straussenfedern»⁴¹, die vielleicht in eine sommerliche Steppe Russlands, doch weniger in die Winterlandschaft passten. Die Truppen liebten diese ungewohnte Theatralik, auch führte Murat seine Heldenrolle mit einem Mute weiter, der für den Augenblick echt wirkte und das Kindermärchen-Vorbild dieses Halb-Verrückten militärisch unersetzlich machte.

Es stimmt wohl, wenn der bekannte Pazifist und Physiologe Nicolai meint, für das Gehirn sei Krieg ein Schwächungsmittel, ein Debilitans. Gewiss senkt Herden-, Horden- und Massenbildung in mancher Hinsicht das Niveau geistiger Prozesse, doch nur um muskuläre Stoss- und Abwehrkraft zu heben. Das Denken übernimmt im Notfall nur der Führer, das Handeln geht auf die Gesamtheit über. Daher muss jede Masse ihrem Leiter höhere Qualitäten zuerkennen. Der Ausdruck dieser Unterlegenheitsgefühle ist Liebe, hingebende Begeisterung und Verehrung für den Feldherrn. Erzherzog Karl von Österreich, ein blasser, scheuer und verschwiegener Mensch, bewunderte Napoleon. Als er zurücktrat und sein Abschiedswort verlesen wurde, liessen die ältesten Grenadiere «vor Schmerz ihre Gewehre fallen». Die Trauer der Soldaten war so gross, dass sie jegliche Ordnung aufhob.⁴²

Es war kurz vor dem Krieg von 1866 gegen Österreich. Der preussische Kronprinz Friedrich Wilhelm nahm eine Parade ab. In einem Bericht geht ein Offizier, der damals dabei war, weit über eine freundliche oder untertänige Schilderung hinaus. Er klingt eher wie eine Liebeserklärung und ist als Einsicht in die Beziehung zwischen Feldherrn und Offizierskorps von Bedeutung. Er schreibt: «Die Gestalt des

früher schwächtigen, hochaufgeschossenen Herrn hatte sich zur vollen Blüte ihrer Kraft und Schönheit entwickelt . . . Den schön geformten Kopf mit seiner frischen Gesichtsfarbe schmückte reiches Haupthaar und ein prachtvoller blonder Vollbart. Vor allem aber war es der wundervolle Ausdruck seiner blauen Augen . . . die jeden unwiderstehlich an ihn fesselten . . . Wenn er den Weg entlangsprenge . . . folgte ihm freudestrahlend jedes Auge . . . Die ganze Erscheinung rief den Eindruck eines Idealbildes hervor; in ihm sah man verkörpert, was die Sage von Siegfrieds Heldengestalt bekundet und überliefert hat.»⁴³

Zu mancher Überlegung führen die Berichte, wonach auch chronisch missgelaunte Feldherrn das Vertrauen ihrer Heere hatten. Klearch wird uns beschrieben als dem Krieg voller Leidenschaft ergeben. Er liebte Kampf und Gefahr, blieb stets, wenn es bedenklich wurde, ruhig und besonnen. Er galt als der geborene Führer, drang auf striktesten Gehorsam, unbedingte Disziplin. «Das bewirkte er durch sein unnahbares Wesen; seine Miene war finster, seine Stimme hart, er strafte heftig, manchmal auch im Zorne, so dass er es bisweilen auch bereuen musste.»⁴⁴ Ein Ausspruch wird von ihm gemeldet: Der Mann in Reih und Glied müsse seinen Vorgesetzten mehr fürchten als den Feind. Trotzdem gehorchten die Soldaten, wenn Gefahr kam, diesem Führer aufs Wort und mochten keinen Feldherrn lieber. Ich möchte die Erklärung Xenophons für richtig halten. In Kampf und Not, so sagten die Soldaten, sei von der finsternen Miene eine Art von Strahlung ausgegangen «und seine Härte erschien vor dem Feind als Stärke, so dass sie Rettung, nicht mehr Strenge zu verheissen schien».⁴⁵ Sie glaubten, dass die Furcht, die sie vor ihrem Kommandeur empfanden, jetzt auch den Feind ergreifen und den Sieg erringen helfen müsse.

Sulla war eine düstere und abstossende Erscheinung. Marius, sein grosser Gegner, hatte einen wilden Blick, war rauh von Stimme, unbeherrscht in seinem Zorne, dabei ausdauernd, tapfer und teilte Not und Wagnis mit dem Heer.

Im Felde übte er Magie der Gleichheit, wenn er dasselbe harte Brot ass und dieselbe Schanzarbeit verrichtete. Sein finsternes Wesen schüchterte sie alle ein. In gleicher Weise musste es die Feinde schrecken und erstarren lassen. Ganz dunkel mögen sie dabei an Zauberkraft des bösen Blicks gedacht haben.⁴⁶

Aus irgendeinem Trieb des Folgens, des «Anhängens», dem gleichen, der das Jungtier der Mutter nachzieht, stürzt sich das Heer auf den Befehl des Feldherrn in die Schlacht. Anhänglichkeit, Liebe und Treue bestimmen diesen soldatischen Kontakt. Die Untergebenen sind bereit, dem Führer das Geschenk des Sieges zu machen. Seine Gegenleistung besteht in Ruhm und Ehre, überwundener Gefahr, und heute wie früher immer noch in Beute. Doch nicht für alle, die er in die Schlacht entsendet. Denn viele derer, die jetzt vorwärtsstürmen, kehren nicht zurück. Bei unseren Rückzugsbildern werden wir dem Jammer der Verwundeten auf Schritt und Tritt begegnen. Der Feldherr aber, der mit Jubel überschüttet wurde, scheint manchmal von der Todesernte unberührt. Diese Verhärtung der Gefühle, die «Unempfindlichkeit gegen die Schrecken des Krieges», die Canrobert vom Obergeneral verlangt⁴⁷, ist mit der Liebe des Soldaten schwer in Einklang zu bringen, und ist doch immer wieder anzutreffen. Sie fiel bei dem Schwedenkönig Karl XII. seinen Bewunderern auf. Einer von ihnen hat bemerkt: «Aber auch den Anstrengungen, Leiden und Verlusten der eigenen Truppe gegenüber zeigte er sich hart und unberührt, wenn sie ihm im Rahmen der Lage unvermeidbar erschienen. Die schweren Leiden und Verluste der Schweden, die bei der ungewöhnlich starken Kälte des Winters 1708/09 in der Ukraine zu Hunderten erfroren oder zu Krüppeln wurden, erwähnte er in seinen Briefen mit einer Geringschätzung, die erkennen lässt, dass die langen Jahre dauernder Kriegführung ihn über ein gewöhnliches Mass hinaus hart gemacht haben.»⁴⁸

Von Friedrich dem Grossen wird das Wort erzählt, das er den Truppen, die bei Hochkirch weichen mussten, zurief: ob

sie denn ewig leben wollten. 1812 ging Smolensk in Flammen auf. Napoleon klopfte Caulaincourt, seinem Vertrauten, auf die Schulter. «Wie ein Ausbruch des Vesuvs», so rief der Kaiser, «ist das nicht ein schönes Schauspiel, Herr Grossstallmeister?» – «Grauenhaft!» entgegnete der andere. «Bah», antwortete Napoleon. «Meine Herren, erinnern Sie sich an das Wort eines römischen Kaisers: ‚Der Leichnam eines Feindes riecht immer gut.‘»⁴⁹

Obgleich Tolstoi kein Augenzeuge war, so wird er doch von vielen Seiten, anderen Offizieren, die dabei gewesen waren, von Kutusow, dem hochbetagten Sieger über Napoleon, gehört haben. Tolstoi hat diesen alten Feldherrn meisterhaft gezeichnet⁵⁰, wie er gesenkten Hauptes in der Schlacht von Borodino dasitzt und die eingehenden Berichte aufnimmt, nach ihnen kritisch seine Meinung bildet und eigentümlich wenig eingreift. Die körperlichen Kräfte lassen manchmal nach, sein «Kopf sinkt tief, wie wenn er fiele», und er schläft ein. Man reichte ihm ein gebratenes Huhn und er knabbert daran, fährt zwischendurch deutsch-russische Offiziere an, wenn sie ihm eine schlechte Nachricht bringen, an die der alte und erfahrene Mann nicht glaubt. Hof kreise nannten ihn in Petersburg Verräter, wenn er Zeit und Geduld die wahren Kriegshelden nannte. Er schalt die Angriffslustigen in seinem Stabe, dass sie das Maul stets voll von Attacken hätten. Er wollte sich nicht «wie ein toller Husar avanturieren».⁶¹ Er war bereit, nach Osten zurückzugehen, immer weiter. Napoleon aber grollte vor sich hin, weil «der verdammte Kutusow» ihm nicht den Wunsch erfüllte, die Schlacht anzunehmen.

Das Alter und die Vorsicht, ein tiefgegründeter Instinkt für psychologische, geographische und geophysische Gegebenheiten der komplexen Situation, sie alle wirkten insgeheim zusammen, aus ihm den grossen Sieger, Retter und Befreier seines Landes zu machen, auch wenn er mitten in der Schlacht zuweilen einschlief. Doch seine Grösse war an seine Steppen, seinen Winter und die Wesenszüge seines Volks

gebunden. Seit Wilna, als ganz Europa anfang, sich zu erheben und neue Völker, andere Raumgebilde, neue Unbekannte in den Fortgang des Krieges eintraten, war seine Nützlichkeit dahin, und er trat ab. Er konnte russische Befreiungskriege führen, aber nicht Europa-Kriege.

Die preussischen Befehlshaber waren überaltert, als sie im Jahre 1806 Napoleon gegenüberstanden. Schon in den zahlreichen Operationsentwürfen von 1805 und 1806 drückt sich der Mangel an Bestimmtheit der Gedanken aus. Napoleon wusste sehr genau, wie man den schwachen König und die unschlüssige Heeresleitung täuschen konnte. Schon vor der Schlacht war der Herzog von Braunschweig körperlich «sehr schwach, die Fatiguen des vorhergehenden Tages, die Geistesanstrengungen und die Besorgnisse über die Lage... hatten alle seine Kräfte erschöpft».⁵² Als man ihn schwer verwundet später aus dem Feuer trug, hatte er, wie verlautete, «den Schlachtplan in der Tasche behalten», und niemand wusste, was geschehen sollte. Napoleon schlief, inmitten der Soldaten; Fürst Hohenlohe dagegen stand erst so spät auf, dass die Schlacht bereits ohne ihn begonnen hatte. Über ihn schrieb freundlich-schonend Clausewitz: «Fürst Hohenlohe war ein sehr gemüthlicher, frischer, tatenlustiger Mann, dessen ausgezeichnetste Eigenschaft der Ehrgeiz war. Leider wurde dieser nur durch einen gewissen Enthusiasmus und durch natürliche Bravour, aber keineswegs durch einen ausgezeichneten Verstand unterstützt. Er hatte fleissig gelesen, war aber nie zu einem recht eigenen Gedanken gekommen. Übrigens war er nahe Siebzig, welches seine natürlichen guten Eigenschaften zwar nicht ganz verwischt, aber doch geschwächt hatte.»⁵³

Da der moderne Krieg von Unterständen aus geführt wird, die physische Belastung somit sich verringert, liegt die Versuchung nahe, es immer wieder mit den alten grossen Männern (wie auch in der Politik) zu probieren. Doch die nervöse Schwäche wird auch durch die bequemste, sichere Unterkunft nicht aufgehoben werden. Auch bringen Kriege

plötzliche Wendungen, die schnelle Entschlusskraft fordern. Da ist ein Mann wie jener General L'Estocq mit seinen siebenzig Jahren nicht am Platze. Dieses Alter macht zwar grosse Taten durchaus nicht unmöglich, aber L'Estocq trug seine Jahre nicht mit der glücklichen Leichtigkeit, welche zum Beispiel seinem Altersgenossen Blücher beschieden war. So muss er sich folgendes Urteil gefallen lassen: «Niemals revidierte er eines der unter ihm stehenden Regimenter; er recognoszierte keine Stellung, die Vorpostenkette kannte er nur aus der Karte; Gedächtnis und Einbildungskraft waren so geschwächt, dass er sich kein Bild von der Lage der Ortschaften und der Stellung der Truppen machen konnte. Hatte er vollends Strapazen zu ertragen, so zeigte er sich – und mochten dieselben noch so geringfügig sein – ganz ausserstande, das Kommando zu führen und die Operationen zu leiten; er nahm die Meldung des ersten Besten an; es geschah, dass er am Abend dem Befehl widersprach, den er selbst am Morgen erlassen hatte.»⁵⁴

Nach Scharnhorst war keine der Anordnungen, die zum Siege führten, von ihm ausgegangen. Wichtige Vorgänge erfuhr er erst, als er aus tiefem Schlaf erwachte. Scharnhorst hatte die Ruhe des erschöpften Greises nicht stören wollen. In seiner Analyse der preussischen Niederlage von 1806 weist Scharnhorst auf die vielen jungen ehrgeizigen Männer hin, die die französischen Armeen und Brigaden kommandierten. Doch gestatte, so führte er aus, allein der Geist der Revolution Verjüngung von so radikaler Art.

Auch Marschall Canrobert war geneigt, die Niederlage von 1870 den allzu alten Generalen zuzuschieben. «Nie hätte ihnen Napoleon I. in seiner aktiven Armee ein Kommando anvertraut. . . Wenn die französische Armee im Jahre 1870 Generalen unter fünfzig Jahren anvertraut worden wäre wie in der Krim, hätten wir uns ohne Zögern auf den Feind gestürzt und alle Pläne Herrn von Moltkes wären zu Wasser geworden.»⁵⁵ Vielleicht, so meine ich, weil Moltke damals auch schon siebenzig Jahre alt war und weil sein Wahlspruch

lautete: «Erst wägen und dann wagen.» Canrobert hatte Bazaine, den Oberbefehlshaber der damaligen französischen Truppen, in seinem abenteuerlichen Leben beobachten können. Bazaine war im Jahre 1870 neunundfünfzig Jahre alt gewesen, wirkte aber viel älter. Früher, so schildert er ihn, war er einmal energisch und unternehmend gewesen, überlegend und scharfsinnig, «wenn auch nicht gerade intelligent».⁵⁶ Er war nicht mehr der gleiche, und Canrobert entwirft das Zerrbild eines vom Alter zerrütteten Mannes, dessen Ernennung zum Oberbefehlshaber allgemeinen Jubel ausgelöst hatte. Man erblickte in ihm den Retter des Vaterlandes. Canrobert nennt dagegen das Gehirn dieses ihm verhassten Mannes leer, spricht von einem «stumpfsinnigen, unfähigen, altersschwachen Greis.»

Marschall Pétain, 1856 geboren, war vierundachtzig Jahre alt, als er 1940 aus Madrid zurückgerufen wurde. Reynauds Regierung war klug genug, den dreiundsiebzigjährigen Weygand, der aus Syrien kam, zum Generalissimus zu ernennen, um vom Ruhm Pétains als Vizepräsident des Ministerrates zu profitieren. Pétain erkannte, dass die Lage kaum zu retten war. Am 10. Juli 1940 wurde er mit 569 Stimmen von 666 Abstimmungsberechtigten zum Staatsoberhaupt gewählt.

Ein alter Mann kann zweifellos ein guter Staatsmann sein. Doch in der Heeresführung werden andere Ansprüche gestellt. Nur in Ausnahmesituationen können dort senile Züge für die Strategie von Vorteil sein. Im Atomkrieg freilich spielen solche Überlegungen kaum noch eine Rolle. Nur in der Verhinderung eines Krieges mit äussersten Vernichtungsformen kann Altersweisheit nützlich und entscheidend werden.

Könige, die sich als erste in die Schlacht stürzten, gibt es nicht mehr. Die Herrscher, die in Hauptquartieren, von Ratgebern dicht umdrängt, Entschlüsse derer vorbereiten, die im Felde kommandieren, erheben auf den Titel Feldherr keinen Anspruch. Sie sind oberste Befehlshaber, Schieds-

richter – meistens unter Generalen, die verschiedener Meinung sind. Symbolisch ist in ihnen alle Macht vereinigt. Da sie absetzen und ernennen dürfen, kann sich auf diesem Weg ihr Einfluss geltend machen. Sie möchten, wenn der Sieg kommt, nicht nur mitbeteiligt sein, nein, sichtbar im Vordergrund stehen. Weil aber alles auf sie blickt, gehen auch die Niederlagen zu ihren Lasten. Sie wollen ein Symbol des Ausgangs sein. Entweder triumphieren sie, oder alles fällt zusammen.

Nach den ersten Fehlschlägen stiess Canrobert in Metz auf Napoleon III., den Oberkommandierenden sämtlicher Streitkräfte. «Das von den Fenstern eintretende Licht fiel voll auf sein Antlitz, er schien zusammengefallen, todesbleich in einem Fauteuil vor einem grossen Tisch sitzend und das Taschentuch fortwährend nach dem Mund führend. Wahrscheinlich hatte er wieder einen neuralgischen Anfall, oder er hatte Opium genommen, denn er war völlig teilnahmslos.» Nach der Schlacht bei Wörth machte sich im Hauptquartier Verwirrung breit. In diesem Chaos aber steht verstört und leidend der Kaiser und unterbricht sein Schweigen nur mit der Klage: «O! Ich habe in meinen Nieren ein Pack Nadeln sitzen, die mir die Eingeweide zerfleischen.»⁵⁷

Napoleon III. hatte nach seiner Diktatorrolle die eines Feldherrn übernommen, ein Amateur der Truppen- und der Heeresführung. Gleiche Schritte lassen sich in der Entwicklung der Geschichte weiterverfolgen, ob es nun echte Diktatoren oder Leiter eines Staates sind, denen der Krieg Recht und Befugnis gibt, den Militärs strategische Entschlüsse aufzuzwingen. Man kann in Winston Churchill einen solchen Pseudo-Feldherrn sehen. Im Leben hatte er viel Zurücksetzung erfahren: zu klein, rothaarig, lispelnd, als Soldat gescheitert, als Reporter über kleine Kriegsschauplätze wandernd, war er im Parlament durch Wechsel der Partei diskreditiert. Im Ersten Weltkrieg scheiterte sein Dardanellenabenteuer. Im Zweiten Weltkrieg riss ihn Hitlers Angriff auf die Niederlande, Englands Vorfeld, plötzlich an die Spitze.

Wenn er im Unterhaus dem Lande «Blut, Mühsal, Tränen und Schweiss» versprach, so war diese Formulierung zwar etwas zu literarisch, doch klang sie ehrlich und entschlossen. Am 10. Mai hatte Hitler Belgien und Holland den Einmarsch angekündigt. Zwei Tage später fuhren britische Truppen in Richtung Brüssel: «Berlin or bust»* stand breit auf den Transporten. Churchill war schon Premierminister, und seine Strategie war nach der langen Zeit des Zauderns Angriff und Vorpellen. Das aber führte ihn nach Dünkirchen. Und nur Hitlers unersättlichem Eroberungsdrang ist es zu verdanken, dass dieses Unternehmen nicht verderblich ausging. Noch konnte der Krieg mit einem einigermaßen annehmbaren Frieden enden. So aber wurden seines Gegners sehr viel grössere Fehler Churchills Glück. Er war kein Feldherr und kein grosser Staatsmann, der seinem Lande und dem Empire eine bessere Zukunft zu bereiten und weitsichtig durchzukämpfen wusste. Wir nannten solche Typen «Amateur-Feldherr». Und man muss es wohl infantilen Enthusiasmus nennen, wenn Churchill bei dem Anmarsch deutscher Truppen zum Entsetzen der Franzosen in Schloss Muguet diesen Vorschlag machte: «Noch kann man Paris verteidigen! . . . Das ist eine riesige Stadt; man kann am Stadtrand kämpfen; man kann auf den grossen Plätzen kämpfen, im Herzen der Innenstadt, in den Gassen, an jeder Hausecke, an jeder Strassenkreuzung! Man kann Paris Viertel um Viertel, Strasse um Strasse, Haus um Haus verteidigen! Sie glauben gar nicht, wie viele feindliche Kräfte eine grosse Stadt wie Paris zu fesseln und zu verschlingen vermag! Ganze Armeen könnten dort ihr Grab finden!»⁵⁸ Und immer weiter wurde Churchill von seiner Oratorik hingerissen. Erinnerungen an Bilderbücher, in denen fanatische Einwohner lange vor der Erfindung des Schiesspulvers todesmutig Widerstand geleistet und kühn die Fackel an die eigenen Häuser gelegt hatten, wurden bei ihm wach. «Seine Stimme schwillt an, seine Worte funkeln, seine Sätze, Französisch und Englisch mischend, drängen in-

* Etwa: Berlin oder hole uns der Teufel!

einander. . . Die Engländer, die der Szene beiwohnen, hören hypnotisiert zu, während seine Beredsamkeit durch die Jahrhunderte grosse Städte in Flammen vorüberziehen lässt... darunter schönere noch als Paris.» Erstarrt hörten die anwesenden Franzosen (Pétain, Weygand, Georges, de Gaulle) zu, bis schliesslich Weygand kühl bemerkte: «Alles das hat keinen Sinn . . . Ein in Asche gelegtes Paris würde am Endergebnis gar nichts ändern.»⁵⁹ Dem Spieler Churchill tritt der nüchterne Soldat entgegen. Dilettantismus und nicht Heldentum war es, wenn sich Churchill unter den Trümmern Londons begraben lassen wollte. «Die Vorstellung von einem solchen Opfer, das in der Nachwelt den Untergang Ninives und Babylons verdunkeln würde, schreckt ihn übrigens keineswegs. Sie schmeichelt vielmehr seiner Phantasie, die nichts befriedigen kann als ein glänzender Triumph oder ein erhabenes Ende.»⁶⁰ Dieser Neigung für dramatische Effekte, moralisch und politisch äusserst fragwürdig, entspricht auch die Vernichtung der Flotte des Verbündeten. Die Gründe, die er dafür angab, können niemand überzeugen. Er weinte, als er diese Massnahme vor dem Unterhaus verkündete (4. Juli 1940). Nach den Memoiren war es ein Beweis brutaler Kraft und Unbesiegtheit.*

Ein weiterer «Amateur-Feldherr» war Mussolini. Noch ehe Italien in den Krieg eintrat, empfing er den Besuch von Sumner Welles, den Roosevelt im Februar 1940 zu einer diplomatischen Erkundungsfahrt nach Europa geschickt hatte. Dieser war sehr erstaunt, als er statt des wendigen Duce, den er nur aus den Filmen kannte, einen Mann vor sich sah, der fünfzehn Jahre älter aussah als er war. Mussolini war damals sechsfünfzig Jahre alt. Sein kurzgeschnittenes Haar war weiss, ein jeder Schritt schien dem Diktator schwerzufallen.

* «Mers-el-Kébir», hat Churchill erklärt, «war eine Notwendigkeit meiner Innenpolitik.» In den Memoiren gab er 1948 andere Gründe an: «Da war dieses England, das so viele schon für erledigt gehalten hatten, von dem viele Ausländer meinten, es gebe am Rande der Kapitulation vor der gewaltigen feindlichen Macht, und nun führte es einen rücksichtslosen Schlag gegen den besten Freund von gestern ... Die Welt konnte nicht mehr daran zweifeln, dass das englische Kriegskabinet vor nichts zurückschrak und vor nichts haltmachen würde.» Churchill, Winston Spencer: Der Zweite Weltkrieg. Band II, 1. Bern 1949, S. 289 f.

Bisweilen hielt er seine Augen geschlossen, dann schnellte er plötzlich wie ein Blitz von seinem Sitz auf, um dieses oder jenes Wort zu unterstreichen. Mit starrem Blick, so berichtete Badoglio, eröffnete er den überraschten Generalen, Italien würde am 5. Juni im Kriege mit England sein. Badoglio will ihm widersprochen haben, worauf ihm Mussolini geantwortet haben soll, noch im September sei der Krieg zu Ende, er brauche einige tausend Tote, um als Kriegsführer auf der Friedenskonferenz erscheinen zu können. Kurz zuvor waren die französischen Streitkräfte zusammengebrochen. Und Ciano schrieb in sein Tagebuch: «Ich habe Mussolini selten so glücklich gesehen: er hat den Traum seines Lebens verwirklicht; der militärische Führer seines Landes im Kriege zu sein.»

Auch Hitler war nur «Bastler» in der Führung und Beendigung grosser Feldzüge. Er hat nie die strategische Weisheit und den Mut des rechtzeitigen geordneten Rückzugs besessen, weder in Afrika noch in Russland, als die Armeen noch zum grossen Teil zu retten waren. Am 3. November 1942 erhielt Rommel folgenden Befehl, der ohne Berücksichtigung der Verhältnisse in Afrika ergangen war: «An Feldmarschall Rommel. . .

In der Lage, in der Sie sich befinden, kann an nichts anderes gedacht werden als standzuhalten und jedes Geschütz und jeden Mann in die Schlacht zu werfen. Jede Anstrengung wird gemacht werden, Ihnen zu Hilfe zu kommen. Der Feind muss trotz seiner Überlegenheit ebenfalls am Ende seiner Kräfte sein. Es wäre nicht das erstemal in der Geschichte, dass starker Wille über die stärkeren Bataillone triumphiert hat. Sie können Ihren Truppen keinen anderen Ausweg weisen als Sieg oder Tod.

Adolf Hitler»⁶¹

Die Lehren der Geschichte wurden meist von Hitler missverstanden und seinen Generalen als vermeintliche Gesetze vorgetragen. So stellte er sich vor die Offiziere hin und

meinte, von früheren Bündnisvorschlägen an England sprechend: «Gegen diese ganzen Vorschläge sind in erster Linie Churchill und der ganze Hasskreis um Vansittart gewesen, die ja den Krieg wollten und die heute nicht mehr zurückkönnen. Sie taumeln in ihr Verderben hinein. Aber es werden Momente kommen, in denen die Spannungen der Verbündeten so gross werden, dass dann trotzdem der Bruch eintritt. Koalitionen sind in der Weltgeschichte noch immer einmal zugrunde gegangen.»⁶² Vollkommen schief war der Vergleich der deutschen Lage Ende 1944 mit der Gefahr für Rom nach Cannae, denn Hannibal ging auf Rom nicht los und Hasdrubal erlitt, als er Verstärkung bringen wollte, weit weg am Ebro eine Niederlage. Ebenso unsinnig war es, auf die Situation im Siebenjährigen Kriege hinzuweisen, als 3,7 Millionen Preussen 52 Millionen Gegner gegenüberstanden. Hitler vergass, dass Anfang 1762 die Zarin Elisabeth gestorben war und ein Bewunderer Friedrichs des Grossen, Peter III., auf den Thron kam, der schleunigst Frieden und bald danach ein Bündnis schloss. Bevor der unerhörte Glücksfall eintrat, war Friedrich bereits verzweifelt und glaubte nur noch an die «strenge Zuflucht eines ehrenvollen Todes».⁶³ Die Generale Hitlers hörten diesem Wirrwarr schweigend zu.

Todesverachtung ist die höchste Tugend des Soldaten. Als sich der Feldherr noch ins Handgemenge stürzte, das Heer ihm folgte, jeder auf ihn sah, verrichtete er Wunderdinge. Er wurde, wenn wir an Alexander oder Caesar denken, zum heldenhaften Vorbild. Als der alte Marius im Sterben lag, waren seine letzten Worte Kommandos und Siegesrufe. Aber gerade bei den Tapfersten, bei Alexander und bei Caesar, finden sich im kriegesischen Todesmut Anzeichen des «Nicht-mehr-leben-wollens». An Selbstmord dachte ernstlich Friedrich der Grosse nach der Schlacht von Kunersdorf. «Es ist eine grosse Kalamität», schrieb er, «und ich werde sie nicht überleben.» Selbstmord verübten Themistokles und Hannibal. Als Brutus nach verlorener Schlacht zum Fliehen aufgefordert wurde, blieb er zurück und suchte den

Freitod. Anders war es bei Epaminondas, Karl XII. von Schweden und Gustav Adolf, die tapfer kämpfend fielen. Ein Korporal sah General Grant unerschütterlich im Feuer stehen. Er lehnte sich behaglich an sein Pferd und rauchte. In seinen Adern floss ein Eisberg, hat ein Historiker von ihm geschrieben, und: «Er hatte das Temperament einer Schildkröte.» Sein Heer sah immer voll Bewunderung zu ihm auf. Vielleicht sollte man Catos Unterscheidung heranziehen, der da meinte: «Es sei ein Unterschied, ob man auf Tapferkeit einen hohen Wert, aufs Leben aber wenig Wert lege.»⁶⁴

Der Amateur-Strategie kommt vor oder nach dem Kampfe mit der Truppe wenig in Berührung. Physischen Mut braucht er als Vorbild nicht zu zeigen, auch braucht sein Äusseres nicht Herz und Augen anzusprechen. Napoleon III., der bei Sedan «fiel», war von unscheinbarer, eher deprimierender Gestalt. Churchill war auch nicht gerade eine heldische Erscheinung, die Begeisterung erwecken konnte. Dem Wesen nach war Mussolini theatralisch und nicht wirklich kraftvoll. Von Hitler lässt sich sagen, dass er den Dschingis-Khan der Neuzeit darzustellen suchte, den «Herrscher aller Menschen», wie er ihn sich erträumte und verstand.

Das Ende erleben zu müssen und damit die Katastrophe, blieb nur Churchill voll erspart. Mussolini wehrte sich nicht, als Kriminalbeamte ihn in einem Ambulanzwagen zu einem sicheren Ort brachten. Berichte sprechen davon, dass er einen Kollaps bekam. Mit harten Worten geisselte Hitler die Truppenführer, die sich bei Stalingrad dem Feind ergeben hatten. Sie hätten, wie er meinte, sich zusammenschliessen, ein Karree bilden und sich mit der letzten Kugel selbst das Leben nehmen sollen. In Krisenzeiten hatte Hitler selbst den Kopf verloren.* In seinen letzten Tagen hämmerte eine Unglücksnachricht nach der anderen auf seine schon geschwächten Nerven ein. Mit fünf Vertrauten und zwei Steno-

* Vgl. die Flucht im Sanitätswagen nach dem Scheitern der Aktion vom 10. November 1923. Hofmann, H. H.: Der Hitler-Putsch. München 1961, S. 212 f.

graphen sass der «Führer ohne Volk» im Bunker. Auf einmal, so lautet ein Bericht, springt er hoch. «Er beginnt zu schreien, laut, entfesselt . . . Keiner versteht genau, was Hitler sagt. . . . Hitlers schlaffer Körper sinkt in sich zusammen. Sein Gesicht nimmt eine kalkweisse Färbung an. Ein Weinkampf schüttelte ihn. Und schliesslich hört man ihn noch stammeln . . . ,Ich bin verloren . . . Ich gehe nicht nach dem Süden. Ich bleibe in Berlin und nehme mir mein Leben, sobald die Russen da sind. Alles ist aus, aus, aus!'⁶⁵ So aber sieht kein «Endkampf» aus, den Hitler von dem deutschen Volk verlangte.

Vorbild und Redekunst

Das schlechte oder gute Vorbild eines Feldherrn wirkt bestimmend auf den Geist der Truppen. Als das 106. französische Linienregiment seinen Marsch verzögern musste, nur weil, wie es hiess, der Tross des Kaisers die Abmarschstrasse kreuzte, wurden in der Truppe Verwünschungen laut. Man schimpfte auf das Gefolge Napoleons III., das ganze Städte besetzte, in denen man gerade Unterkunft gefunden hatte. Vor aller Augen wurden Lebensmittel ausgepackt, Weinkörbe und silbernes Geschirr hin- und hergetragen, während die armen Teufel von Soldaten vor Hunger fast umkamen. Und nachdem sich der Kaiser ergeben hatte, wirkten die vielen Wagen und Pferde, beladen mit Weinkisten, Pfannen und Bratspiessen, die bei Nacht und Nebel nach Belgien geschafft wurden, im Angesicht der Niederlage und der Not nur noch unerträglicher in ihrer «aggressiven Unverschämtheit», wie Zola es nannte. Das alles konnte die Moral der Truppen nur erschüttern. Und die Worte, die der Kaiser bei der Übergabe seiner Waffe an den Preussenkönig richtete, hatten gleichfalls einen hohlen Klang: «Da ich, mein Bruder [Monsieur mon Frère], in der Mitte meiner Truppen den Tod nicht habe finden können,

bleibt mir nur übrig, meinen Degen in die Hände Euer Majestät zu legen.» Der Führer wird nicht alles in der Schlacht erreichen können, doch eines kann er immer finden, wenn er inbrünstig danach sucht: den Tod.

In einer schwierigen Lage darf der Feldherr seine Truppen nie verlassen. Als Napoleon Bonaparte am 5. Dezember 1812 General Rapp zu sich kommen liess und ihm die überraschende Mitteilung machte, dass er noch in derselben Nacht nach Paris abreisen werde, antwortete der General: «Sire, Ihre Abreise wird einen schlechten Eindruck auf die Armee machen.»⁶⁶ Napoleon aber hatte gute Gründe, um sich nach seinem Russlandfeldzug in Frankreich wieder zu zeigen. In Paris hatte General Malet einen Putschversuch unternommen und die Nachricht vom angeblichen Tod des Kaisers verbreitet. Ausserdem glaubte Napoleon, Notwendigkeit gebiete seine Rückkehr; er müsse Österreich überwachen, auf Preussen Druck ausüben. Als er abreiste, erklärte ein kleiner polnischer Sergeant einem deutschen Offizier: «. .. Mit den Franzosen ist nichts mehr zu machen. Die Kerle sind gar nicht mehr die alten, eine Kosakenmütze bringt alles durcheinander; es ist eine wahre Schande. Ist doch der Herr Kaiser selbst auf und davon gelaufen.»⁶⁷ Die Truppen aber fühlten sich in ihrer Not verlassen. Sie schlepten sich in Fetzen durch den Schnee, während des Kaisers Schlitten nach dem Westen jagte. Und über allem Unglück war am Himmel noch ein drohender Komet zu sehen.

Ein schlechtes Beispiel gab auch Preussenkönig Friedrich Wilhelm III. nach der Schlacht von Jena (15. Oktober 1806). «Der gestrige Tag ist einer der unglücklichsten und traurigsten meines Lebens gewesen. Wir haben Bataille gehabt.»⁶⁸ Nach der verlorenen Schlacht setzt der König den privaten Rückzug fort. Das Kommando über seine Truppen ist ihm aus der Hand geglitten. In einem Brief schreibt er: «Man ist hier allgemein der Ansicht, ich solle mich nach Magdeburg zurückbegeben. Ich tue es in diesem Augenblick. Ich habe keinerlei Gepäck und nicht einmal ein Hemd.

Machen Sie sich unverzüglich auf den Weg und bringen Sie etwas mit, womit ich mich waschen kann. Adieu!»⁶⁹ Mit einer solchen Führung aber war die flüchtende Armee nicht aufzuhalten.

Die Geschichte kennt aber auch zahlreiche Feldherrn, die es verstanden, durch ihr Vorbild den Abstand zwischen sich und den Soldaten zu überbrücken. Von einem langen Marsch erschöpft, rief ein Krieger seinem Führer Xenophon zu: «Wir sind nicht in der gleichen Lage, Xenophon; du lässt dich von einem Pferde tragen und ich plage mich schwer mit dem Tragen des Schildes».⁷⁰ Der Feldherr hatte diese Worte kaum vernommen, als er vom Pferde sprang und jenen aus der Reihe stiess, den Schild abnahm und weitermarschierte, so schnell er konnte. Als aber seine Mannen sahen, dass ihr Feldherr neben seiner Rüstung noch die Last des Schildes trug, schlugen und bewarfen sie den Rufer und beschimpften ihn so lange, «bis sie ihn zwangen, den Schild aufzunehmen und damit zu marschieren».⁷¹ Auch Marius gewann die Liebe der Soldaten: er ass vor aller Augen einfaches Kommissbrot, begnügte sich mit Streu als Lager, packte selbst mit zu, wenn es galt, Wall und Graben zu bauen. Plutarch versuchte, das Geheimnis dieser Feldherrngrösse zu erfassen: «Denn überhaupt scheint bei jedermann ein wirklicher Trost für Leiden in der freiwilligen Teilnahme eines anderen an diesen Leiden zu liegen, weil man dadurch das schmerzende Müssen nicht mehr spürt.»⁷² Auch Caesar war auf das Äusserste bemüht, Strapazen und Gefahren der Armee zu teilen und ging dabei so weit, dass die Anstrengung seine Kräfte scheinbar überstieg. Als man ihm bei einem langen Marsch ein Pferd vorführte, wies er diese Hilfe ab. «Er wolle nach dem Siege als Verfolger reiten. Jetzt aber wolle er zuFussmarschieren.»⁷³ Und Antonius hatte sich die Liebe der Soldaten in so hohem Mass erworben, dass folgende Erzählung umging: Ein ungewöhnlich blutiges Gefecht hatte stattgefunden. Fünftausend Verwundete wurden in die Zelte getragen. Mit Tränen in den Augen machte Antonius einen Rundgang und

sprach mit jedem der Verletzten. Die Leute baten ihn, nur an sich selbst zu denken und meinten, dass sie schon genesen würden, wenn er, der Imperator, nur gesund und heil sei. Das Vorbild seines Mitgefühls hatte sie so sehr bewegt, dass sie den Entschluss fassten, ihn niemals zu verlassen.⁷⁴

Lang hingezogene Trauerfeiern machen die Soldaten mutlos. So war es beim Tode von Alexanders Liebling Hephaestio. Sogar Plutarch nennt Alexanders Schmerzensfuror unvernünftig, weil er nicht an die Wirkung auf die Stimmung der Soldaten dachte. Der Feldherr hatte befohlen, «zur Trauer» allen Pferden und Maultieren die Mähnen abzuschneiden und überall in den Städten die Mauerzinnen abzureissen. Im Lager waren Flötenspiel und jegliche Musik verboten. Der Arzt ward ans Kreuz geschlagen, weil er nicht hatte helfen können. Die Kampfstimmung aber wurde auf diese Weise nicht gehoben. Der niedergeschlagene Feldherr deprimiert auch seine Truppen. Sogar Napoleon konnte sich derartiger Depressionen nicht erwehren. In einem Bericht bemerkte General Ségur über ihn: «Napoleon schwankte noch immer zwischen Bleiben und Gehen . . . Man bemerkte nur, dass er seine bisher so einfachen und kurzen Mahlzeiten in die Länge zog. Er suchte sich zu betäuben, überliess sich dann einer trägen Ruhe, brachte die martervollen Stunden tötender Langeweile, halb liegend, ja gleichsam empfindungslos zu.»⁷⁵ Ein solcher Zustand konnte seinem Heere nicht verborgen bleiben. Er fand auch eine schlechte Deutung. Der Kaiser, hiess es, sei so unbeweglich, weil er sich nur noch für kurze Augenblicke auf der erreichten Ruhmeshöhe festhalten könne, bevor es jählings abwärts ginge.

Direkt auf die Stimmung seiner Soldaten einwirken konnte der Feldherr durch seine Ansprachen. Sein Anblick, seine Stimme und seine starken Worte gaben neue Kraft. Xenophon durchschritt die Reihen seiner Leute, um sie anzufeuern, als es galt, beim Rückzug eine wichtige Höhenstellung zu besetzen. Geschickt wies er immer wieder auf zwei Dinge hin: auf den sportlichen Ehrgeiz und die Seh-

sucht der Soldaten nach der Heimat. Ausserdem sprach er von der Sicherheit, die nach einem letzten grossen Angriff gegeben sein würde. Er rief: «Männer, stellt euch vor, jetzt lauft ihr um die Wette nach Griechenland, zu euren Kindern und Frauen, jetzt nur noch eine kleine Mühe, und wir werden künftig unbehelligt abmarschieren.»⁷⁶ Wer in die Heimat kommen wolle, so sagte er weiter, müsse tapfer sein, und wer zu leben wünsche, müsse erst zu siegen suchen. Den Siegern sei bestimmt zu töten, den Besiegten aber sei beschieden, ihren Tod zu finden. «Wem wohl der Sinn nach Schätzen stehe, der solle nur das Feld zu behaupten suchen. Es läge in der Macht der Sieger, das eigene zu bewahren und den Besitz Besiegter mit hinzunehmen.»⁷⁷ Bewusst wurde hier vom Feldherrn ein Motiv mächtiger Motorik angeschlagen: der Plünderungstrieb, der seltsam furchtlos macht und der dem Müden und Verzagten Reserven starker Angriffslust verleiht. Auch auf die überlegene eigene Stärke wird in derartigen Reden häufig hingewiesen. Neu gewonnene Alliierte werden in diesen Reden «getreue Verbündete» genannt, obgleich vorher nur selten von Freundschaft gesprochen werden konnte. Oft wird übertrieben, und man kann zweifeln, ob der einfache Soldat die Bombastik überhaupt versteht. «Nur unter Triumphbögen dürft ihr heimkehren», rief Napoleon den französischen Truppen zu. Er sprach davon, dass Frankreichs Feindschaft furchtbar wäre und «schrecklicher als die Stürme des Weltmeers».⁷⁸

Besondere Kräfte weckt der Hinweis auf die vom Feind verhinderte Rückkehr in die Heimat. So erklärte Napoleon seinen Soldaten: «Schon waren alle Vorbereitungen für eure Rückkehr nach Frankreich getroffen; ihr hattet euch schon den Grenzen genähert. Triumphierende Festlichkeiten warteten auf euch, und in der Hauptstadt waren alle Vorbereitungen für euren Empfang getroffen. Aber während ihr euch so vertrauensvoll auf den Rückzug machtet, wurden unter der Maske der Freundschaft und des Zusammengehens neue Ränke gesponnen. Der Kriegsruf erscholl in Berlin. Seit

zwei Monaten hat man uns jeden Tag zunehmend provoziert.»⁷⁹

Ein Abbild heimatlicher Ruhe, Sicherheit und Freuden kann auch die grosse reiche Stadt des Gegners sein, in der man schlafen, essen und sich wärmen konnte. Kurz vor der Schlacht von Borodino musste das französische Heer Paradeuniform anlegen. Die Trommeln wirbelten, und die Trompeten mischten sich in den Jubel der Soldaten, als Murat diesen kaiserlichen Aufruf vorlas: «Soldaten, die Schlacht liegt vor euch, die ihr so lange ersehnt habt. Von euch hängt nun der Sieg ab; wir brauchen ihn. Er wird uns Überfluss, gute Quartiere und schnelle Rückkehr in das Vaterland gewähren.»⁸⁰ Verlockend stieg das Ende aller Mühen, Märsche und Strapazen vor den Augen der Soldaten auf.

Dass vom Vaterlande und seinem Schutz, von drohender Knechtschaft und der Abschüttelung eines unerträglichen Druckes gesprochen wird, liegt nahe. Einen neuen Aspekt, der für unterworfenen Völker Geltung hat, nannte Erzherzog Karl in seinem Armeebefehl vor der Schlacht von Aspern: den Zwang, für eine Vormacht und deren Interessen zu kämpfen und zu sterben. «Auf euch, meine teuren Waffengefährten, ruhen die Augen der Welt und aller, die noch Sinn für Nationalehre und Nationaleigentum haben», rief der österreichische Heerführer. «Ihr sollt die Schmach nicht teilen, Werkzeuge der Unterdrückung zu werden. Ihr sollt nicht unter entfernten Himmelsstrichen die endlosen Kriege eines zerstörenden Ehrgeizes führen. Euch wird der Fluch nicht treffen, schuldlose Völker zu vernichten und auf den Leichen erschlagener Vaterlandsverteidiger den Weg zum geraubten Thron einem Fremdling zu bahnen . . . Die Freiheit Europas hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet.»⁸¹ Es war ein Aufruf, sich der Knechtschaftsform verpflichtender Verträge zu erwehren.

Die Völker freilich, die bekehren wollen und vom Gedanken einer Sendung angetrieben werden, dürfen und müssen Grenzen überschreiten, um mit Gewalt die anderen Men-

schen zu beglücken, wie sie meinen. So wandte sich Napoleon am Weihnachtstage 1799 in seinem Amt als Erster Konsul an Volk und Heer: «. . . Ich kenne eure Tapferkeit. Nicht mehr unsere Grenzen gilt es zu verteidigen, sondern in die feindlichen Staaten einzubrechen. Zur rechten Zeit werde ich in eurer Mitte sein, und Europa wird erfahren, dass ihr einem Heldengeschlecht angehört.»⁸² Nur von fanatischen Erlösern kann ein derartiger Schlachtruf straflos, ja begeisternd ausgestossen werden. Für sie ist solcher Krieg weder ein Friedensbruch noch unmoralisch. Er ist erzwungener Übertritt zum wahren Glauben, zur Errichtung einer neuen Welt. Die Formulierung «Siegen oder sterben» wird immer wieder angewendet und klingt aufs Neue stets heroisch. Doch ist es psychologisch klug, Soldaten, wären sie auch noch so tapfer, auf das Sterben hinzuweisen? General Gamelin erliess in höchster Not einen Tagesbefehl (17. Mai 1940), in dem es heisst: «Jede Truppe, die nicht vorgehen kann, muss dort, wo sie steht, eher fallen, als dass sie das ihr anvertraute Stückchen vaterländischen Bodens aufgeben darf. Wie immer in den schwersten Stunden unserer Geschichte, so ist auch heute die Parole: Siegen oder sterben. Wir müssen siegen!»⁸³

Ganz anders suchte Caesar vor Pharsalus die Legionen zu Dankbarkeit und Opfermut zu leiten; niemals sei er leichtfertig mit ihrem Blute umgegangen, rief er aus, stets habe er dem Vaterland das Heer erhalten wollen. Beeindruckt von der Sorge um ihr Leben, verlangten die Soldaten stürmisch das Signal zum Angriff.

An die Stelle der Aufrufe ist in der neueren Geschichte zum grossen Teil die Propaganda getreten, die nicht mehr in den Händen von Soldaten liegt. Im «phoney war» nach der Kapitulation Polens im Zweiten Weltkrieg wäre jedes Wort eines Feldherrn fehl am Platz gewesen, das nur die Friedenshoffnungen hätte erschüttern können. So suchte man weniger die eigenen Truppen in den Unterkünften anzufeuern, als die Moral des Gegners abzuschwächen. Der Flieger-Vize-marschall Arthur Harris berichtete⁸⁴, Flugblätter seien in den

Panzerschränken Londons schon lange vor dem Angriff der Deutschen auf Polen gelagert gewesen. Sie galten als streng geheim. Harris aber machte sich über diese Methode lustig und nannte sie «kindlich und idiotisch». Sie hätte, so führte er aus, nur den Kontinent fünf Jahre lang mit Toilettenpapier versorgt und Menschenleben und Flugzeuge gekostet.

Dagegen scheint beim Rückzug abgeschnittener Truppenteile der Krieg mit abgeworfenen Zetteln grössere Wirkung gehabt zu haben. Spätestens im Kriegsjahr 1945 spürten die deutschen Soldaten, dass die Wende und zugleich das Ende gekommen war. In ihrer Verzweiflung schenkten viele von ihnen dem Feind mehr Glauben als den Nachrichten von der eigenen Seite, die nur noch Übertreibung und verwischte Wahrheit boten. In jenen Tagen nannte ein Offizier die russischen Flugblätter, die der Wind herbeitrug, «unsere beste Nachrichtenquelle». Dazwischen klangen von Lautsprecherwagen Lieder, die Freiheit zu verheissen schienen. «Der Gott», so tönte es herüber, «der Eisen wachsen liess, der wollte keine Knechte.» Man trieb sehr schlau, mit diesem Wort vom «Knecht» – ein Doppelspiel, das Willenskräfte untergrub.

In der Propaganda wird freilich mit der Wahrheit immer unbedenklich umgegangen. Unmögliche Versprechungen werden gemacht, der Sinn der Worte schamlos verdreht. So beschwor Präsident Roosevelt in einem Aufruf vom 16. Juli 1945 das italienische Volk, das so tapfer gekämpft habe, aber überall, in Russland und Afrika, von den Deutschen im Stich gelassen worden sei, sich gegen dieses schal gewordene Bündnis zu erheben. Niemand wolle den Boden Italiens verwüsten; die eigentlichen Feinde seien die falschen nationalen Führer und ihre Glaubenssätze. Als einzige Hoffnung für Italien bleibe «ehrenhafte Übergabe». Wenige Tage später (am 25. Juli) wurde Mussolini abgesetzt. Und Hitler lügt nur wenige Tage vor dem Ende: «Zum letztenmal ist der jüdisch-bolschewistische Todfeind mit seinen Massen zum Angriff angetreten . . . Wir haben diesen Stoss vorausgesehen. Der Bolschewismus wird dieses Mal das alte Schicksal Asiens er-

leiden ... er wird vor der Hauptstadt des Deutschen Reiches verbluten.»⁸⁵ Eine neuere Form des Aufrufs an die feindlichen Truppen hat Japan erfunden. In Dschungelkämpfen mussten die Engländer und Amerikaner Heimweh erweckende und entnervende Klänge anhören, die ausserdem mit süsser Frauenstimme angekündigt wurden. Dazwischen wurde tieferschütterndes Todesröcheln gesendet, das den Eindruck erweckte, «als ob die Bäume Schmerz empfänden».⁸⁶

3. Kapitel

Frühsymptome der Rückzugsbereitschaft

Angst vor Vergiftung

Mit allen möglichen Mitteln ist in der Geschichte versucht worden, bei der Bevölkerung oder den Soldatenheeren Panikstimmung zu erzeugen. Zurzeit der Pest, des Schwarzen Todes, ging in Europa die Kunde von vergifteten Brunnen um. Gefolterte Juden hatten gestanden, für das vergiftete Wasser verantwortlich zu sein. «In Deutschland wurden in Eile alle Brunnen und Quellen überdacht.[^]Der Hexenglaube dichtete den Zauberinnen die gleiche Macht und Bosheit an. Bei einer mörderischen Lagerseuche in dem Heere Franz I. fiel der Verdacht auf Spanier maurischer Abkunft und auf deutsche Juden, die dem Heer als Händler nachgezogen waren. In dem Entsetzen grosser Seuchen führte der Gedanke der Vergiftung immer wieder zu Pogromen, hauptsächlich gegen Schwache und geheimnisvolle Fremde. Als Goethe 1792 als Beobachter der Schlachten in die Champagne gekommen war, hörte er viel Gerede von Vergiftung, die alles Brot verdächtig mache. Vierzehn der hübschesten Mädchen von Verdun hatten den preussischen König beim Einzug mit Blumen und mit Früchten empfangen. Seine Vertrauten rieten ihm jedoch ab, da sie vom Genuss Vergiftung befürchteten. Der König aber kostete die Gabe voll Vertrauen. Als im deutsch-französischen Kriege Paris belagert wurde, griff die Gewohnheit um sich, Arsenik zu nehmen; vielleicht erblickte man in diesem Stoff ein Stärkungsmittel und eine Gegendosis gegen die gefürchtete Vergiftung des Brunnen- und des Leitungswassers. In meinem Tagebuch des Ersten Weltkrieges² finde ich die Worte: «Autos mit russischen Grossfürsten und mit Goldtransporten, Cholerabazillen in

der Wasserleitung beherrschen die Phantasie.» Solch archaischer Verfolgungswahnsinn ist bei den Menschen offenbar nicht auszurotten.

Furcht vor Spionen und Verrat

Verraten sein ist nicht so schlimm wie physisch überwunden werden, und mit der Schwere einer Niederlage wächst auch die Verratspsychose. Besiegte Völker wollen um sich schlagen und Opfer haben, die erreichbar sind. «Gestern», so schrieb ein Russe aus der Zeit des Krieges gegen Japan (1905), «las ich in einem . . . Artikel, dass eine Menge Spione und Verräter und treulose Schurken unter dem Volke wären, und dass man Vorsicht üben und auf der Hut sein solle, und dass der Zorn des Volkes die Schuldigen selbst herausfinden werde.»³ Uralte Furchtgestalten tauchen in den Köpfen der Masse auf. Ein aggressiver Wunderglaube macht sich breit. Edmond de Goncourt konnte bei der Belagerung von Paris dieses Phänomen beobachten: «Es ist wirklich rührend zu sehen, wie diese Herde von Menschen auf jedes gedruckte und gesprochene Wort hereinfällt, in wie fabelhafter Art ihr jedes kritische Gefühl abgeht.»⁴ Noch plastischer hat Andrejew die Massensuggestion beschrieben: «Ich fühle, wie die Ansteckung mich ergreift, schon gehört die Hälfte meiner Gedanken nicht mir selbst.»⁵

Dass die Furcht vor Spionen sich an rein äusserliche Zeichen klammert, wird durch das Erlebnis eines französischen Offiziers deutlich. Er war geborener Elsässer mit deutschem Namen und sprach Dialekt. Von Algier kommend, traf er im Lager von Chalons ein. Wie alle «Afrikaner» trug er eine weisse Hose, die den französischen Mobilgardisten unbekannt war. Sofort ging das Gerücht um, dass ein Spion sich eingeschlichen habe (als ob Spione, ausländischen Dialekt sprechend und auffallend gekleidet, sich in das feindliche Lager «einschleichen» würden). «Man folgt dem Offizier, der bin-

nen zehn Minuten von hundert von Mobilien umringt ist; nach einer Viertelstunde sind es schon Tausende, die schreien und brüllen: ‚Schlagt ihn tot! Tod dem Spion!«⁶

Häufig ist in Spionageberichten von hübschen Mädchen die Rede, an denen sich die Phantasie entzündet. So stossen französische Truppen im deutsch-französischen Krieg (1870) beim Vormarsch auf ein Mädchen, das als sehr hübsch, mit grossen blauen Augen und ein wenig atemlos beschrieben wird. Später, so hiess es, habe man in ihr eine Spionin erkannt. Sie hätte in ihrer Bluse zwei Brieftauben verborgen gehabt; ausserdem sei ihr das Lösungswort bekannt gewesen, das Soldaten ihr verraten hätten. Edmond de Goncourt berichtet aus der gleichen Zeit von einem Stabe in Paris, «wohin man alle Augenblicke irgendwelche Leute schleppt, die man der Spionage beschuldigt». An einem Abend sah er auf den Boulevards eine wild erregte Menge, die «Unordnung und Opfer will und aus der jeden Augenblick der Schrei erschallt: ‚Verhaftet ihn!‘, und schon ist man auf der Spur von irgendeinem armen Teufel».⁷

In meinem Tagebuch von 1914 steht aus dem Weltkrieg dieser kurze Satz: «Spione in Nonnentracht. . . beherrschen die Phantasie.»

Ein kleiner Schritt führt weiter zu den Phobien des Verrats. Manchmal ist ihnen auch der Gedanke der Bestechung beigemischt. So hat Zola die Gefühle französischer Soldaten nachempfunden, die, ohne dass sie besondere Gründe kannten, den Befehl erhielten, rückwärts nach Westen zu marschieren. «Ein Murmeln erhob sich, ein wachsendes Grollen der Verzweiflung unter den Peitschenhieben der Furcht. Ja, ja, man hatte sie nur hierher gebracht, um sie zu verkaufen, sie den Preussen auszuliefern. In der Wut des Unglücks und bei dem Übermass begangener Fehler gab es tief unten in den beschränkten Gehirnen nur noch die Idee des Verrats, die eine solche Häufung von Unglücksfällen erklären konnte.»⁸ Der Glaube an Verrat tröstet über eigene Unzulänglichkeiten hinweg und erlaubt es, den Groll auf unbekannte andere ab-

zulenken. Verräter erscheinen dabei nicht klüger oder tapferer, sondern nur unmoralischer und gewissenloser. In einem solchen Wettbewerb zu unterliegen, heisst zwar den Kampf zu verlieren, die Ehre aber zu behalten.

Auch Hitler dachte daran, als es dem Ende zuging, die Verratspsychologie anzuwenden. In seinem letzten Aufruf warnte er vor den «verräterischen Offizieren». In seinen letzten Wutanfällen konnten ihn die ihn umgebenden Vertrauten nicht mehr verstehen: «Sie hören nur immer wieder Worte: ‚Lüge, Verrat, Feiglinge.‘» Und es ergeht der Befehl: «Merkt Euch! Jeder, der Massnahmen, die unsere Widerstandskraft schwächen, propagiert oder gar billigt, ist ein Verräter! Er ist augenblicklich zu erschiessen . . .»⁹

Die Aggression, die sich nicht mehr nach aussen wenden kann, weil übermächtige Hindernisse sie daran hindern, tobt sich am schwächsten Punkt, nach innen, aus. Den gleichen Vorgang hat Brehm aus dem Tierreich geschildert. «Rice sah einmal», so schreibt er, «dass die Büffel einer Herde, als sie das Blut eines angeschossenen Tigers rochen, sofort dessen Spur aufnahmen, diese mit rasender Wut verfolgten, die Gesträuche dabei umrissen, den Boden aufwühlten, schliesslich in förmliche Raserei gerieten und zum grossen Kummer der Hirten untereinander zu kämpfen begannen.»¹⁰

Die falsche Siegesnachricht

Siegesgerüchte, die sich später nicht als wahr erweisen, werden im Kriege manchmal amtlich ausgegeben und gehen rasch von Mund zu Mund. Sie finden sich besonders häufig bei den Armeen, die zu verlieren drohen. Falsche Siegesnachrichten scheinen dabei immer wieder Unsicherheit zu verraten. Aus innerem Zweifel wächst verstärkte Hoffnung und damit auch die Neigung, jedem suggestiven Einfluss nachzugeben und kritische Bedenken abzuweisen. Auch im zivilen Leben klammern wir uns an den Trost von Illusionen. Sie schonen Nerven und sie geben Kraft. Wenn wir «verzwei-

fein», ist uns jede Illusion genommen. Wir stehen seelisch «nackt» und sind nur auf die eigenen Kräfte gegenüber der Bedrohung angewiesen.

Die falsche Siegesnachricht ist Erzeugnis grosser und gemeinsamer Gefahr. Sie wird bestimmt von heissen Wünschen nach Errettung. Die grosse Masse derer, die sich fürchten, steigert ihre Dimensionen. Die Freude und Erregung von so vielen aber, die diese gute Kunde weitergeben, macht den Inhalt glaubhaft. Die Nachricht verbreitet sich in Windeseile und führt zu Siegestaumel. Aufatmen löst Beklemmung ab, mit dem das Heer dem Feind entgegentzog. Hoffnungen, die man nicht auszusprechen wagte, obwohl sie immer wieder durch die Köpfe gingen, sind nunmehr der Erfüllung nahe. Der Sieg, das Ende aller Not, ist greifbar da. Heil und gesund, so wird geglaubt, kann man den Weihnachtstag zu Hause feiern, wobei das Wort vom Friedensfeste unbewusst den Wunschtraum leitet. An erster Stelle dieser Sieg-Phantome steht das Waffenglück an irgendeiner anderen, meist entfernten Stelle einer weithin ausgedehnten Front, sehr oft verbunden mit der Kunde von dem Tod eines gegnerischen Führers oder der Gefangennahme. Sehr gern wird auch von dem Ausbruch einer Revolution berichtet, die einen starken Feind im eigenen Lande wehrlos macht. Zwar war man selbst im ersten Anlauf nicht sehr weit gekommen, doch war ein mächtiger Alliierter in das Feindesland gedrungen. Als, wie es hiess, die russische Armee im letzten Krieg schon vor Berlin stand, gingen Gerüchte um, die meldeten, dass der Feind, der bisher übermächtig schien, Vermittler angerufen habe und unerwartet Frieden schliessen wolle. Die falsche Siegesnachricht stützt sich in der Regel auf Erfolge, die von aussen kommen. Sie lässt die eigene Leistung aus dem Spiel und bleibt ein Stück des stets lebendigen Wunderglaubens.

Ein preussischer Offizier machte diese Erfahrung im Jahre 1807, als schon die Flucht König Friedrich Wilhelms von Königsberg nach Memel bevorstand. «Tief in Gedanken

versunken sass ich in meinem Zimmer, als ein Kapitän Kalkreuth ... zu mir hereinstürzte, mir voller Freude die Nachricht zu verkünden, dass soeben Leutnant Wrangel in Begleitung von zwanzig blasenden Postillons angekommen sei, dem König die Meldung von General L'Estocq zu bringen, dass die vereinigten preussisch-russischen Truppen einen glänzenden Sieg über die französische Armee – bei Pultusk – erfochten und dieselbe total geschlagen hätten . . . Ich lief nach dem Schloss, wo alles zusammenströmte und durch den lautesten Jubel seine freudige Teilnahme an dem glücklichen Ereignis kundgab. Der König stand am Fenster, die tausendstimmigen Vivats, die ihm und seinem Hause sowie dem russischen Kaiser gebracht wurden, zu empfangen . . . Die Erfolge dieses gepriesenen Sieges entsprachen leider den davon gehegten Erwartungen nicht, und es hiess später, die Russen hätten mehr verloren als gewonnen, wie sich denn auch beide Teile den Sieg zuschrieben. Leutnant Wrangel erhielt indessen für die glückliche Botschaft den Orden *Pour le mérite*.»¹¹

Meldungen dieser Art sind öfters doppelsinnig, und die Begeisterung bricht so jäh zusammen wie sie aufgeflammt war. In Kutusows Bericht über den Ausgang der Schlacht von Borodino heisst es: «Die Batterien gingen aus einer Hand in die andere und der Kampf endete damit, dass der Feind nirgends, auch nicht einen Schritt, Boden gewann. Nachdem ich die Nacht auf dem Schlachtfeld zugebracht und die durch die Schlacht in Unordnung geratenen Truppen gesammelt, meine Artillerie erneuert und mich durch die moskauische Miliz verstärkt habe, werde ich sehen, was ich gegen den Feind unternehmen kann.» Die Angst vor neuen Niederlagen, in der der Hof von Petersburg gelebt hatte, die Furcht des Zaren, Moskau zu verlieren, war durch die Meldung weggewischt worden. Er ernannte Kutusow in seiner Freude zum Feldmarschall und machte ihm ein Geschenk von hunderttausend Rubeln. In allen Kirchen wurde ein Tedeum angestimmt. «Um so grösser ist das Entsetzen, als

sich nach einigen Tagen die Wahrheit nicht länger verheimlichen lässt.»¹² Der weitere Rückzug nach dem Siegestaumel wird von dem Zaren schlecht verhüllt, wenn er in einem Aufruf schreibt: «Der Oberbefehlshaber hat sich einer Notwendigkeit gefügt, aber nur, um sich mit den nachrückenden Verstärkungen zu vereinigen und dann dem Feinde seinen kurzdauernden Sieg zu entreissen.»¹³

In der Schlacht um Leipzig (16. Oktober 1815) wurde der Donner der Kanonen vom Läuten der Kirchenglocken übertönt. Die Franzosen hatten es wegen eines Sieges angeordnet. Bald kam indessen der Befehl, das Läuten einzustellen, «weil die Franzosen auf mehreren Punkten haben retirieren müssen». Über diese Situation gibt es eine ganze Chronik typischer Gerüchte. Die Truppen unter Graf von Wrede hatten den Auftrag, den Rückzug Napoleons zum Rhein und nach Frankreich bei Hanau aufzuhalten. Im amtlichen Bericht heisst es: «Die Stadt war in unsern Händen und wurde gegen alle folgenden heftigen Angriffe standhaft verteidigt . . . Unser Verlust war bedeutend, jener des Feindes über wog ihn mehr als doppelt.»¹⁴ Gemeldet wird auch «die Behauptung des Schlachtfeldes, die Erschwerung des Rückzugs, die Abnahme von 10'000 Gefangenen». Von diesen Verlusten sagt dagegen ein österreichischer Bericht: «Die Absicht des Kommandierenden, dem Feind seinen Rückzug teuer zu machen, war erreicht . . . Trophäen wurden auch nicht eine verloren.»¹⁵ Die Feldherrn sind zu allen Zeiten mit einer bösen Nachricht sorglos umgesprungen.

Auch beim Marschieren gehen Gerüchte um. Sie tauchen irgendwo auf. Man hört sie gern, und sie fliegen weiter, als ob sie Siebenmeilenstiefel hätten. «Vor Lüttich sind 100'000 Deutsche gefallen. Es sieht so aus, als ob nicht einer übrig sei.» Die Leute sind in ihrem Marsch beflügelt, als ob sie wünschten, den Feind bald zu packen. Wenig später ging noch ein anderes Gerücht um und fand den Glauben der Soldaten: «In Deutschland ist die Revolution ausgebrochen . . .» «Es musste kommen», sagen die beglückten Leute

zueinander. Die Presse hatte es ja vorausgesagt. Der Hauptmann meinte, befragt, er hätte es auch gehört, und jeder nimmt es als Bestätigung von einer Seite, die es am Besten wissen müsste.

Es ist erstaunlich, wenn man sieht, mit welchem starkem Vertrauen bedrängte Truppen sich auf die Hilfe der Alliierten verlassen. So dachten die Kameraden Gaspards, als die französischen Heere Stillständen, dass man bloss auf die Russen warte. «Du kannst mir glauben», sagt ein Mann, «die Russen werden sich beeilen. Ich habe sie im Film gesehen.»¹⁶ Im Tagebuch des bald darauf gefallenen Gaston Robert hat der Sergeant einen ausführlichen Beitrag zur Psychologie der Kriegsgerüchte schriftlich hinterlassen: «Wir erfahren, dass der Feind im vollen Rückzüge ist und dass sie bald unterhalb Verdun eingeschlossen sein werden. Unsere Kanonen übernehmen den Rest. Überall weichen sie zurück . . . Man erkennt die Batterien, welche donnern und den Feind beschies- sen, der, durch unsere Armeen getrieben, näher kommt. . . Die sonderbarsten Nachrichten gehen um. Man sagt, dass die Deutschen eingeschlossen sind und dass Deutschland durch Vermittlung der Vereinigten Staaten um Frieden bittet. Man sagt auch, dass die Russen in Berlin sind.»¹⁷

Mein eigenes Tagebuch verzeichnet aus dieser Zeit (1914) folgende Beobachtung: «Im Westen ungeheurer Jubel. Einige kleine Covercoats mit goldenen Brillen werden von Ovationen erdrückt. Japan hat Russland den Krieg erklärt.» Zwei Wochen später kam das Ultimatum Japans und die Kriegserklärung an die Deutschen. Schon Goethe erwähnt im Jahre 1792 in seiner ‚Campagne in Frankreich‘ die falsche Hoffnung der Verbündeten, revolutionäre Truppen möchten zu den Fürsten überlaufen und jedermann in Frankreich könne sich entschliessen, sich für die gute Sache zu erklären. Die falsche Kunde hat, von allem anderen abgesehen, eine ganz besonders schlimme Wirkung: den Stimmungsrückschlag bei der Truppe, wie er bei Goethe sich geschildert findet, wenn freudige Erwartung in Enttäuschung umschlägt.

Die Führung lebt von dem Vertrauen der Soldaten; wer sie mit falscher Nachricht regaliert, macht sich der Sünde an der gegenseitigen Treue schuldig. Die Kampflust der Armee wird angeschlagen.

Man wird entgegnen, dass Gerüchte in vielen Fällen so unsinnig seien, dass man sie nie für glaubhaft halten könnte. Doch dieser Mangel an gesunden Gegen Gründen, die ungeheure, sehnsuchtsvolle Gläubigkeit ist eine Problematik, die sonst nur in der religiösen Sphäre zu bemerken ist.

Irrtum

«Irren ist menschlich!», lautet schon ein altes Sprichwort. Der klügste Arzt mag irren und der weiseste der Richter. Sogar das Gesetz sieht Möglichkeiten einer Korrektur begangener Fehler vor. Wir irren leicht, wenn wir uns rasch entscheiden sollen. Der Krieg bringt solche Situationen, die unerwartet höchsten Anspruch an schnelle Einsicht und Entschlusskraft stellen. Nacht, Nebel, grosse Hitze und Kälte, unbekannte Geländeformen erschweren eine klare Orientierung. Dem Irrtum sind im Kriege Tür und Tor geöffnet. Nicht selten werden in der Verwirrung Freund und Feind verwechselt. Der Panzervorstoss Rommels im Norden Frankreichs im Jahre 1940 war ein gutes Beispiel dafür. «Ratternd und klirrend», heisst es in der Meldung, «näher sich die Panzerkolonnen der Seine entlang Elbeuf. Ein französischer Posten hält sie für Engländer und präsentiert das Gewehr. Auch in den Dörfern aus dem Schlaf geschreckte Einwohner glauben, es seien englische Panzer.» Selbst in dem Netz von Schützengräben konnte man sich verlaufen. Barbusse hat einen solchen Irrtum, dessen Opfer seine Kompanie wurde, anschaulich beschrieben: «Der Regen fällt wütend auf die Erde. Sein platschender Lärm überrauscht alles. Man spürt seine furchtbare Trostlosigkeit am ganzen Körper, als sei man nackt; die Nacht und das Gewitter setzen von Neuem ein und zer-

wühlen diesen Leichenwirrwarr, wo sich die gestrandeten Toten an das Erdleckchen wie an ein Floss anklammern . . . Wir sind betrunken von Müdigkeit und torkeln hin und her. – Halt! – Sind wir da? – Ja, Kuchen! – Und ein Gemurmel läuft durch die Reihe: – Wir haben uns verlaufen. Da andere Truppen nachrücken, kann man weder vorwärts noch rückwärts. Die Übermüdung drückt sich in Schimpfworten aus. Der Leutnant, der den falschen Weg geführt hat, sucht nach einem Ausweg. Ein kleiner Graben geht nach links. Man drängt hinein. Er führt zu den Latrinen. Er ist nur flach. Die Kugeln pfeifen und man muss sich bücken. Die Leute rutschen fluchend auf den Massen aus, die andere hier zurückgelassen haben.»¹⁸

Wer einen Krieg mit all seinem Durcheinander und dem Mangel an klarer Übersicht mitgemacht hat, weiss, wie die Fronten durcheinander wirbeln und eigene Truppen angegriffen werden können. «Es war ein starker Nebel», meldete Scharnhorst von der Schlacht bei Auerstedt. «Der Nebel öffnete teilweise eine Aussicht von 1'000 bis 1'500 Schritt... Hinter uns fuhr eine unserer Batterien auf und feuerte auf uns.» Und bei Mars-la-Tour griff eine französische Reitertruppe, eine Gruppe Dragoner, die eigenen Lanziers an, die sie mit ihren blauen Röcken für Preussen hielten. Beispiele dieser Art gibt es genügend in der Kriegsgeschichte. Über einen Marsch in einem dichten Wald trägt Robert in sein Tagebuch ein: «Wir dringen in einen Wald ein, dessen Namen ich nicht kenne. Wie wir in der Mitte des Waldes ankommen, wird unsere vordere Linie durch eine kleine feindliche Abteilung überrascht. Das Feuer ist heftig. Bei uns ist alles bestürzt. Wir eröffnen das Feuer auf Leute, die wir nicht sehen. Viele von uns werden durch französische Gewehre getroffen.»¹⁹ In einem solchen Dickicht wie in den Wäldern vor Verdun löste sich die Front in abgetrennte Einzelfelder auf. Niemand weiss, auf wen er schießt. In solchen Situationen sind die Furchtinstinkte bis aufs Äusserste gespannt. Und die kleinste Fehldeutung kann plötzlich Fluchttriebe wecken.

Gaspard schildert einen solchen Vorfall: Urplötzlich überfällt die Tapfersten und Stärksten eine Panik, nachdem sie schon, schwerer Beschiessung trotzend, Furcht zu empfinden aufgehört haben; sie halten an, sie kehren um, sie laufen um die Wette zurück. Kein einziger weiss, wie es begann. Den einen überkam es, und wie auf ein Kommando folgten ihm die andern. Von einem solchen tollen Wirrwarr spricht ein russischer Soldat im Jahre 1905. Anrückende Truppen schienen zunächst Feinde zu sein. Dann sah man deutlich durch das Fernrohr eigene Uniformen: «Sie kamen in aller Ruhe an uns heran und aus ihrer Bewegung fühlte man die gleiche Freude über die unerwartete Begegnung heraus, die wir selbst empfanden.»²⁰ Jäh aber legten diese «Russen» mit allen Rohren los. Zahlreiche Soldaten fielen. Der Autor wurde selber schwer verwundet. Als er im Lazarett erwachte, sprach man ausweichend und beschwichtigend von dem fatalen, jeder Erklärung spottenden Irrtum. Die Russen hatten sich, für Feinde haltend, in wildem Kampfe selbst vernichtet.

Halluzinationen

Erscheinungen im Traum sind in der Kriegsgeschichte Roms und in dem Leben seiner grossen Feldherrn aufgezeichnet. Doch wird auch von gespenstischen Gestalten in Wachträumen berichtet: da sprengen auf schweisstriefenden Pferden die Dioskuren heran und melden im Tarquinierkrieg den Sieg. Ähnliche hellseherische Bilder tauchten auch in der Zeit des Domitian auf. An solche Vorzeichen glaubte die Masse ebenso unerschütterlich wie die Führer: «Das Vertrauen auf diese Nachricht war so glänzend und gewichtig, dass sogar viele hochgestellte Personen ihr Dankopfer darbrachten. Allein, nun forschte man nach der ersten Quelle; es fand sich niemand. Man verfolgte die Kunde von einem bis zum andern; sie schien immer weiter rückwärts zu fliehen und schliesslich

verlor sie sich unter der unendlichen Masse des Volkes wie in einer unergründlichen Meerestiefe.»²¹ Kurz darauf wurde der ersehnte und «erträumte» Sieg wirklich bestätigt.

Von ähnlichen Erscheinungen wird bei Brutus berichtet. Der Feldherr sitzt betrüben Sinnes vor dem Zelt. Es scheint ihm, als sei eine Gestalt durch die Tür getreten. Im Lager aber herrscht tiefste Stille. Ganz deutlich hat er einen leisen Schritt gehört. Als er zum Eingang blickt, sieht er eine «schreckhafte, seltsame Erscheinung», die stumm auf ihn herniedersieht. Brutus fragt: «Wer bist du? Mensch oder Gott? Warum kommst du zu mir?» Das Gespenst erwidert: «Dein böser Geist, Brutus! – Du siehst mich bei Philippi wieder.» Und Brutus antwortet, ohne zu erschrecken: «Abgemacht!» Die Diener hatten nichts gesehen und gehört.²²

Halluzinationen, die sich in allen Sinnessphären entwickeln können, sind zerebral bedingt und werden nicht durch Aussenreize ausgelöst. Halluzinationen kreisen in verschiedenen Psychosen um vitale Krisen: Bedrohung oder auch Beglückung sind die festen Kerne. Schreckhaft erscheinen mysteriöse Feinde und Gewalten: Gespenster, Teufel, Mörder, wilde Tiere, Blut und Feuer, auch Kanonaden und das Knattern von Gewehren. Trommeln, Marschieren von Soldaten wird vernommen; hier scheint schon Kriegsfurcht mit hineinzuspielen. Motorenlärm, den Schizophrene hören, kann in die gleiche Richtung weisen. Halluzinationen können auf der anderen Seite rettender, erlösender Natur sein. Mit dem Flammenschwert erscheint ein Heiliger in den Wolken und zieht den Seinigen zum Sieg voran. Die Griechen, die in schwerer Seenot waren, sahen das Elmsfeuer als Flammen auf den Häuptern der Dioskuren und nahmen ihr Erscheinen als sicheres Zeichen an, dass der Tod vorbeigegangen war. St. Elmos Leuchtfeuer gilt heute noch Seeleuten als ein Wink der Bergung.

Wenn Massen ganz das gleiche fühlen, denken, fürchten und hoffen, so sind in manchen Fällen die Vorbedingungen

des induzierten Irreseins gegeben; wir finden sie bei Sekten oder anderen seelisch uniformen Gruppen. Hier kann ein Funke überspringen und wenigstens für kurze Zeit erschreckenden und tröstlichen Halluzinationen Vorschub leisten. Wir treffen sie auch bei belagerten Bevölkerungen an, die voller Angst auf eine gute Nachricht warten. Selbst in Armeen, die kämpfen und leiden, treten zeitweise sich übertragende geistige Störungen auf, deren man sich nicht erwehren kann. Nachher erscheint ein solcher Sinnestrug als etwas Wesensfremdes, Unerklärliches. Die Kriegsgeschichte zeigt immer wieder, dass solche Reaktionen in der menschlichen Natur als kollektive seelische Metamorphose in Bereitschaft stehen und plötzlich in Bewegung kommen können. Wie stark solche Einbildungen sein können, beweist ein Brief, den ein Major im preussisch-österreichischen Krieg geschrieben hat. Darin behauptete der Offizier, auf dem Bahnhof in Koblenz Zeuge peinlicher Szenen gewesen zu sein. Ein auf dem Bahnhof stehender Zug «mit Reservisten oder Landwehrleuten war von einer Schar von Frauen umringt, die ihre Kinder mit erhobenen Armen den Soldaten entgegenstreckten . . . Als die Glocke das Zeichen zur Abfahrt gab, rannten die Weiber, die Kinder mitschleppend . . . mit unordentlichen Haaren, wilden Blicken wie Wahnsinnige, um sich vor die Lokomotive zu werfen; einige legten sich unter Schreien und Jammern auf die Schienen».²³ Nichts von alledem traf zu, aber eine bewusste Irreführung erscheint hier ausgeschlossen. Der Offizier muss einer Wunsch-Halluzination unterlegen gewesen sein. Und am 6. August 1870 sieht Edmond de Goncourt in Paris die Menschen haufenweise zur Börse stürzen. Er legte sein Buch weg und lief mit. «An der Börse alles voll Menschen mit entblößten Köpfen; Hüte werden in die Luft geworfen und in aller Munde ist eine furchterweckende Marseillaise, deren betäubende Töne ins Innere dringen und dort das gewisse Bienenkorbgesumme ersticken. Nie habe ich einen ähnlichen Enthusiasmus gesehen. Man geht zwischen den Leuten, die vor Erregung

bleich sind, zwischen zappelnden Kindern, Frauen mit be-
rauschten Gebärden. Capoul singt diese Marseillaise auf dem
Börsenplatz vom Verdeck eines Omnibusses aus, und auf
dem Boulevard singt sie Marie Sasse, in ihrem Wagen ste-
hend, und der Wagen wird vom entzückten Volk fast in die
Lüfte gehoben.»²⁴ Ein Schwindler oder Spekulant hatte, wie
Canrobert erzählt, zur Mittagszeit an der Börse ein Tele-
gramm anschlagen lassen: «Grosser Sieg, 25'000 Gefangene,
darunter der Kronprinz von Preussen.» Diese Depesche
aber, schreibt Goncourt, «von der mir Leute erklären, sie
hätten sie selbst gelesen. . . diese Depesche, die die Leute
noch zu sehen glauben, indem sie mit dem Zeigefinger auf
ein Stück Mauer hindeuten, wo nichts ist, und dazu sagen:
,Da –! Da –, da!’, diesen Depeschenanschlag kann ich nicht
entdecken . . .»²⁵

Im Krieg wird gelogen, übertrieben, eingebildet, nach
mehrfacher Wiedergabe selbst eine Lüge geglaubt, so dass
die späteren Berichte häufig unwahrscheinlich klingen oder
sind. Als Napoleon Ende März 1813 nach Paris kam, spra-
chen die Kaiserlichen von gewaltigem Jubel; ein Diplomat
der Gegenseite meldete gedrückte Stimmung und eine un-
zufriedene Armee. – In der Reichshauptstadt wurde am
22. April 1945 heftig die Frage diskutiert, ob das Korps des
Generals Weidling in Berlin stehen bleiben oder nach Süden
ausweichen solle. Einer der Generale, Mummert, sprach ein
offenes Wort: «Berlin ist nichts! Das ist eine sinnlose Opfe-
rung des Korps. Was sollen wir überhaupt in dem Trümmer-
haufen? Die Panzersperren sind schon zum Teil geschlossen,
die Brücken gesprengt. Strassen gibt es so gut wie keine
mehr. Ich möchte wissen, wie da einer noch seine Division
Zusammenhalten und einsetzen will. Hitler soll Berlin zur
offenen Stadt erklären.» Ein anderer deutete an, die Truppen
könnten um Berlin herum nach Westen überschwenken, sich
mit der 12. Armee vereinigen, «vielleicht sogar mit den
Westalliierten». Auf den erregten Einwurf eines andern fuhr
der General fort: «Natürlich . . . Oder haben Sie nicht ge-

hört, dass sich die Russen mit den Amis streiten? Die Amis haben ihr Vorgehen an der Elbe eingestellt. Unsere Truppen kämpfen dort schon gar nicht mehr.» «Sie rechnen also», fragte jetzt Weidling nicht ganz sicher, «auf die Hilfe der Engländer und Amerikaner?» «Jawohl», fuhr jetzt der andere fort, «Verhandlungen zwischen Ribbentrop und den Briten sind im Gange, und auch Himmler hat über Schweden Fühler ausgestreckt.»²⁶ Die ungeheure Spannung und die Aussichtslosigkeit des Kampfes erklärt, dass solche Phantasien unter Generalen überhaupt besprochen werden konnten. Feindschaft und Zwist in der alliierten Übermacht war heiss gewünschter Rettungsanker, die Fata Morgana, die sie verzweifelt und ermattet deutlich schon zu sehen glaubten.

4. Kapitel

Erscheinungsformen des Rückzugs

Zehn Beispiele aus der Geschichte

Verwundert stellt man immer wieder fest, dass die Historiker mehr den Taten ihrer Helden nachgegangen sind als trüben Einzelheiten von Rückschlägen, die sie nur widerwillig und flüchtig gestreift haben. So finden wir in Kriegsberichten Zahlen der Verluste, doch werden Schilderungen von geschlagenen Heeren übergangen, obschon auch ihr Verhängnis, die seelische und körperliche Not geschlagener Völker und Armeen, Kräfte sind, die weithin ihre Schatten auf die fernere Entwicklung werfen.

Wenden wir uns zunächst der Schlacht am Trasimenischen See (217 v.Chr.) zu. Konsul Flaminius war in einen Hinterhalt geraten. Im Nebel wurden seine Legionen von überlegenen afrikanischen Truppen angegriffen, und erst das Kriegsgeschrei des Gegners verriet ihnen, dass sie umzingelt waren. Es kam zu einem Chaos ohnegleichen. Die Fliehenden verirrten sich im Knäuel der Kämpfer, während jene, die zur Front zurückgehen wollten, vom Strom der Fliehenden mit fortgerissen wurden. Der Konsul selbst fiel im erbitterten Gefecht. Die entmutigten Krieger suchten immer wieder nach einem Fluchtweg. «In der Panik fielen manche in den See, ertranken hier und wurden, wenn sie sich mühsam wieder herausgearbeitet hatten, von der feindlichen Reiterei getötet.» Erst als der Nebel aufstieg, «da zeigte sich nunmehr bei klarer Sicht der Berge und der Ebenen das grässliche Bild der verlorenen Schlacht und des niedergemachten Heeres».¹ Die 6'000 Geretteten legten am nächsten Tage die Waffen nieder und erhielten freien Abzug.

Ein ähnliches Debacle erlebte Crassus im Feldzug gegen die Parther (53 v. Chr.). Bereits der Marschweg hatte

schlechte Vorzeichen gebracht. Crassus liess seine Soldaten durch die Wüste marschieren. «Erst schien der Weg ganz leicht, doch wurde er dann sehr bald beschwerlich, weil jetzt tiefer Sand folgte, bäum- und wasserlose Flächen kamen, die für das Auge nirgends mit einem erreichbaren Ziel endigten. Daher verloren die Soldaten nicht nur durch den Durst und die Strapazen des Marsches alle Kraft, der trostlose Anblick nahm ihnen auch allen Mut, da sie weit und breit kein Gewächs, keinen Bach, keinen vorspringenden Bergabhang, kein spriessendes Gras erblickten, sondern einfach eine Art Meeresfläche von öden Sandwellen, die das ganze Heer umringten.»² Zudem hatte Crassus beim Vormarsch das Fussvolk gezwungen, mit den Reitern Schritt zu halten. Die Krieger waren daher übermüdet, als Vorhuttruppen mit der Meldung nahten, der Gegner rücke in gewaltiger Stärke und in Siegesstimmung an. Dann kamen die Parther. Das Viereck, das die römischen Legionen rasch gebildet hatten, war nach kurzer Zeit umzingelt und wurde mit einem Hagel schwerer Pfeile überschüttet. Im Laufe des Gefechtes fiel der Sohn des Crassus; die Parther trugen seinen abgeschnittenen Kopf herum und wiesen ihn den Römern vor. Der Anblick aber brach den Mut der Römer. Die von Crassus befohlenen Kampftruppen kamen nur schwach und ohne Gleichklang aus den Kehlen der Soldaten. Nach zahlreichen Verlusten brachte die Nacht Waffenruhe. Die Generale ordneten an Stelle ihres fassungslosen Führers den Rückzug an. «Gleich darauf, als die Marschunfähigen merkten, dass sie zurückgelassen werden sollten, entstand eine furchtbare Unordnung und Verwirrung im ganzen Lager. Man glaubte, dass die Feinde angegriffen hätten.»³ Crassus geriet erneut in einen Hinterhalt. Vom Heer der Römer blieb nur wenig übrig. Es war das grosse Cannae in der Wüste.

Die neuere Geschichte kennt manchen blutigen Rückzug. Die preussischen Armeen erlebten ihn gleich nach der Schlacht von Jena (15. Oktober 1806). Unvorbereitet auf die Schlacht mit dem Genie Napoleon, hatte man die Mög-

lichkeit des raschen Rückzugs niemals in Betracht gezogen. Die gespaltenen Armeen versuchten ohne Erfolg, sich wieder zu vereinen. Die Nacht brach herein, und die Zahl der Soldaten, die desertierten, war unglaublich gross. Gewehre wurden weggeworfen und Stücke der Ausrüstung, teils um sich seiner Bürde zu erleichtern, teils um ein milderes Schicksal zu erkaufen, wenn man vom Feind überrascht werden sollte. Grössere Gruppen wurden durch die Begegnung mit anderen Kolonnen und vor allem durch die alle Wege, Brücken und Dörfer sperrenden Packwagen und anderes mehr getrennt. So marschierte man häufig im Kreise und wurde schliesslich genötigt, sich zwischen den Biwakfeuern einzelner feindlicher Truppenabteilungen hindurchzuschleichen. Der Anblick dieser Verwirrung, der Gedanke, dass kein Magazin, kein fester Platz in der Nähe war, an dem man sich hätte verpflegen und neu ausrüsten können, wird die Flucht beschleunigt haben. Hinzu kam die Vorstellung von den bevorstehenden, auszuhaltenden Mühseligkeiten, die Furcht vor der Verfolgung durch den Feind, vor der unvermeidlichen Schande. All das wirkte darauf hin, den Rest der Besonnenheit, des Mutes und des festen Entschlusses zu vernichten und die Phantasie mit noch trübere[n], furchtbareren Bildern zu erfüllen als sie die Wirklichkeit schon darbot. So machte ein Offizier, der zum Stabe des Fürsten von Hohenlohe gehörte, bei Tagesanbruch die bestürzende Entdeckung, dass die zahlreiche Begleitung, mit der man Weimar verlassen hatte, bis auf eine unbedeutende Kavalleriedeckung verschwunden war.

Ein ziviler Augenzeuge beobachtete den panischen Rückzug nach der Schlacht von Auerstedt: «Eine unübersehbare Menge preussischer Bagage-, Fourage- und Munitionswagen, sowie mehrere Wagen mit blessierten Soldaten sahen wir gleich einem reissenden Strom unaufhaltsam in strengstem Galopp auf den Äckern und der Chaussee in vierfachen Reihen vorbeijagen. Das herzerreissende Jammergeschrei der Verwundeten erfüllte die Luft und übertönte das Getöse des

Trosses. Reiterei mit blankem Säbel trieben die Menschen und die höchst ermatteten Tiere zur schnellsten Flucht an. Was stürzte, blieb liegen, unerbittlich ging der folgende Tross darüber hinweg . . . Kopflös und in Verzweiflung ritt, rannte und fuhr alles wild durcheinander und entledigte sich der Waffen und des Gepäcks. Überall, wo man nur hinsah, erblickte man Gewehre, Säbel, Patronentaschen, Tornister usw., so dass man oft genötigt war, darüber hinwegzuspringen . . . Mitten im Gewühl machte sich ein sächsischer Kürassier mit entblösstem Säbel Platz durch die Menge, auf dem mit Staub und Schaum bedecktem Ross. Dieser wurde von einem Stabsoffizier angehalten: ‚Kamerad‘, rief der Offizier, ‚wie steht es?‘ – ‚Schlecht‘, war die Antwort des Sachsen, ‚alles verloren, völlige Retraite, rette sich, wer kann.‘ Mit diesen Worten eilte er, sich Platz machend, weiter der Stadt zu.»⁴

Katastrophen glichen auch die Niederlagen Napoleons beim Russlandrückzug (1812). Neben dem typischen Zerfall von Truppen verbänden gab es Schreckens- und Verzweiflungsakte wie den Beresina-Übergang. Ein deutscher Feldwebel in der Armee des französischen Kaisers, der bis dahin nicht in vorderster Linie gekämpft hatte, schildert seinen Eindruck von der «grande armée», die sich von Moskau nach dem Westen schleppte: «Wir, noch unversehrt und kräftig, sahen jetzt auf einmal auf die fast ganz aufgelöste Armee. Von diesen Unfällen wussten wir noch nichts, denn man hatte sie sogar unseren Offizieren sorgfältig verschwiegen. Als wir daher statt jener grossen Kolonne, die Moskau eroberte, hinter Napoleon nichts erblickten als einen langen Zug von Gespenstern, die mit Lumpen und Weiberpelzen, mit Stücken von Tapeten oder mit schmutzigen, vom Feuer versengten und zerrissenen Mänteln bedeckt und deren Füsse mit Lumpen aller Art umwickelt waren, wurden wir von höchstem Erstaunen ergriffen. Ja, mit Entsetzen sah ich diese Unglücklichen, abgezehrt, mit bleichen Gesichtern und struppigen Bärten, ohne Waffen und ordnungslos durcheinander marschierend, mit gesenktem Haupte, die Augen

starr auf die Erde gerichtet und in tiefem Schweigen, gleich einem Haufen Gefangener vorüberziehen.»⁵

Über den Höhepunkt, den die Rückzugskrise an der Beresina erreichte, ist viel gesprochen und geschrieben worden. Ein französischer Sergeant, Bourgogne, sah am Morgen des 28. November 1812 der Katastrophe zu: «An der Brücke angekommen fand ich einen entsetzlichen Wirrwarr. Viele tausend Nachzügler, welche in ihrer geistigen und körperlichen Erschlaffung die Nacht und den frühen Morgen nicht benützt hatten, um über die Brücke zu gehen, fluteten jetzt, seitdem sie die Kanonen gehört, in einem mächtigen Strom heran. Das Gedränge war so gross, dass die Brücke bald zu einem Wege wurde, der nur noch über Tote und Sterbende führte. Viele der Niedergesunkenen fassten die Beine der über sie Hinwegschreitenden und wurden mit diesen von den Nachdrängenden ins Wasser gestossen. Überall zwischen dem treibenden Eis tauchten Ertrinkende auf, die sich mit ihren letzten Kräften an die Schollen klammerten, bald aber erstarrt und ermattet versanken. Aus all den eng zusammengepressten Haufen, die an dem Ausgang der Brücke herausquollen und sich nun Luft machten, sah ich erdrückte Menschen niederfallen, welche von den nachfolgenden Massen rücksichtslos in den morastigen Grund des Ufers getreten wurden. Pferde und Menschen, die schwimmend oder über die Eisschollen hinweg den Übergang versucht hatten und denen es geglückt war, das Ufer zu erreichen, fanden zum Teil nach nutzlosem Ringen, sich herauszuarbeiten, noch hier im Sumpf ihr Ende.»⁶

Ein Chaos folgte auch der Schlacht bei Bull Run (21. Juli 1861). Der militärische Berater Präsident Lincolns, Scott, hatte voller Zuversicht mit einem Siege der Nordstaaten gerechnet und sich am Nachmittag zum Schlafen hingelegt. Um sechs Uhr abends kam die Nachricht, dass die Sonntagschlacht verloren war. Der Berichterstatter der ‚Times‘, Russell, hatte zwei Phasen der chaotischen Rückwärtsbewegung miterlebt und eindrucksvoll beschrieben: «Infanterie-

soldaten auf Maultieren und Zugpferden, denen das Geschirr an die Hufe flog und die genau so erschreckt waren wie ihre Reiter, Negerdiener auf den Pferden ihrer Herren, mit unverletzten Soldaten überfüllte Krankenwagen, Bagagewagen, die mit Männern überladen waren, die den Inhalt auf die Strasse warfen, um Platz zu schaffen – alle drängten sich durch die schreiende fluchende Menschenmenge hindurch, die zu Fuss dahineilte, und sie schrie bei jedem Halt: ‚Hier kommt die Kavallerie! Schneller! Schneller!‘ Kameradschaft galt in diesem Teil der Armee nichts mehr . . . Ich rief den Männern zu, die wahnsinnig vor Angst neben mir herliefen: ‚Das ist bestimmt keine Kavallerie; es sind eure eigenen Leute.‘ Aber sie hörten nicht auf mich.»⁷ Nach Washington zurückgekehrt, erlebte Russell ein Nachspiel von Bull Run. «Etwa um 6 Uhr», so schreibt er, «erwachte ich an diesem Morgen aus tiefem Schlaf. Der Regen fiel in Strömen und prasselte gegen die Fensterläden . . . Aber lauter als das klang ein fremdes Geräusch herein, der Lärm von einer Horde von Männern, ein Durcheinander von Trampeln, Plantschen und Stimmengemurmel. Ich stand auf und lief ins Vorderzimmer, dessen Fenster auf die Strasse gingen, und da sah ich zu meiner grössten Überraschung einen endlosen Strom von Männern, die mit Schlamm bedeckt und triefend nass, ohne die geringste Ordnung dahintaumelten, die Pennsylvania Avenue hinauf zum Capitol. Ein dichter Dunst lag über der Menge, aber wenn man genauer hinsah, entdeckte man, dass es Soldaten der verschiedensten Regimenter waren: aus New York, Michigan, Rhode Island, Massachusetts, Minnesota, alles durcheinander. Viele von ihnen waren ohne Tornister, Lederzeug und Gewehr. Manche hatten weder Mantel noch Schuhe, andere hatten sich in Decken gewickelt . . . Hastig zog ich meine Kleider an, rannte zu den Truppen hinunter und fragte einen Offizier, der gerade an mir vorbeiging, einen bleichen jungen Mann, der zu Tode erschöpft aussah und wohl seinen Säbel verloren hatte, da die Scheide leer an seiner Seite baumelte, woher die Männer

kämen. ,Woher? Scheint mir, als ob wir, so gut es geht, gerade aus Virginia kommen, und wir sind alle herrlich geschlagene – ,Was, die ganze Armee?’ – ,Weiss ich nicht! Wer will, kann ja bleiben. Ich jedenfalls gehe nach Hause. Für den Rest meines Lebens habe ich genug vom Kriege»⁸

Massierte Feuerkraft, die in die Schützengräben zwingt und nur am Anfang und am Ende Rückzugsbewegung duldet, leitete eine neue Ära der Kriegführung und der Niederlage ein. Auch in den einigermaßen geordneten Rückzug wird aus Gründen, die massenpsychologischer Natur sein müssen, die Zivilbevölkerung mit hineingerissen. Solche Situationen gab es bereits im deutsch-französischen Krieg von 1870/71. Verlassene Dörfer lagen zwischen den erstarrenden Fronten und wurden wie die Verpflegungszüge von den eigenen Leuten ausgeplündert. Wenn eine heftige Beschiessung einsetzte, liefen die Truppen auseinander und suchten Deckung. Es war nicht schwer, unter diesem Vorwand das Weite zu suchen. Flüchtige wurden standrechtlich erschossen. «Am 10. Oktober werden wir um 4 Uhr geweckt, um 5 Uhr wohnt das Regiment geschlossen der Hinrichtung zweier Soldaten bei, die schuldig sind, vor dem Feinde geflohen zu sein. Nach Beendigung dieser Zeremonie marschieren wir an den Leichen vorbei.»⁹

Im nächsten Feldzug kommt der «kleine» Rückzug auf, wenn eine Truppe unter schwerem Feuer die zerstörten Gräben räumt. So berichtet Barbusse, wie in solchen Fällen ausgewichen wurde: «In diesem Augenblick hat, soviel ich mich noch erinnere, die Beschiessung begonnen. Das erste Geschoss fuhr mit schrecklichem Krachen durch die Luft, als ob es sie in zwei Teile zerreißen wolle . . . Bald war es eine ununterbrochene Erschütterung . . . Schon in der ersten Sekunde durchfuhr uns alle der Gedanke, den einige aussprachen: ,Diesmal verrecken wir.’ Nicht weit von mir hatte sich eine Gestalt aufgerichtet und schrie: «Kommt, Kinder, wir gehen!’ . . . Man lag auf den Knien, auf allen Vieren; man drängte nach dem schützenden Ort. «Vorwärts, macht doch

vorwärts!' . . . Der Regen setzte stärker ein . . . dann lief alles auseinander, die einen nach links, die andern nach rechts, andere wieder liefen geradeaus . . . »¹⁰

Ein französischer Bombenflieger, der englische Schulen besucht hatte, von England begeistert war, später aber englandfeindlich wurde, gibt uns ein Bild des Rückzugs von Dünkirchen (28. Mai 1940): «Bis 17 Uhr blieben wir in Mardyck. Um 17 Uhr kam dann der Befehl, dass wir uns in Richtung Dünkirchen zurückziehen sollen. Dünkirchen wird bei schwerstem Bombardement durchquert; einer nach dem andern von uns schleicht sich an den Mauern entlang. In der Nähe des Bahnhofs versperren Leichenhaufen den Weg; wir müssen regelrecht über Tote hinwegsteigen. Ein wahres Inferno ist ausgebrochen. Auf der Erde ohne Unterlass das tödliche Lied der Geschütze und der Maschinengewehre. Am Himmel führen die Bombenflugzeuge einen wahren Höllentanz auf, und ununterbrochen zerreißt das Fallen der Sprengkörper die Luft, während das Dröhnen der platzenden Bomben die Erde erschüttert. Die Ruinen und die Toten nehmen von Minute zu Minute zu. Am Kai angekommen, sehen wir, wie die Engländer sich in Massen einschiffen . . . Niemals werde ich diese schreckliche Strasse vergessen, voll mit Menschen, die, von plötzlicher Panik ergriffen, schemengleich im Rauch der Geschütze in einem unbeschreiblichen Chaos dahinjagen. Taub gegenüber den Befehlen ihrer Vorgesetzten, verlassen sie ihre Panzer, ihre Lastwagen mit Munition, ihre eigenen Fahrzeuge und führen wahre Schlachten untereinander auf, um schneller an Bord der Schiffe zu kommen . . . »^u

Da nicht alle gerettet werden konnten, musste es zu einer Auswahl kommen: entweder Engländer oder Franzosen. Sämtliche Briten wurden eingeschifft. 30-40'000 Franzosen blieben zurück. Dünkirchen sei zu halten, dachten die Franzosen. Die Leitung Englands drängte auf die Räumung. Unstimmigkeiten waren eine Folge, die die Franzosen, wenn es auf sie angekommen wäre, kaum anders hätten lösen können.

Bedenkt man den Zusammenbruch der bürgerlichen Ordnung, bedenkt man, dass in allen Dörfern schon die weissen Fahnen wehten, kostbares Kriegsmaterial bereits zerschlagen war, Autos turmhoch in den Kanälen aufgestapelt lagen, so wird man die Entscheidung Englands tragisch, doch nicht unbegreiflich finden.

An der Küste sah man drei lange schwarze Striche in das Wasser führen. Man konnte sie für Wellenbrecher halten, doch es waren Menschen. Sie standen weit hinaus im Meer, soweit die Ebbe es erlaubte. In Paaren warteten sie stundenlang, gerettet und an Bord von Schiffen genommen zu werden, die bei dem Bombenhagel jeden Augenblick versinken konnten. Die Stadt selbst brannte rot und schwarz, Rauchwolken lagen drohend über der Zerstörung und dem Massentod. Man musste endlos an den Ufern harren. Hier aber überfiel die Wartenden ein neuer Schreckenseindruck. «Ein furchtbarer Gestank von Blut und aufgerissenen Körpern», schrieb ein englischer Offizier, «durchdrang den Ort. Man konnte ihm nicht entgehen. Nicht ein Windhauch bewegte sich, den furchtbaren Geruch zu vertreiben, der von den Leichen aufstieg, die schon viele Tage herumlagen. Es war, als wandle man an einem heissen Tage durch ein Schlachthaus, und selbst die Dunkelheit, die manchen Schreckensanblick vor den Augen verhüllte, schien den entsetzlichen Gestank nur zu verdicken.»¹² Man hörte Sterbende nach Wasser rufen. Man konnte ihnen wenig helfen und drängte nur nach dem Meer, dem offenen Meer, um nicht das gleiche Schicksal zu erleiden.

Zu einem Debacle kam es auch bei Hitlers Angriff auf Frankreich (Mai/Juni 1940). Holland und Belgien wurden überrannt. Die Franzosen zogen sich, tapfer kämpfend, nach Süden zurück. «In dieser Atmosphäre völliger Verzweiflung», berichtet Biddle, der amerikanische Botschafter, «brechen der Ministerpräsident und die Regierung nach Bordeaux auf.» Und ein anderer meldet vom 14. Juni 1940: «Es ist noch heller Tag, als die Wagen über die Girondebrücke glei-

ten und durch die übervölkerten Strassen vor der Präfektur und dem Hotel ankommen, wo die Quartiere vorbereitet sind. Hier wie dort ist das Gewühl unbeschreiblich: Verwirrung im kleinen, inmitten eines grossen, allgemeinen Chaos. Die unsichtbaren Bande, an denen die Schutzgeister der Stadt geheimnisvoll im Dunkeln weben, um aus einem Menschenhaufen eine Gesellschaft zu machen, lockern sich schon jetzt. Es ist die Stunde, wo die Bevölkerung im Gefühl der Führungslosigkeit und Schutzlosigkeit von einem seltsamen Taumel ergriffen wird, wo sie, angesichts eines sich auflösenden Staates um alle Vernunft gebracht, bereit ist, sich fallen zu lassen und in Verzweiflung zu versinken.»¹³ Die Panik der Soldaten an der Front greift in die Städte und die Häuser über.

Zwei Tage nach der Übersiedlung der französischen Regierung nach Bordeaux setzten die deutschen Panzerdivisionen ihren Vormarsch nach dem Süden fort. Von diesem Tage wird gemeldet: «Inzwischen hat die französische 2. Panzerdivision den Befehl erhalten . . . den Rückzug der Pariser Armee zu decken . . . Angesichts der unmittelbaren Gefahr, abgeschnitten zu werden, ist beschleunigter nächtlicher Rückzug direkt südlich über die Loire geboten. Aber bei Einbruch der Dunkelheit wird die Verwirrung am Nordufer der Loire unbeschreiblich. Brennende Personenwagen und von Granaten zerrissene Lastwagengestelle säumen die Strassen. Da und dort in den Feldern zucken aus einem Panzer die letzten Flammen. Inmitten dieses Chaos wälzen sich Hunderttausende von Flüchtlingen vorwärts, stauen sich, fluten zurück oder strudeln auf der Stelle, die einen stumm vor Entsetzen, die andern in Panik durcheinanderbrüllend. Mitten in der Nacht suchen sich die abgekämpften Regimenter einen Weg durch das Gewühl, zumeist Frauen und Kinder, zu bahnen.»¹⁴ Die Waffenstillstandskommission, die am 20. Juni südlich nach Tours fährt, wird durch den Gegenstrom von Soldaten aufgehalten. «Es ist wie eine unwiderstehliche Überschwemmung», schreibt ein Beobachter, «Kolonne hin-

ter Kolonne . . . Seit der Loire säumen Hunderte von Lastwagen und Autos die Strassen und überfüllen die Gräben, ein ständiger Anblick, der das Bewusstsein der Katastrophe verstärkt.»¹⁵*

Forschung und Kriegsgeschichte haben sich an die Endphase Hitler-Deutschlands 1945 nicht gewagt. Beschämung, innerer Umsturz, Gefangenschaft zahlloser Offiziere, Kriegsprozesse, Solidaritätsgefühle, anfängliche Verfemung jeder Rüstungs- und Bewaffnungsdiskussion – all diese Widerstände haben einen Schleier über das Geschehen ausgebreitet, von einzelnen Memoiren abgesehen. Fragmente müssen diese Lücke provisorisch füllen. Rückzugserkenntnisse von dem Atlantik und der Wolga können noch nicht tief und objektiv sein.

Besonders chaotisch waren die Verhältnisse an der Ostfront. «Die Division schickte einen Befehl, eine neue rückwärts gelegene Stellung zu beziehen. Las man diesen Befehl genauer, war er eher ein Aufruf, eine dringende Bitte und eine heftige Anpreisung zu nennen . . . Der Leutnant sass am Tisch, das Hemd über den Knien; wenn er aufstand, gab eine Laus im schwimmenden Stearin der Kerze zischend ihr Leben dahin . . . Der Leutnant, den keine Dekoration schmückte, war Offizier im Arbeitsdienst gewesen . . . Jetzt gehörten wir zusammen, wir waren von der Heimat abgeschnitten, die im sinnlosen Kampf sterbend zusammenbrach . . . Der deutsche Heroismus trägt Uniform. Der Mut der Deutschen erwacht erst unter dem Befehl, den sie sich nicht selber geben können. Sie kämpfen und sie wissen nicht warum; sie sterben und wissen nicht warum – wann werden sie es lernen – zu leben und zu wissen warum?»¹⁶

Berlin ist unterdessen Kriegsschauplatz geworden. «Die beiden Männer stolpern über den trümmerübersäten Kur-

* Hier sei noch auf den Dschungelrückzug hingewiesen, wie er von den Engländern und Amerikanern Ende 1941/Anfang 1942 in Ostasien auszufechten war (bei Singapur und bei Batnaan). Der Urwald ist das wahre Rückzugsparadies. Er spottet der modernen Waffen, Fortbewegungsmitteln, der Taktik und dem Massendruck. Frontaler Angriff kann dort abgebrochen und in jedem Augenblick durch einen Angriff weit im Rücken des Feindes überraschend aufgenommen werden.

fürstendamm . . . Der hölzerne Turm der Kaiser-Friedrich-Kirche brennt. Die Flammen lechzen aus der Turmspitze, werden grösser und lodern höher. Der Turm brennt nicht auf einmal ab. Er lodert wie eine Fackel, die langsam und ruhig nach unten abbrennt. Ein gleissendes Licht in der Trümmerwüste. ‚Mensch‘, staunt Ramlau, ‚sieht aus, als stehe der Himmel in Flammen!‘ Reinwart schüttelt heftig den Kopf: ‚Nee, mein Lieber, das ist nicht der Himmel, das ist die Hölle, die ihre Feuerfluten zur Erde schickt.‘»¹⁷ Es war der 29. April. An diesem Tag führte Hitler seine Art von Rückzug aus: den Selbstmord.

Die Übermacht

Wir messen die Macht der Völker an ihrer Bevölkerungszahl, wenn nicht besondere Gründe dieser Rechnung widersprechen, etwa Eigenheiten im Volkscharakter oder kultureller Stillstand, der nicht für alle Zeit konstant zu bleiben braucht. Bereits die Tatsache, dass jede Einigungsbestrebung «pulverisierter»* Völker dem Nachbarn als dunkle Bedrohung erscheint, weist auf die militärische Bedeutung der Bevölkerungszahlen hin. Niederschlagung und Dezimierung der besiegten Bevölkerung, Aufteilung des Landes sind Kriegsziele aller siegenden Nationen. Das starke Anwachsen der gegnerischen Bevölkerung wird als geheime Aggression empfunden. Es wird zur Quelle unentwegter Abwehrpläne, die einem Ausgleich dienen sollen. Frankreich erschien die Schlacht von Königgrätz als erste Stufe deutscher Einheit. Als Marschall Canrobert am 4. Juli 1866 Napoleon III. traf, sah er so aus, als ob man ihn geschlagen hätte: «Schwer bedrückt, das Haupt gesenkt, die Augenlider beinahe geschlossen, machte er den Eindruck grosser Depressi-
on. ‚Das ist eine Deroute, eine völlige Deroute‘, wiederholte er mehrmals.»¹⁸ In solchen Krisen tritt, in hohem Mass,*

* Ein Wort Bainvilles (in: Geschichte zweier Völker, S. 87).

gefährlich, das Wort «Ausgleich» in die Gedankenwelt. Durch raschen Friedensschluss, sorgsame Schonung der Gefühle des geschlagenen Gegners, erreichte Bismarcks Staatskunst, weit dem Denken militärischer Instanzen überlegen, dass die Begleichung alter unbeglichener Rechnungen verschoben wurde.¹⁹ Italien hatte in Paris den Grafen Vimercati als besonderen Abgesandten, dem viele Informationsmöglichkeiten zur Verfügung standen. Im April des Jahres 1866 schrieb er in bester Laune: «Der Kaiser ist für uns ... im Falle einer Niederlage in Italien wird er sich gegen ein Eindringen in Italien aussprechen; im Fall des Sieges aber wird er uns Venetien verschaffen und wird für sich das linke Rheinufer nehmen.»²⁰ Das sollte «Ausgleich» für den preussischen Gewinn sein.

Der Begriff der Übermacht bezieht sich nicht allein auf Menschenzahlen. Feste Bündnisse sind hinzuzuzählen und fallen letztlich ins Gewicht. Rein militärisch gilt nur jene Übermacht, die auf dem Schlachtfeld, örtlich und zeitlich konzentriert, zum Einsatz kommt. Sie wirkt beflügelnd auf das eigene Heer, zur gleichen Zeit erschreckend auf den Gegner, erleichtert die umfassende Bewegung und mildert Schwächung durch Verluste. Während des Bürgerkrieges verloren die amerikanischen Unionstruppen 300'000 Leute in der Schlacht; die Konföderierten etwa 150'000 Mann. Die kleineren Zahlen aber waren für den Süden tödlich. Hier wohnten etwa 5 Millionen Weisse und 3,5 Millionen Neger. Der Norden aber zählte 23 Millionen Menschen. Er zog 2,8 Millionen Mann zum Kriegsdienst ein, der Süden etwa 1-1,4 Millionen.²¹

Am Rande sei bemerkt, dass Überzahl der Kämpfenden auch schaden kann. Bei Salamis erfochten die Griechen mit 180 Schiffen den Sieg über eine gewaltige Übermacht, wobei ihnen ausser ihrer verzweifelten Tapferkeit geniale Führung durch Themistokles und eine günstige Windrichtung zugute kamen. Auch eine Halluzination, Kind festen Glaubens an die Götterhilfe, gab ihnen psychologisch «Übermacht».

In der antiken Kriegsgeschichte wird oft der Eindruck grosser Übermacht geschildert. Als die Teutonen und die Gimbern aus dem Norden nach Italien kamen, will man in Rom die ungeheure Zahl nicht glauben, die schliesslich die Gerüchte übertraf. 300'000 Krieger zogen den Frauen und den Kindern, die sie mit sich führten, voran. Sie waren auf der Suche nach einem Lande, das «diese ungeheure Menschenmenge» zu ernähren imstande wäre. Erst als die Teutonen sich von den Cimbern – unermesslich an Zahl, grässlich an Aussehen, so werden sie geschildert – getrennt hatten, lässt Marius aus dem befestigten Lager die Soldaten auf diese schrecklichen Erscheinungen blicken und sich an ihre fremdartigen und tierischen Laute gewöhnen, um dem bestürzenden Aussehen die betäubende Wirkung zu nehmen. Sechs Tage lang sollen die Teutonen, die Römer verhöhrend, an den Schanzen vorbeigezogen sein, um ihre Übermacht deutlich zu machen. Bei Aquae Sextiae kam es dann zur Schlacht; Panik ergreift durch einen Überfall im Rücken die Barbaren. Die Verluste waren hoch, schrieb Plutarch, und später habe es auf dem Schlachtfeld reiche Ernten gegeben, da Leichen gute Düngemittel seien.²²

Im Kriege mit Tigranes errang Lucullus gegen eine riesige Übermacht den Sieg, mit Götterhilfe, wie ein Philosoph bemerkt. Strabo erzählt in seinem Geschichtswerk, «die Römer hätten sich geschämt und sich selbst ausgelacht, dass sie gegen solche Lumpenhunde hätten vom Leder ziehen müssen».²³ Niemals sollen, nach Livius, die Römer in solcher Minderzahl gewesen sein; dabei war es ein Unglückstag, und einige Offiziere hatten Lucullus gewarnt. Hier war die Reiterei auf ihrer Flucht, sinnlos davongaloppierend, in das eigene Fussvolk eingeritten. «Die Folge war, dass all diese Hunderttausende vollständig geschlagen waren, ohne dass es eine Wunde gab oder ein Tropfen Blut vergossen wurde.»²⁴ Die grosse Masse hinderte die Feinde zu entkommen.

Oft wurde auch versucht, überlegene Stärke vorzutäuschen. In der verlorenen Partherschlacht liess Crassus sich

irreführen. Zuerst war die Nachricht von der Übermacht des Feindes zu den vom Wüstenmarsch erschöpften und durstenden Legionen gekommen. Der Feind erschien, als man im Schnellschritt vordrang, nicht so zahlreich, wie man befürchtet hatte. Surena, der die Parther führte, hatte «die grosse Masse hinter das Vordertreffen versteckt und den Glanz der Waffen durch den Befehl unsichtbar gemacht, Mäntel und Tierhäute vorzuhalten». Die Römer waren schon durch eine unbekannte Art von Schlachtmusik bestürzt. Jetzt liessen die Parther «plötzlich die Verhüllung ihrer Waffen niedersinken . . . und standen da, die Truppen selbst flammenartig glänzend in ihren Helmen und Schilden aus spiegelblankem . . . Stahl, die Pferde wohlgepanzert mit Decken aus Kupfer oder Eisen».²⁵ Die Überraschung war vollkommen.

In grossen Ebenen ohne Hügel oder Wälder lässt die Übermacht sich schwer verbergen. Dabei erscheint die Reiterei, die immer leicht zu sehen ist, stark vergrössert. In den Mongolenkriegen wirkten die berittenen Heere immer stärker und nährten übertriebene Zahlenbilder, die sich in den mohammedanischen Chroniken auf 500'000 bis 800'000 Krieger gesteigert haben. Die Zahl der Krieger, die wie «Sand am Meer» den Westen und den Osten überschwemmten, muss in Anbetracht dieser optischen Täuschung als erheblich übertrieben angesehen werden, zumal es zur Angriffstechnik der Mongolen gehörte, zahlreiche Reservepferde mitzuführen.

In späteren Kriegen rief man, sobald die Infanteristen schwer zu kämpfen hatten, nach Verstärkung, zahlenmässigem Ausgleich. Er wurde auch von weiterer Feuerkraft erwartet. Ein jeder Frontsoldat hat unter heftiger Beschiessung jenen Aufschrei miterlebt, wie er im Jahre 1940 durch die Reihen der Franzosen ging: «Verdammte Artillerie! Sie kommt uns nicht zu Hilfe!»^{25a}

Der Übermacht zu weichen, geht nicht an die Ehre. Aussenminister Baudouin legte am 17. Juni 1940 die Gründe für

das französische Waffenstillstandsangebot dar und erklärte: «... Unsere erschöpften Truppen haben die Panzer, die Geschütze und die Flugzeuge, die uns fehlten, nicht ersetzen können. Wir waren nur 40 Millionen gegen 80 Millionen, die Drohung einer italienischen Invasion nicht eingerechnet.»²⁶ Vorsichtig ging Pétain, nachdem der Waffenstillstand abgeschlossen war, in einer Rundfunkansprache auf die verminderte Truppenstärke der westlichen Verbündeten ein: «Die Schlacht in Flandern wurde beendet durch die Kapitulation der belgischen Armee im offenen Felde und die Einschliessung der englischen und französischen Divisionen. Diese haben sich tapfer gewehrt. Sie bildeten die Elite unserer Armee, trotz ihrer Tapferkeit konnten sie einen Teil ihrer Truppen nur dadurch retten, dass sie ihre Waffen zurückliessen. Die zweite Schlacht wurde an der Aisne und an der Somme geschlagen. Um diese Linie zu halten, kämpften 60 französische Divisionen, ohne Befestigungen, fast ohne Panzer, gegen 150 Infanteriedivisionen und 10 Panzerdivisionen auf der deutschen Seite . . . Aber die Ehre ist uns geblieben.»²⁷ Auch Japan konnte in Bataan und Corrigidor trotz tapferer Gegenwehr nur «durch die reine Macht der Zahlen» siegen, wie ein Historiker berichtet.²⁸

Technische Überlegenheit

Auch Götter, die Allmächtigen, brauchen, wie wir aus der Mythologie wissen, Kraftverstärker: Donnerkeile, Speere, einen Dreizack, einen Hammer, wenn sie mit Feinden, Mächten des Verderbens, kämpfen, dem Fenriswolf, der Midgardschlange und den Feuerriesen in der letzten Schlacht. Maschinen werden Elemente der Vernichtung, und Archimedes war ihr erster Konstrukteur. Plutarch hat das Erschrecken römischer Soldaten gut beschrieben, als Archimedes seine Wunderwaffen plötzlich wirken liess: «Jedermann in Syrakus meinte in seiner Angst, dass gegen eine so furchtbare Gewalt

kein Widerstand möglich sei, als die siegesgewohnten Römer zum Angriff ansetzten. Aber jetzt liess Archimedes seine Maschinen los. Gegen die Landtruppen flogen auf einmal Geschosse der mannigfachsten Art und ungeheure Steinkolosse heran, die mit Höllenglärm und unglaublicher Schnelligkeit niederstürzten. Gegen solche Massen gab es keinen Schutz. Haufenweise wurde niedergestreckt, was in den Wurf kam; alle Reihen und Glieder kamen in Verwirrung. Und diese Batterien von Maschinen standen eingegraben und gedeckt. Den Römern war es, als ob sie mit den Göttern kämpften. Denn alles Unheil kam aus unsichtbaren Räumen.»²⁹ Es war ein neues psychologisches Problem geboren, mit dem sogar die Neuzeit noch zu kämpfen hat. Als Archidamos, Sohn des Agesilaos, zum ersten Mal ein Katapultgeschoss erblickte, rief er: «Beim Herkules! Nun ist es aus mit der Tapferkeit eines Mannes.»³⁰ Fernwaffen wie der Bogen und die Schnellkraft einer Schleuder wurden ständig verbessert. Bereits bei Xenophon wird von dem Wettlauf zwischen Pfeil und Schleuderstein berichtet. Die grössere Reichweite entschied die Schlacht, ob es nun Pfeile, wie bei den persischen Bogenschützen, oder die Schleuderer von Rhodos waren. Sie hatten einen ganz besonders grossen Ruf, indes die Pfeile der Kreter nicht so weit schossen wie die Bogen der Perser.

Nach Archimedes brachte König Pyrrhus eine neue Art lebendiger Kriegsmaschinen nach Italien. Es waren Elefanten, den Römern damals unbekannte Tiere. Die «grossen Bestien» taten bei den Kämpfen in Apulien ihre Pflicht. Zwar war der König ein entschlossener und verwegener Mann, «das meiste jedoch richtete er durch die Kraft und die Gewalt der Elefanten aus. Hier konnten die Römer die gewohnte Tapferkeit im Kampfe nicht zur Geltung bringen. Wie beim Näherkommen einer Welle oder beim Ausbruch eines Erdbebens, glaubten sie rasch ausweichen zu müssen; denn wenn sie stehenblieben, so drohte ihnen die Gefahr, widerstandslos unter den furchtbarsten Qualen zu sterben, ohne

dadurch den geringsten Nutzen herbeizuführen.»³¹ Doch führte die lebendige Natur der Waffe neben grossem Nutzen manchen Nachteil mit sich. Gelang es, Elefanten durch Geschosse rechtzeitig noch zur Umkehr zu bewegen, so liefen sie, Verwirrung stiftend, in die eigenen Reihen. Ergaben sich die Lenker, so ging mit ihnen auch das Tier verloren. Die Elefanten erwiesen sich jedoch als besonders anhänglich. Die Tiere nahmen selbst für den gefallenen Herrn Rache*, was freilich kein moderner Tank vermag.

Als später Crassus durch die Wüste vordrang, erreichten ihn und die Soldaten drohende Gerüchte: Die Parther, so hiess es, hätten eine ganz besonders schnelle Art von Pfeilen. Schon ehe man den Schützen sehe, sei man von dem Geschoss durchbohrt. Auch hätten ihre Panzerreiter Schwerter, die alles durchschlagen. Die Parther hatten wirklich, wie die Schlacht erwies, bewundernswert konstruierte Pfeile. Die Schüsse gingen weit und hatten ungewöhnlich grosse Wucht. Sie schlugen tödlich in das enggedrängte Römer-Viereck ein. Noch fliehend beschossen sie rückwärts gewandt die Feinde.

Asiaten waren Pfeil und Bogen stets die Lieblingswaffe, ja bei den primitivsten Stämmen galt der Pfeil als Gottheit, die man verehrungsvoll umtanzte.** Chinesen nannten nördliche Barbaren, die in dem Land der langen Tage und der weissen Berge lebten, «Pfeil- und Bogen-Leute». Im alten Indien schossen Wagenkämpfer mit dem Bogen; er war es, der zur Herrschaft und zum Ruhme führte und in der Hand des Toten blieb. In einer Vedahymne heisst es: «Mit dem Bogen wollen wir Rinder erjagen, mit dem Bogen die Schlacht gewinnen, mit dem Bogen in heissen Kämpfen siegreich bestehen: der Bogen fügt dem Feinde Ungemach zu, mit dem

* «Der Elefant, Nikon mit Namen, suchte den herabgefallenen Führer. Um ihn zu finden, warf er alles um sich nieder. Als er die Leiche sah, hob er ihn mit dem Rüssel auf und legte ihn auf seine Zähne. In seinem Kummer wandte er sich rasend um, zermalmte alles, was ihm in den Weg kam.» Plutarch, Pyrrhus, 35.

** Siehe den Pfeiltanz der Vedastämme in Ceylon. Hastings Encyclopedia, Bd. I, S. 818; s. den Pfeil im Rudrakult Indiens und beim Zauberkakt. Oldenburg: Religion des Veda. Stuttgart 1923, S. 309 und 444.

Bogen wollen wir alle Weltgegenden unterwerfen.»³² Man kann sich denken, wie sehr jegliche technische oder taktische Verbesserung Überlegenheit im Krieg verlieh. Selbst auf den Himmel schossen manche Völker Pfeile, wo böse Tiere und Dämonen bei der Finsternis die Sonne zu verschlingen drohten. Die Inder strichen Gift im Krieg auf ihre Pfeile, damit sie wie der Biss der Schlange wirkten. Bei den Germanen galten anfangs Speer und Pfeil als tückisch und nur als Waffen des geheimen Überfalls.* Die höchste Sorgfalt wurde daher auf die Güte eines Schwertes verwandt. Es war die Wissenschaft, die Zwerge lehrten; mit Runen wurde ihre Zauberkraft verstärkt. Nicht auf der Waffe lag die Hauptbetonung; Kraft und die Geschicklichkeit des Fechters brachten die Entscheidung.

Dem stärkeren Bogen und dem besseren Pfeil entsprachen in der Neuzeit die Gewehre. Vor hundert Jahren haben wir erlebt, wie um zwei Gewehrmodelle ein leidenschaftlicher Wettstreit geführt wurde. In Frankreich nahm man an, dass Preussen den Krieg von 1866 hauptsächlich durch das Zündnadelgewehr gewonnen habe. In Frankreich fand damals die Waffe eines Mannes namens Chassepot geringe Gunst. Erst Napoleon III. setzte sich für das Gewehr ein, und eine Million davon wurden bis zum Jahre 1870 fertig. Nach Canrobert war diese Waffe dem Zündnadelgewehr weit überlegen. Die Armeen, bis auf die Mobilgarde und neue Truppen, konnten damit ausgerüstet werden. Doch das Gewehr allein war diesmal für den Ausgang nicht entscheidend.

Auch wenn die Waffe technisch noch so überlegen ist, bedarf sie menschlicher Bedienung. Wenn in vergangenen Zeiten Schwerter oder Spiesse auf dem Schlachtfeld auf-gelesen wurden, so war ein jeder Krieger fähig, sie zu führen. Beim Bogenschiessen wird es weniger leicht gewesen sein. Die meisten werden heute ein Gewehr, das weggeworfen wurde oder einem Toten entfallen ist, von Neuem laden und

* Denken wir nur an die Nibelungensage, nach der Hagen Siegfried mit einem Spiess hinterrücks erstach.

abfeuern können. Mit der hohen Spezialisierung der Panzerfahrzeuge wird der Verlust an ausgebildeten Leuten immer schwerer zu ersetzen sein. Im Bauernkrieg von 1525 hatten die Kämpfenden aus festen Plätzen und Schlössern allerlei Geschütz erobert, «aber es fehlte an Leuten, welche damit umzugehen verstanden, und so waren ihnen die vielen Hakenbüchsen und Feldschlangen, Falkonettlein und Mörser eher eine schwere Marschbelastung als wirklich von Nutzen». ³³ Im heutigen Krieg ist es nicht nur die Tankbesatzung, die man nicht ohne Weiteres mit Infanteristen auffüllen kann. Die Munition mag längst verschossen sein, es kann an Treibstoff mangeln, mechanische Abnutzung eingetreten sein. Am 21. Mai 1940 kam von französischer Seite diese Meldung: «Um 20 Uhr sind die Panzer der 3. leichten mechanisierten Division des Generals Prioux am Ende ihres Leistungsvermögens. Sie haben seit dem 10. Mai so viele Kilometer zurücklegen müssen, dass die überbeanspruchten Ketten zu brechen beginnen. Das ist die Niederlage.» ³⁴ Und weiter hören wir vom 31. Mai, «dass von 196 Kampfwagen, die beim französischen Angriff auf die Somme-Brücken und zur Entlastung von Dünkirchen eingesetzt waren, 50 allein durch Überbeanspruchung ausgefallen sind. Noch schneller als die Kraft der Menschen wird das Material verbraucht». ³⁵

Wie weit die Motorisierung der Streitkräfte das menschliche Element in den Hintergrund drängt, erwies sich schon im Zweiten Weltkrieg immer deutlicher. Ein Granatsplitter, der das Periskop erblinden liess, war Ursache dafür, dass ein Tank einen Abhang hinunterstürzte und für den Augenblick nicht mehr verwendbar war. Ein Treffer in den Benzintank legt die ganze schwere Waffe lahm.

Wie Pferde Futter brauchen, braucht ein Tank Benzin. In den Kämpfen um Abbéville (4. Juni 1940) erhält die französische Armeeführung Alarmmeldungen der Panzergruppe des Obersten Roche. «In 20 Minuten werden seine Kampfwagen nur noch für eine halbe Stunde Treibstoff haben.» ³⁸ Er liess an Ort und Stelle tanken. Für diese Zeit konnte er

seine Infanterie nicht unterstützen. Von 73 Panzern wurden 27 zerstört; 6 waren mit Maschinenschäden liegen geblieben und von den Schützen unbrauchbar gemacht worden. Zum Brennstoffmangel weiss Generaloberst Guderian warnend zu bemerken, man müsse stets derartigen Meldungen der Kommandeure gegenüber misstrauisch sein. Gewöhnlich wäre noch Benzin da, doch wenn die Soldaten müde würden, so meldeten sie, es fehle Brennstoff. Wie allbeherrschend das Benzin geworden ist, kann man am Besten aus dem Erstaunen eines britischen Offiziers ersehen, als er zum ersten Mal beim Vormarsch Infanterie zu Fuss traf. Die Soldaten hatten kurz vor Dünkirchen ihre Fahrzeuge vernichten müssen. In vielen Berichten war von der menschlichen Ohnmacht in Anbetracht der Allmacht der Maschine die Rede. Der Feind beherrscht die Luft, erklärte ein General, und die französische Armee glich einem blinden und tauben Mann, «der unter den Schlägen eines schwerbewaffneten Riesen seinen Weg suche».³⁷

Ein russischer Flieger wollte die Überlegenheit der deutschen Jäger bei Kriegsbeginn den Seinen beschreiben. «Wie blinde Kätzchen» habe man die Russen abgeschossen. Und er brach, einem Tränenausbruch nahe, in die Worte aus: «Man hat uns denen einfach zum Frässe vorgeworfen.»³⁸ So tief empfand er die Tragödie technischen Vorrangs gegenüber allem Opfermut des Menschen.

Schreckhafte Reize im Bereich des Sinneslebens

Beim Angriff bleiben Tote und Verwundete zurück. Auf Menschen zu stossen, die der Feind zurücklässt, hat eher Wirkung der verringerten Gefahr, erleichtert und ermutigt und erschreckt nicht. Beim Rückzug trifft das Heer auf Spuren eigener Verwüstung. Den Soldaten kommt das Unheil zum Bewusstsein, dem sie entronnen sind und das sie noch bedroht. Mehr als die Toten entsetzt sie der Anblick von

furchtbar Verletzten, schrecklich verstümmelten Kameraden. Sie werden von den Schmerzensschreien der Verwundeten verfolgt. Doch schnelle Flucht verbietet es, für sie zu sorgen. In früheren Zeiten wurde es einem Feldherrn hoch angerechnet, wenn er auf einem Rückzug um Verwundete besorgt war. Caesar nahm auf seinem Rückzug nach Thessalien auf Verwundete und Kranke Rücksicht und liess den Tross bei Dunkelheit in aller Stille abmarschieren. Im Heer des Crassus war an solche Schonung nicht zu denken. «Für die Römer war die hereinbrechende Nacht sehr misslich», teilt uns Plutarch mit. «Ohne sich um die Bestattung der Gefallenen und die Pflege der Verwundeten und mit dem Tode Ringenden zu kümmern, jammerte nur jeder über sein eigenes Schicksal. . . Auch sah man sich durch die Verwundeten in grosse Verlegenheit gesetzt. Beim Forttragen mussten sie für die Schnelligkeit der Flucht hinderlich sein; liess man sie aber zurück, so verrieten sie ohne Zweifel durch ihr Geschrei den eilfertigen Abzug.»³⁹ Daraus entwickelte sich bald eine richtige Panik. Denn als die Marschunfähigen bemerkten, dass sie zurückgelassen wurden, erfüllten sie das ganze Lager mit Gejammer. Im Heer entstand Verwirrung und Tumult, weil man schon einen feindlichen Angriff vermutete. Der Anblick eines Leichenfeldes, auf dem nach langen Jahren noch unbestattete Tote lagen, schien, nach Ansicht des Tiberius, den Angriffsgeist der Soldaten zu untergraben und das Ansehen siegreicher Feinde zu erhöhen.⁴⁰

Beim Rückzug des Nikias in Sizilien stossen die Athener auf unbegrabene eigene Tote. «Doch die Lebendigen, die man mit ihren Wunden und Krankheiten liegen liess, boten einen noch weit bewegenderen Anblick als die Toten . . . Sie setzten durch ihr flehentliches Bitten und Wehklagen die übrigen in eine trübsinnige Unschlüssigkeit, indem sie baten, man möge sie doch mitnehmen und, wo sie irgendeines Bekannten oder Verwandten ansichtig wurden, ihn mit Namen anschreien, auch . . . sich an sie hingen und ihnen nach-

folgten, soweit sie konnten, und wenn endlich ihre Kräfte sie verliessen, unter Anrufen der Götter und Ächzen und Winseln liegen blieben.»⁴¹ Die Kameraden waren tief ergriffen und dachten angstvoll an die ungewisse Zukunft. Der Tross lief grösstenteils bereits zum Feinde über.

Ein Offizier, bei Auerstedt verwundet und gefangen, erreichte schliesslich den Verbandsplatz. Unterwegs hatte er Schlimmes gesehen. «Aber dennoch war der Anblick dieser Menge schwer blessierter, verkrüppelter, zum Teil grässlich zugerichteter Menschen . . . grauenhaft und kaum zu ertragen . . . aber hier mitten unter ihnen . . . das war mehr, als sich ertragen liess.»⁴² Er hörte Schreien, Brüllen, rohes wüstes Lärmen, «Fluchen, Zanken, Bramabasieren», wobei der Branntwein eine nicht geringe Rolle spielte.

Ein Deutscher ritt 1812 über ein Schlachtfeld bei Moskau und hat uns einen schauerlichen Bericht hinterlassen. Man kann sich denken, dass ein solcher Eindruck auf den stärksten Nerven lasten musste. Es war ein Anblick, schreibt er, «so furchtbar, als ob nicht Menschen hier gefochten, nein Kannibalen sich mordlustig zerfleischt hätten. Regen und Wind hatten die leicht aufgeworfene Gräberdecke hinweggespült und -geweht. . . Hier und da kroch ein nicht mehr Mensch zu nennendes Skelett aus der halbverwesten Wohnstätte eines Pferdebauchs hervor und stammelte irrsinnige Worte ... Die Luft drückte wie giftiger Pesthauch auf Herz und Lunge, und freiatmend dankte ich Gott aus voller Seele, als wir die Grenzen dieser grauenvollen Felder überschritten hatten».⁴³ Ein solcher Anblick ist, ganz ohne dass man will, stärkste Entmutigung, muss die letzte Kampflust nehmen.

Die Technik gibt der Rückzugskunde eine neue psychologische Form. In früheren Epochen blieb den Reiterregimentern keine Zeit, auf etwas anderes als ihr Ziel, den Feind, vielleicht auf Hindernisse im Gelände und das Pferd zu achten. Man jagte durch Felder von Verwundeten und Toten auf den Gegner los. Kein anderer Eindruck konnte sich dazwischen schieben. Der Flieger und die Mannschaft eines

Panzerwagens bewegen sich mit gleicher Bindungslosigkeit an all die Dinge, die draussen vor sich gehen, und selbst die Artilleristen werden davon nicht beeindruckt. Wenn flüchtende Verwundete auf eine frische Truppe stossen, so wirkt ihr Anblick wie ein schwerer Schock. Gaspard, von Natur immer lustig und unbeschwert, sah plötzlich, wie ungeordnete Haufen auf das Regiment zuströmten. «Was die Leute am meisten entmutigte», schreibt er, «war die Tatsache, dass diese Verwundeten, die ersten unheilvollen Opfer der Schlacht, von allen Seiten näherkamen, die Felder und Strassen füllend. Die Leute hatten sich niemals so abgespannt gefühlt, und zum ersten Mal schien jedem in den Reihen sein Gepäck unendlich schwer. Sie merkten, wie ihr Herz verzagte, der Schwung erlahmte und ihre Seele in Stücke zerbrach.»⁴⁴ Die Nacht war dunkel, und erschöpft und hinkend schlurfte die Masse mit ihren blutigen Verbänden vorbei an den noch frischen Regimentern. Geschlossen gingen nur noch wenige Gruppen, es sah so aus, als ob sie sich gegenseitig aufrechthielten. Erst als die Nacht versank, der Morgen graute und die Verwundeten vorbeigezogen waren, noch andere Truppen neben ihnen auf den Feind losmarschierend sichtbar wurden, fühlten sie sich wohler. Doch bald darauf wurden sie erneut entmutigt. Drei Tage zuvor waren 200 ihrer Kameraden von Ulanen überfallen und getötet worden. Man hatte sie in aller Eile an der Strasse eingegraben: «Von ihrem Heldentum ist nur noch ein durchwühlter Acker übrig.»⁴⁵ Rechts und links brannten die Dörfer. Die Granaten rissen Lücken in die Reihen, und plötzlich wandten sich die Männer um und liefen, liefen, liefen. Warum, das konnte niemand sagen. Die Schreckensbilder hatten eine Panik vorbereitet.

Bedrückend wirkt auf Kämpfer auch das wunde Pferd, das blutend umstürzt und den Dienst versagt, als ob es den Soldaten, seinen Quälgeist, hasse. Die Tiere kündeten den Gehorsam auf, sie machen einfach nicht mehr mit, und die Erschöpfung trotz dem stärksten Ansporn. Auf dem Rück-

zug von Moskau (1815) fielen, als die Kälte im November einsetzte, in einem Biwak jede Nacht mehrere hundert Pferde um. Bei Pferden klaffen Wunden sehr viel weiter auf und sie vergiessen grössere Mengen Blut. Beim Menschen deckt die Kleidung oftmals die Verletzung zu. Das Pferd weist das zerrissene Innere unverhüllt den Blicken vor. Im Schreckensbild moderner Schlachten werden sie kaum noch erscheinen.

Kanonendonner übertönt jedwede Laute auf dem Schlachtfeld. Noch fehlt es an Untersuchungen, wie weit solche Geräusche auf die Gemütsverfassung der Menschen einwirken. Ein Infanterist im amerikanischen Bürgerkrieg stellte beim Einschlagen der Kartätschen fest, dass ihm seine Umgebung ringsum in rotem Licht erschien. Auf Frauen scheint Kanonendonner einen sonderbaren Eindruck auszuüben. Zivilisten standen in der Schlacht von Bull Run auf einem Hügel und sahen sich die Kämpfe an. Sie waren alle aufgeregt «und eine Dame . . . war fast ausser sich, als eine ungewöhnlich heftige Salve ihr Blut in Wallung brachte».⁴⁶ «Es ist erstaunlich», schrieb Goncourt seinerzeit bei der Belagerung von Paris, «wie man sich an dieses durch den Schlag der Kanonen gleichsam rhythmisch eingeteilte Leben gewöhnt, an dieses schöne ferne Donnern . . .»⁴⁷ Er nennt das Wandern im Kanonendonner, die Flammen, die aus den Häusern von Saint-Cloud schlagen, und die Gefahr, die seine Pulse schneller schlagen lässt, ganz unverhohlen eine «fiebrhafte Lust».

Der Kriegsruf und die Schlachtmusik

Geschrei vor Freude oder Schmerz, im Zorn, im Angriff und in der Verzweiflung dient nicht nur der Entlastung der Aggressivität. Auch Abwehrfunktionen können darin eingeschlossen sein. Der Drohlaut kann den Gegner warnen wie das Gebrüll des Löwen oder Hundebeilen, und beide

Zwecke können nützlich sich ergänzen. Wenn im biblischen Israel die Juden gegen ihre Feinde anrückten, dann bliesen die Posaunen und das Heer erhob ein lautes Kriegsgeschrei*.⁴⁸ Auch wurden leere Krüge klirrend zerschlagen. Erschrocken floh der Feind vor dieser Drohung. Der Klang der Instrumente und der hochgehaltene Fetisch eines Banners konnten gleiche Wirkungen haben. Caesar wies auf die doppelte Bedeutung hin, als er schrieb: «Gibt es doch eine gewisse, allen von Natur angeborene Begeisterung und Leidenschaft, die durch die Kampflust selbst hervorgerufen wird. Diese zu erhöhen, nicht zu ersticken, muss die Aufgabe des Feldherrn sein. Und nicht umsonst ist es von altersher der Brauch, in Augenblicken des Angriffs von allen Seiten die Trompeten zu blasen und einen allgemeinen Schlachtruf zu erheben, weil man annahm, dergleichen wirke stark einschüchternd auf den Feind, ermutigend aber auf die eigenen Leute.»⁴⁹ Hörner und Posaunen erklingen zu lassen, ist weniger schwer als einen guten Kampfruf zu erfinden. Crassus' Befehl, das Feldgeschrei zu erheben, wurde vom bedrückten Heer nur schwach befolgt. Es verriet dem Feinde die eigene Schwäche und die mangelnde Entschlossenheit.

Die Schlachtgesänge eines Dichters wie Tyrtæus waren sehr bekannt. Wie viele kriegerische Barden war er körperlich behindert. Er war gelähmt. Seine Gesänge wirkten ganz besonders auf die Jugend. Leonidas, der Held der Thermopylen, äusserte sich ein wenig skeptisch über jenen Mut, der seine Kraft aus Liedern schöpft. Gefragt, was er, der Vielerfahrene, von den Kampfgesängen des Tyrtæus halte, erklärte er spartanisch kurz und ohne Umschweife: «Gut zum Umbringen für ein junges Gemüt.» Und Plutarch setzte hinzu: «Erfüllt von der Begeisterung, die ihnen seine Gedichte einflössten, kannten sie in der Schlacht keine Schonung ihres Lebens.»⁵⁰

Der griechische Kriegsruf war «Alala», was unserem «Hurra» entsprechen würde. Dieses Alala hat man aus vielen

* Der Kriegsruf war: «Hie Herr und Gideon.»

Sprachen, der englischen, der schwedischen, der russischen und türkischen abzuleiten versucht. Es erinnert an das Wort vom «Sturmgebraus» der alten deutschen Nationalhymne oder noch allgemeiner an den Ruf «Vorwärts». Beim griechischen Kriegsruf ist interessant, dass er beides, Sieg wie auch Angstgeschrei, bedeutete. Selbst bei der Schlachtmusik begegnen wir konträren Wirkungsarten.

Die ältere Absicht war das «Beben-machen», den Gott der Furcht anrufen, der bei dem Kriegsvolk der Spartaner einen Tempel hatte, damit er sich im Kampf an ihre Seite stelle und Feinde schrecke und zum Weichen bringe.

Wenn die Mongolen jährlich ihre grosse Jagd abhielten, so schlossen sie, kriegsmässig ausgerüstet, in Regimenter eingeteilt, ihre Beute durch einen Riesenkreis ein. Mit Hornfanfaren und dem harten Klang der Zimbeln ging dieses Heer von Jägern gegen die erschrockenen Tiere vor, ob es nun Tiger, Wölfe oder Füchse waren. Von allen Seiten ritten sie heran und kreisten Tausende von ihnen ein, doch ohne ihre Waffen zu gebrauchen. Am Ende erst kam der Befehl, die Beute anzugreifen und zu töten. Die «Schlachtmusik» war den Geräuschen ähnlich, die heute noch bei einer Treibjagd scheuchen und aufschrecken sollen. Sie dient nicht dazu, Jägern Mut zu machen.

Ganz ähnlich wie bei den Mongolen ging eine Wolfsjagd in Kroatien vor sich: «Die Treiber kamen heran», berichtet Brehm, «rufend, schreiend, jauchzend, heulend, auf Pfeifen blasend und die Trommeln rührend. Die taktmässigen Schläge der Trommel, welche der Wolf mehr fürchten soll als alles Schreien, belebten die Jagd in ausserordentlicher Weise; es war, als ob ein Regiment zum Sturm heranrückte.»⁵¹ Die Wirkung dumpfer Vibrationen hatte in den Partherkriegen die Moral der Römer erschüttert. Wir lesen bei Plutarch: «Als man jedoch nahe kam und von dem Oberfeldherrn das Signal gegeben wurde, erfüllten sie [die Parther] zunächst die ganze Ebene mit einem dumpfen Schall und schauerhaftem Getöse. Denn die Parther ermuntern sich

nicht durch Hörner und Trompeten zum Kampf, sondern sie haben Pauken, über deren Höhlung ein Fell gespannt ist, auf welches sie von allen Seiten zugleich mit ehernen Hämmern hineinklopfen, worauf die Pauken im tiefsten Ton einen Lärm machen, worin sich tierisches Gebrüll und wilde Donnerschläge zu vermengen scheinen. Die Parther haben also recht wohl eingesehen, dass unter unseren Sinnesorganen das Gehör am meisten die Fähigkeit besitzt, die Seele zu erregen, ihre Leidenschaften rasch in Bewegung zu bringen und dem Menschen die ruhige Besinnung zu rauben.»⁵²

Die Trommel muss in früheren Schlachten auf allen Seiten oft verwendet worden sein. Ein Mann, der in der Schlacht von Lobowitz (1. Oktober 1756) desertierte, beschreibt in späteren Tagen, was er hörte. Es habe gedonnert und gekracht, berichtet er, «als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und herzerbebende Erönen aller Art von Feldmusik, das Rufen so vieler Kommandeure und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zeter- und Mordioegeul so vieler tausend elender, zerquetschter, halbtoter Opfer dieses Tages alle Sinne betäubte».⁵³ Auch Walt Whitman hat Erregung durch den Trommelwirbel miterlebt. In einem seiner Gedichte heisst es:

«I hear the great drums pounding
And the small drums steady whirring,
And every blow of the great convulsive drums
Strikes me through and through.»⁵⁴

Wenn Trommeln früher leise geschlagen wurden, um gute Geister anzulocken, durch lauten Wirbel aber sie zur Flucht zu treiben, so herrscht der laute Klang beim Angriff vor. Die Huren von Augsburg wurden im Mittelalter «ausgetrommelt». Dazu nahm der Henker einen einzigen Schlegel. Ich möchte meinen, dass Erinnerung an die Zaubertrommel noch lebendig war. Sie wird bei den Indianern, wie ich selbst gesehen habe, mit einem einzigen Klöppel sacht

geschlagen. «Die Trommel schlug zum Streite», heisst es im Volkslied. Sie schlägt hier rauh und aggressiv, doch mit «gedämpftem» Trommelklang wurde der Soldat zur Hinrichtung geführt, der einen Fahneneid gebrochen hatte. Im Worte «Trommelfeuer» kehrt das Erschreckende und das Entmutigende wieder.

Dagegen ist zweifellos der Geist des Angriffs gesteigert worden, wenn (wie z.B. früher in Sizilien) nach dem Opfer Trompeter Schwerbewaffnete zum Vorwärtsgehen «erhitzen». Bei Mantinea stürzen die Argiver voller Hast dem Feind entgegen. Sehr langsam gingen aber die Spartaner vor, die von vielen Flötentönen geleitet wurden. Vielleicht, weil sie dabei an eine Gottheit dachten, vielleicht auch nur, um fest im gleichen Schritt zu bleiben. Die Flöten konnten ihren Gegner nicht erschrecken, doch konnten sie die eigenen Truppen Zusammenhalten und anfeuern.

Die preussische Armee vor 150 Jahren nahm stets Musikkapellen in die Schlacht mit. Scharnhorst berichtet von der Schlacht bei Auerstedt: «Es war ein starker Nebel. . . Kaum war ich vor Hassenhausen vorbei, als ich unerwartet auf eine Linie Infanterie traf, welche mit klingendem Spiel avancierte.»^{54a} Ein anderer Augenzeuge teilt aus jener Doppelschlacht mit: «Befehl des Grafen Zeschwitz an die Brigade Nehrhopf schleunigst sich zurückzuziehen.» Diese trat ihren «Abzug», wie es im Befehle hiess, in Gestalt eines offenen Carrés an. «Es wurde in dieser Ordnung mit voller Musik bis auf die Entfernung eines Kanonenschusses gegen Koetschau zugeschritten.»^{54b}

Nicht nur erschreckende Geräusche, Gerüche können ebenfalls in einer Schlacht zum Rückzug zwingen. Bei Tieren, die im Kriege neben den Soldaten kämpften, wirkten sie sich aus und hatten Einfluss auf den Ausgang der Schlacht. Schon waren in der Schlacht am Trebia die Römer in Verwirrung, beschossen von den Balearen Hannibals, «da erschreckten die Elefanten, die ganz aussen auf den Flügeln standen, die Pferde, wozu nicht nur die Ungewöhnlichkeit

des Anblicks, sondern auch des Geruches schuld war, so dass die Pferde auseinanderstoben.»⁵⁵ Einst hatte auch Cyrus in dem Kriege gegen Krösus durch eine List die Schlacht gewonnen. Seine Kamele jagten den Pferden des Feindes Furcht ein. Sie konnten weder ihren Anblick noch ihren eigenartigen Geruch ertragen.

Der menschliche Geruchssinn ist verkümmert. Doch mögen starke Reize ihn noch treffen. Ein Militärarzt, der auf dem Marsch nach Moskau war, erlebte die Furcht der Lebewesen vor Verwesungsgerüchen. Zahlreiche Pferde waren vor Anstrengung und Hunger auf den Strassen eingegangen. Durch den von ihnen ausgehenden Gestank konnten die Truppen schon von weitem und bei dunkler Nacht die Wege «riechen», die andere Truppenteile eingeschlagen hatten. Der Arzt sprach auch von der sogenannten «Kriegspest», die er in Krankenhäusern zu behandeln hatte. Er nannte als ursächliche Faktoren «die Drangsale des Krieges und ein dadurch bewirkter deprimierter oder verwüsteter Körper- und Seelenzustand und Luftverderbnis durch menschliche Exhalationen».⁵⁸ Man wird darüber heute anders denken.

Einfluss der Elemente. Gunst und Ungunst der Natur

Hunger, Erschöpfung, Hitze, Kälte. – Die muskuläre wie nervliche Leistung des Menschen hängt von der Ernährung ab. Es ist deshalb ein schwerer Führungsfehler, Soldaten, deren Mägen knurren, in den Kampf zu schicken, wie es Crassus im Partherkriege tat. Er liess plötzlich vormarschieren und «befahl, in Reihe und Glied stehend etwas zu essen und zu trinken, wer ein Bedürfnis dazu fühle. Noch ehe dies durchgängig und in vollständiger Weise geschehen war, liess er vorrücken»⁵⁷, und noch dazu im Schnellschritt, bis sich ihm unerwartet die überlegenen Feindestruppen entgegenstellten. Der Hunger kann noch sehr viel schlimmere Folgen haben. Als Kambyses gegen die Äthiopier einen Feldzug unter-

nahm, war schon am fünften Tage jeglicher Proviant verzehrt. Ein wenig später war sogar das Zugvieh, das er mitgenommen hatte, von den Truppen gänzlich aufgegessen. Er rückte, ohne viel zu überlegen, weiter vor. «So lange die Soldaten auf dem Feld noch etwas fanden, erhielten sie ihr Leben dadurch, dass sie Kräuter assen.»⁵⁸ Dann sah der König sich gezwungen, den wenig ehrenvollen Rückzug anzutreten. – Der Hunger seines Heeres hätte sich auch bald für Xerxes auf seinem Zuge gegen Griechenland unheilvoll ausgewirkt. Die Truppen hatten überall, als sie den Hellespontos überschritten hatten, die Früchte weggenommen und verzehrt. «Fanden sie aber keine Früchte, so assen sie das Kraut, welches kaum aus der Erde hervorgewachsen war, schälten die Rinde, sowohl von wilden als auch von Obst-Bäumen, streiften das Laub von ihnen ab und assen es, ohne etwas übrig zu lassen. Jetzt griffen Pest und Ruhr die Truppen an und rieben sie auf ihrem Wege auf.»⁵⁹

Beim Rückzug der Franzosen aus dem winterlichen Russland wiesen zahlreiche hungrige Soldaten regressive Züge auf. Der württembergische Oberleutnant Christoph von Yelin beschreibt, wie atavistisch verhungerte Menschen reagieren. Die Pferde mussten geopfert werden. «Anfänglich schlachtete man noch die elenden, abgemergelten Tiere, das heisst, man schoss ihnen eine Kugel durch die Brust. Es gab auch noch zuweilen Salz und Gewürze, das aber auch bald aufhörte; an das Erschiessen der Tiere dachte auch kein Mensch mehr, sondern man schnitt sich an den noch lebenden Tieren seinen Teil ab, die mit weit auseinander stehenden Füßen, oft an allen Seiten blutend – zitternd und betäubt – noch stehend zu sehen waren, bis sie kreperten und zusammenstürzten. Die Franzosen bemächtigten sich vor allem der Zunge, und ohne dem Tier zuerst den Gnadenstoss zu geben, schnitten sie ihm diese bei noch lebendigem Leibe aus.»⁶⁰ Das Fleisch hängte man auf einen Stock oder Degen und hielt es dann über das Lagerfeuer. Vom kranken Fleisch tropfte eine gelbe Brühe, die «wie Eiter» aussah. Der Hunger aber hatte jede

Ekelregung ausgelöscht. «Das für die Schweine bestimmte schlechteste wäre willkommen gewesen.»

Ähnliches hören wir auch vom Feldzug des Kambyzes, als die Soldaten in die Wüste kamen. «Nachdem sie aber in den Sand geraten waren, begingen einige unter ihnen eine abscheuliche Tat; denn unter zehn wählten sie einen durch das Los und frassen ihn auf.»⁸¹

Zusammen mit der Hungerqual kann auch die Kampfeswut kannibalische Gelüste wecken. Nach Cannae gingen die Soldaten Hannibals zum Schlachtfeld, um Beute aufzusammeln. Sie fanden Tote in der seltsamsten Gestalt, besonders einen Numidier, der unter einem toten Römer lag. Nase und Ohren waren ihm zerfetzt. Der Römer hatte, ehe es mit ihm zu Ende ging, die Hände und die Waffen offenbar nicht mehr benutzen können. So war die Kampfeswut zur Raserei geworden. Er hatte, einem Raubtier gleich, den Feind mit den Zähnen zerrissen.

Zu wilden Szenen kam es beim Rückzug von der Beresina. «Jedes Nachtlager glich einem Schlachtfeld», heisst es in einem Bericht. «Sobald ein Unglücklicher vor Ermattung niederstürzte, fielen die nächsten über ihn her und rissen ihm, noch ehe er verschieden war, die Lumpen vom Leibe, um sich damit zu behängen». Von den Hungernden hatten einige die Sprache verloren, andere waren wahnsinnig geworden, «brieten Leichname und verzehrten sie oder benagten sich selbst Arme und Hände in der Wut des Hungers».⁶² Kannibalismus, den wir gern auf Südseeinseln oder fern im Tropenurwald suchen, lebt insgeheim noch in Gedankenwelt und Sprache und flackert auch im Kriege wieder auf. Bei der Belagerung von Paris entspann sich folgendes Gespräch: Man bringt zum Mittagessen eine Hammelschulter. «,Ach', sagt Hébrand, ,bei unserem nächsten Diner wird man uns den Hirten dazu vorsetzen.'»⁶³ In Wirklichkeit ist es ein leckerer Hunderücken. Beim Anblick eines Dorfes, das – von den Deutschen angesteckt – in Flammen aufgeht, ruft Gaspard voll Empörung: «O diese Bestien! Ich ziehe ihnen das Fell

ab I» Als die Soldaten grollen und einer droht, er werde nicht mehr mitmachen, antwortet ihm Gaspard: «Ich werde dir die Boches* holen und du magst sie nach Wohlbelieben rösten. »⁶⁴

Dem Hunger folgt die Krankheit auf dem Fusse. Schwere Magenstörungen treiben die Soldaten aus Reihe und Glied. Ein deutscher General sah beim Vormarsch auf Smolensk seine Leute wanken und zur Seite gehen. «Durch die ermüdenden endlosen Märsche, die Hitze, das schlechte Wetter und den Mangel an Bekleidung bei unseren fast ganz abgerissenen Montierungsstücken waren Krankheiten ausgebrochen. Die Ruhr wütete förmlich unter den Regimentern, und, wenn wir unterwegs haltmachten, musste allemal nach dem Winde die Seite bestimmt werden, nach der die Leute zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse antreten sollten, weil fast in wenigen Minuten die Luft verpestet war.»⁶⁵ Nachzügler grosser Truppenmassen waren, als die Truppen noch zu Fuss marschierten, ein besonderes Problem. Sie blieben zurück, wenn es vorwärts ging. Beim Rückzug aber waren sie an der Spitze. Sie konnten nicht auf regelmässige Verpflegung oder Unterbringung rechnen. Ärztliche Pflege gab es für sie nicht. Sie waren zumeist die körperlich und seelisch Schwächeren und schlichen hinter den Armeen her, die ihnen Schreckensbilder, tote Menschen, Tierkadaver, Ruinen und Zerstörung hinterliessen. Ein deutscher Auditor traf im August des Jahres 1812 ein Lager von Maroden. Die Diarrhöekranken, so berichtet er, hätten einen traurigen Anblick geboten. «Alle Häuser seien mit Kranken angefüllt, viele stürben und im Lager selbst sei ein Laufen hinter die Front, als ob man allen Regimentern zugleich ein Abfuhrmittel gegeben hätte.»⁶⁶

In unbekannten Ländern essen die Soldaten unbekannte Kräuter, wenn sie der Hunger böse quält. Die Krieger des Antonius fanden im Partherkrieg eine Grasart, die erst zum Wahnsinn, dann zum Tode führte. Plutarch beschreibt die seltsamsten Symptome. Das Wasser eines Flusses war so salzig

* Boches = von «Alboche»: «Deutscher».

und so giftig, «dass es nach dem Trinken sogleich Schmerzen durch Unterleibskrämpfe und brennenden Durst verursachte». ⁶⁷

Sehr grosse Hitze macht den Kämpfenden oft schwer zu schaffen. Bei Aquae Sextiae stürmten die Teutonen gegen einen Hügel an. «Bis zum Mittag standen die Germanen wie die Mauern; allein die ungewohnte Glut der provenzalischen Sonne erschlaffte ihre Sehnen.» Auch bei Vercellae kämpften Hitze und Sonne, die den Cimbern ins Gesicht schien, für die Römer. «Diese Cimbern waren sehr hart im Ertragen von heftiger Kälte, die grosse Hitze aber warf sie diesmal völlig nieder.» ⁶⁸ Volkskriege aber gehen ohne Rücksicht auf die Jahreszeiten weiter. Tascher teilt uns aus den Kämpfen der Franzosen gegen die Spanier (1808-1814) mit, wie sehr die Truppen litten, die Tag und Nacht auf brennendem Sand liegend, eine glühende Luft zu atmen hatten, wie Mensch und Pferd zugrunde gingen. Er meint bedrückt: «Wenn unsere Sache wenigstens gerecht wäre, würde ich nicht über die Entbehrungen oder die entsetzliche Hitze klagen.» ⁶⁹

Auch im amerikanischen Bürgerkrieg griff die Schwüle des Sommers in die Kämpfe ein. Man warf die Uniformen weg. «Viele marschierten in Unterhosen», schreibt ein Soldat der Nordarmee, «manche in Socken oder barfuss. Zahlreiche Soldaten erlitten einen Sonnenstich.» ⁷⁰ Bei Gettysburg war der Boden bedeckt von «Toten, Verwundeten und vom Hitzschlag Getroffenen». Auch ein anderer Bericht muss den Psychologen interessieren, weil er die seelische Zerrüttung unter Hitzewirkung schildert. Der klinischen Betrachtung bleiben derartige Erschöpfungskrisen vorenthalten: «Wahnsinn und Schrecken! Zum ersten Male ward ich mir dessen bewusst, als wir auf der nach N. führenden Strasse dahinmarschierten, ohne einen Augenblick haltzumachen, ohne das Marschtempo zu mässigen, ohne die Fallenden mitzunehmen, die in der Gewalt des auf drei oder vier Stunden Entfernung hinter uns herdrängenden, die Spuren unseres Rückzugs verwischenden Feindes verblieben. Es war unerträglich

heiss . . . Die Sonne schien so gross, so glühend heiss und furchtbar, als ob die Erde ihr immer näher rückte und über kurz oder lang von dieser erbarmungslosen Glut verzehrt werden sollte . . . Alles schwieg – es war, als ob eine Armee von Stummen daherzöge. Wenn jemand zusammenbrach, so tat er es schweigend, und die anderen stolpten über seinen Körper, standen schweigend wieder auf und gingen, ohne zurückzuschauen, weiter, als wären sie nicht nur stumm, sondern auch taub und blind. Was ich sah, schien mir eine wilde Phantasie, das wüste Traumbild einer tollgewordenen Erde.»⁷¹

Die Strategie der alten Juden, nächtlich anzugreifen, entzog den Kampf der grossen Tageshitze. Man kämpfte auch im Frühjahr, aber nicht im Sommer. Im europäischen Norden setzten sich die Heere meist im Sommer in Bewegung. Nur Kriege, die man rasch zu gewinnen glaubte, wurden bis zum Herbstanfang verschoben, wie Hitlers Einmarsch in Polen (1. September 1939), auch Napoleons Oktoberoffensive, die zur Schlacht von Jena führte.

In unseren Breiten kann sich Kälte schon im Herbst bemerkbar machen. So waren die Oktobernächte vor der Schlacht von Auerstedt empfindlich kühl. Für Lagerfeuer wurde Holz benötigt. Ein Offizier beschreibt die Szenen, zu denen das an Manneszucht gewohnte preussische Heer sich hinreissen liess: Die Soldaten strömten in die nächsten Dörfer. Es kam zu Plünderung und Streit. Ganze Häuser wurden abgerissen. Die schönsten Möbel wurden fortgeschleppt, zer schlagen und verheizt.

Viel schlimmer aber wurde es im Russlandfeldzug. Hart waren die Wintertage, furchtbarer noch die langen Nächte. Den Truppen fehlte alles, was der Mensch zum Leben braucht; nutzlose Beute hinderte das Vorwärtskommen. Ein Arzt erzählt: «Doch jetzt trat die längst gefürchtete schwere Katastrophe ein; der mächtige Verbündete Russlands, der Winter, erschien schon in den ersten Tagen des November. Plötzlich und mit ungewöhnlicher Strenge schwang er seine

furchtbaren, am Nordpol geschmiedeten Waffen.»⁷² Viele Soldaten, die sich wärmesuchend nachts um ein Feuer geschart hatten, wurden am Morgen erstarrt aufgefunden. Das Thermometer sank im Dezember auf 27 bis 30 Grad. Die Biwaks waren übersät mit erfrorenen Körpern. Es kamen Stumpfsinnsfälle vor, bei denen die Halberfrorenen kaum noch gehen oder sprechen konnten.

Die Kälte machte die Soldaten bei der Suche und dem Kampf um Wärmequellen zu rohen Höhlenmenschen. Bisslang unbekannte Schwierigkeiten traten bei der Holzbeschaffung auf. Ein deutscher Oberleutnant berichtet: «Die langen Nächte waren fürchterlich, das grüne Holz wollte nicht brennen, und bis dieses herbeigeschafft war, konnte man es kaum aushalten. Viele erfroren bei dieser Arbeit, an der die höchsten Offiziere teilnehmen mussten, denn wer beim Feuer sein wollte, musste auch dazu beigetragen haben. Oft kamen, wenn das Feuer angezündet war, Stärkere hinzu und jagten die ersteren davon, wobei es öfter zu Mord und Totschlag kam.»⁷³ Die in der Nacht Erfrorenen wurden die Beute von hungernden Hunden und von Raubvögeln, die in Scharen über den Soldaten kreisten. Auf seiner überstürzt angetretenen Schlittenreise nach Paris hatte Napoleon mit seinem Vertrauten Caulaincourt über die Ursachen der militärischen Katastrophe gesprochen, die ihn, den grossen Feldherrn, so erschüttert hatte, dass ihm der Sinn für Wirklichkeit verloren ging. Er wehrte sich mit aller Kraft dagegen, die Mystik russischer Selbstzerstörung und – in Gemeinschaft mit dem Winter – den Opfermut rückblickend als den wahren Sieger zu erkennen. Napoleons Worte und Gedankengänge erscheinen seltsam uneinsichtig, ja ein wenig wirr. «Die Verbrennung der russischen Städte», meinte er, «der Brand Moskaus sind Dummheiten. Warum niederbrennen, wenn er [der Zar] so sehr auf den Winter rechnete? Man hat Armeen, Soldaten, um zu kämpfen. Es ist eine Verrücktheit, so viel Geld dafür auszugeben, um sie nicht zu benutzen. Man darf den Krieg nicht damit beginnen, dass man sich selbst grösseren Schaden

zufügt, als es der siegreiche Feind tun könnte. Kutusows Rückzug ist der Gipfel der Unfähigkeit: der Winter hat uns vernichtet. . .»⁷⁴

Im amerikanischen Bürgerkrieg notierte ein Soldat aus Nord-Carolina eine eigentümliche Erscheinung bei den jungen Soldaten: «Sie sind einfach für Frieden um jeden Preis, wenn eine kalte, feuchte Nacht zu Ende geht. . . Einige waren wie Kinder vor Kälte weinend von der Feldwache zurückgekommen.»⁷⁵ Die Zuversicht kam wieder, wenn die Sonne schien.

Nacht und Nebel. – Als Goethe 1792 mit den deutschen Truppen auf dem Rückzug an die Mosel war, ritt der Oberkommandierende, der Herzog von Braunschweig, vorbei, erkannte den berühmten Dichter und richtete an ihn das Wort: «Es tut mir zwar leid, dass ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht sein, dass ich einen einsichtigen glaubwürdigen Mann mehr weiss, der bezeugen kann, dass wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden wurden.»⁷⁸ Dann ritt er nach dem Westen, dem Feind den Rücken kehrend, weiter.

Um zu entscheiden, ob die Elemente wirklich eine grosse Heeresmacht «besiegen» können, wie gross ihr Anteil an der Niederlage sei, ist es geboten, die wesentlichen Formen hier kurz aufzuzeigen. Vom Kriegerabstand abgesehen, denken oder dachten die Soldaten stets an Essen, Trinken, Frauen und an Beute. Die dürre öde Landschaft muss daher auf Truppen stets entmutigend wirken. Denken wir nur an die Wüstengend, durch die das Heer des Crassus marschierte. «Der trostlose Anblick benahm ihnen allen Mut, da sie weit und breit kein sprossendes Gras erblickten, sondern einfach eine Art Meeresfläche von öden Sandwellen, die das ganze Heer umringte.»⁷⁷

Die Fortbewegungstechnik in der Luft und auf der Erde hat der Unwirtlichkeit der Landschaft viel von ihrer

Schrecklichkeit genommen. Dagegen haben Nacht und Nebel der Kriegführung neue Rätsel aufgegeben. Auf die nächtlichen Angriffe der Juden Israels wurde bereits hingewiesen. Die Nacht ist taktisch von Bedeutung für den Anmarsch, auf dem Rückzug und als Zeitpunkt einer Schlacht. Es ist vorgekommen, dass zwei Heere sich bei Nacht verfehlten, was einigen Feldherren sehr willkommen war, die beide den Entschluss zum Rückzug fassten. Nächtlicher Anmarsch stellt an Truppen starken Anspruch. Das war auch die Lehre, die die Schlacht von Kunersdorf erteilte. Carlyle erzählt: «Der Augusttag ist windstill, blendend, schwül; Mann und Ross sind erschöpft von Anstrengung und Mangel an Schlaf.»⁷⁸

Rückzug und Dunkelheit scheinen zueinander zu passen; am Ende steht zumeist kein Kampf, der frische Kräfte fordert. Wo es dennoch zu nächtlichen Schlachten kommt, entsteht häufig grosse Verwirrung. Demosthenes, ein General des Nikias in Sizilien, überfiel bei Nacht die Stadt Epipolae und nahm sie ein. Dadurch ermuntert ging er weiter, bis er auf Böotier stiess. Jetzt wurden seine Truppen in die Flucht geschlagen. Sie fluteten zurück und stürzten auf den Teil des Heeres, der im Vormarsch war. Im zwielichtigen Mondschein konnte man Freund und Feind nicht mehr unterscheiden. Es gab ein fürchterliches Durcheinander, Flüchtlinge hielt man für Verfolger. «Auf Freunde schlug man los, als ob sie Feinde wären.»⁷⁹ Man fragte schreiend nach der Lösung, die der Feind dadurch erfuhr. Da der Schlachtgesang auf beiden Seiten der gleiche war, «wussten sie nicht, woran sie waren . . . Nicht allein ein Freund setzte den andern . . . in Furcht und Schrecken, sondern es kam wirklich zu Streichen zwischen ihnen, und es kostete viel Mühe, sie wieder auseinanderzubringen. Im Dunkeln stürzten viele Flüchtende die steilen Abhänge hinunter».⁸⁰

In den Kämpfen um Cremona warfen sich die Truppen des Vitellius gegen neun Uhr abends auf den Feind. Sie wollten auf den Tag nicht warten, weil sie hofften, im Dunkeln

besser plündern zu können. Doch in der Nacht konnte man den kaum sichtbaren Gegner nicht entscheidend schlagen. Erst als der Mond aufstieg, war der Kampf zugunsten der Flavianischen Legionen entschieden, denn er «stand hinter ihnen, vergrösserte die Schatten von Pferden und Soldaten, indes die Gegner, durch die Schatten missgeleitet, nach ihnen zielten wie nach richtigen Wesen und sie mit ihren Speeren nicht erreichten. Die Vitellianer aber waren von dem Mondlicht scharf beleuchtet. Sie konnten ganz genau gesehen werden und boten so dem Feinde gute Ziele dar . . . ».⁸¹

Zur Nacht kommt häufig noch der Nebel. Er war entscheidend in der Schlacht am Trasimenischen See. Es war eine besondere Art von Nebel, der vom See aufstieg, in den Ebenen dichter war, an den Bergen, auf denen Hannibal mit seinen Truppen stand, aber nur locker hing. Diese konnten sich sehen und ihren Angriff aufeinander abstimmen. Erst als das Kriegsgeschrei von allen Seiten ertönte, merkten die Römer, dass sie umzingelt waren. Als sich der Nebel später wieder teilte und das Tageslicht durchbrach, war die Schlacht verloren. In der Schlacht mit den Cimbern blieben die Römer siegreich, die im dichten Morgennebel den überraschten Gegner überfielen. Jahrhunderte danach griff Karl XII. bei gleicher Witterung seinen russischen Gegner an. Der Nebel war es schliesslich auch, der bei Jena die Bewegungen von Napoleons Truppen verhüllte und damit die Schlacht entschied.

Ähnliche Wirkung hatten die Staubwolken in den grossen Reiterkämpfen, die ausserhalb gebahnter Strassen vor sich gingen. In der Schlacht von Cannae konnte Hannibal auf seine Erfahrungen in Wüstenkämpfen zurückgreifen. Er wählte als Schlachtfeld einen Ort, bei dem er den Wind im Rücken hatte. «Die Römer hatten Front nach Süden, die Punier nach Norden. Ein Wind – die Einheimischen nennen ihn Volturnus – erhob sich gegen die Römer, trieb ihnen damit eine Menge Staub ins Gesicht, beraubte sie jeglicher Sicht.»⁸² Der Staub kann auch die Übermacht verdecken und

die eigene Kampfeslust erhalten. Ausserdem kann er vor dem Anmarsch grosser Truppenmassen warnen und den Gegner sogar «einnebeln». Die Parther liessen um die Römer ihre leichte Reiterei ausschwärmen, die Ebene aufwühlen und ganze Sandberge ... in Bewegung bringen. Der Staub war so gewaltig, dass die Römer weder sehen noch den Mund aufmachen konnten. Durch einen Sandsturm in der Wüste sollen im Heere des Kambyzes 50'000 Menschen zugedeckt und umgekommen sein.⁸³

Gewitter, Regengüsse, Überschwemmungen, Erdbeben. – Nicht selten greifen plötzliche schwere Stürme und Gewitter in die Kämpfe ein. Im Kriege gegen Porus wollte Alexander mit einem Teil des Fussvolks und den besten seiner Reiter auf eine Insel im Hydaspes übersetzen. Die Nacht war mondlos und es herrschte Sturm; mit Flössen suchte man den Strom zu überqueren. Da kam ein fürchterlicher Guss vom Himmel: «Windstösse und Blitze fielen in Massen über die Soldaten her; Alexander sah, wie so mancher Soldat umkam und von den sengenden Blitzstrahlen getötet wurde.»⁸⁴ Nur mit grösster Mühe konnte man das aufgewühlte Wasser überqueren. Ähnliches widerfuhr dem Heer des Crassus am Euphrat. Ein Donnerwetter brach los, «wobei Blitz auf Blitz den Soldaten entgegenschlug. Ein Sturm mit dunklem Gewölk und Wirbelwind fegte gegen seine Flossbrücke, riss eine Menge einzelner Stücke los und zertrümmerte sie».⁸⁵ Ein Pferd riss sich los und sprang mit einem Satz in den Fluss. Ein Feldzeichen mit dem Adler, das man aufhob, soll sich von selbst gewendet haben, als ob der Rückzug schon begonnen hätte.

Wie alle physischen Faktoren wirken, die bei Gewittern ineinandergreifen, ist nur sehr wenig untersucht. Doch sollten Erfahrungen aus der Tierpsychologie den Feldherrn warnen, der bei Gewitterschwüle die Soldaten vorwärts-treibt. Wir hörten von der Massenflucht der Tiere, die im Amerika der grossen, leeren Ebenen «stampede» heisst.

In dem Triumphgesang Deborahs und Baraks über den Sieg an den Ufern des Baches Kison wird der himmlische Helfer gepriesen:

«Herr, da du von Seir auszogst und einhergingst
vom Felde Edoms, da erzitterte die Erde, der Himmel
und die Wolken trafen von Wasser.
Die Berge ergossen sich vor dem Herrn . . .»⁸⁶

«Vom Himmel ward wider sie gestritten; die Sterne in
ihren Bahnen stritten wider Sisera.»⁸⁷

Erläuternd wird dazu bemerkt: «Die Krieger wagten konnten auf dem aufgeweichten Grunde nicht manövrieren, der Kison, meist trocken, wurde ein wütender Strom . . . Beim Anblick der Sturmwolken, die sie für das Gefährt der Gottheit hielten, und beim Rollen des Donners, der Stimme Jahwes, waren die Israeliten überzeugt, ihr göttlicher Führer sei aus der Wüste herbeigeeilt, um ihre Gegner zu vernichten.»⁸⁸

Plutarch erwähnt in seiner Schilderung der Teutonen-schlacht den Aberglauben, demzufolge «bei grossen Schlachten auch ungewöhnlich starke Regengüsse erfolgen, sei es nun, dass irgendein höheres Wesen die Erde durch reine Wasserströme des Himmels wieder reinigen und abwaschen will, oder auch, dass das Blut und die Fäulnis eine feuchte schwere Ausdünstung emporsteigen lässt».⁸⁹

An vielen Stellen seines Kriegsberichts aus der Champagne klagt Goethe über unablässiges Regenwetter. Schon in der Nässe Zelte aufzuschlagen, war ihm eine Plage: «Man sah sich in grundlosen Kot versenkt; die verfaulten Schlingen der Zelttücher zerrissen eine nach der andern, und die Leinwand schlug dem über Kopf und Schulter zusammen, der darunter sein Heil zu suchen gedachte.»⁹⁰ Das Schlafen in den Gräben, die den Wind abhalten sollten und vom Regen nass sind, nannte der Dichter «voreilige Bestattung». Erst beim Rückzug liess der Regen nach. Jetzt regte sich wieder

alles, berichtet Goethe, aber «missmutig und langsam; denn selbst der beste Wille gleitete auf dem durchweichten Boden und versank, eh' er sich's versah. . . Der Vollmond leuchtete, aber hatte nichts zu beleuchten».⁹¹ Wie mussten die Soldaten fühlen, die in Gedanken schon Paris erobert hatten?

Kurz vor der Schlacht von Leipzig (1815) war das Wetter ungewöhnlich feucht und windig. «Die Heere des Krieges und des Himmels schienen sich miteinander verbunden zu haben, unsere Leiden zu mehren», stöhnte ein Zuflucht-suchender. Die Schlacht von Solferino musste infolge heftiger Gewitter und Platzregen abgebrochen werden. Aus dem amerikanischen Bürgerkriege wird berichtet, dass zwei Divisionen in zwei Tagen wegen der aufgeweichten Wege nur fünf Meilen vorwärts kamen.

In jener Schlacht am Berge Tabor, bei der gewaltige Regengüsse die Entscheidung brachten, war auch eine Erderschütterung zu bemerken, die mithalf, die Feinde in die Flucht zu schlagen.⁹¹³ Dem Gotte Jahwe wird gedankt, denn seine Diener sind die Elemente. Erdbeben lassen das Meer zurückweichen und dann mit hohen Wellen rückwärtsrollen. So mag man jenen legendären Durchzug der Kinder Israels durch das Rote Meer erklären, dem die Vernichtung der Ägypter folgte. In der griechischen Komödie wird scherzend ganz der gleiche Vorgang angedeutet; das Meer trat ehrfurchtsvoll zurück, sobald der grosse Alexander nahte.

«Ja, wie alexandergleich ist dies! Wenn einen ich
Suche, kommt er gleich von selber; wenn ich übers
Meer sogar
Soll nach einem Orte dringen, ebnet alsbald sich die
Bahn.»⁹²

Einem Wunder glich auch der Euphratübergang des Lucullus.⁹²³ Der Fluss war trüb und angeschwollen. Eine Überquerung voller Mühen und Gefahren stand bevor. Doch plötzlich fing das Wasser an zu sinken; noch nie gesehene kleine Inseln hoben sich empor, die die Strömung anzuhalten

schiene. Die Eingeborenen hielten Lucullus für ein höheres Wesen; der rauhe Fluss war plötzlich wohlgesinnt und sanft. Der Übergang bot keine Schwierigkeiten mehr. Auch hier wird man als Erklärung an eine Erdbewegung denken müssen. In der griechischen Geschichte wurden häufig Erderschütterungen mit Feldzügen oder Umstürzen in Verbindung gebracht.

Zurzeit Kimons verwandelte sich Sparta in einen Ruinenhaufen; Berggipfel rissen sich gewaltsam los. Es kam zu einem Aufstand der Heloten^{92*3}, auch die Messenier unternahmen einen Angriff, so dass Sparta Athen um Hilfe bitten musste. Es hat wohl auch seine Bewandnis, wenn ein Athener vor der Schlacht von Salamis von einem grossen Staub berichtet, der von Eleusis aufgestiegen sei. Dröhnen und Sausen werden bei schweren Erderschütterungen vernommen, und in der nervösen Spannung eines Krieges in menschliches Geschrei und Götterstimmen umgedeutet. Im Kampf der Etrusker gegen die Römer fallen zuerst die Führer der beiden Heere. Danach folgte die grosse Schlacht, ohne dass ermittelt werden konnte, wer die grösseren Verluste erlitten hatte. Wer aber sollte sich geschlagen geben? In der Nacht, als beide Heere ermüdet ruhten, kam es der Sage nach zu einem Erdbeben und eine Riesenstimme war zu hören, die verkündete: «Es sei in der Schlacht ein Etrusker mehr gefallen als auf Seiten der Römer!»⁹³ Die Donnerstimme konnte nur von einer Gottheit kommen. Die Römer griffen also voll Begeisterung zu den Waffen, liessen ihren Schlachtruf gellen und jagten die bestürzten Gegner in die Flucht. Auch am Tage der Schlacht am Trasimenischen See wurde von Erdbeben berichtet, die in vielen Städten Italiens zu Häusereinstürzen führten, reissende Flüsse über die Ufer treten liessen und in den Bergen gewaltige Erdrutsche verursachten. Eine ähnliche Naturerscheinung wurde im Zweiten Weltkrieg bei der Übergabe von Bataan (9. April 1942) gemeldet. «Ein heftiges Erdbeben erschütterte die Bataan-Halbinsel während der letzten Kampfabschnitte. Der Hauptstoss dauerte fünf

Minuten; Eingeborenenhütten stürzten ein und es kam an manchen Orten zu Bergrutschen.»⁹⁴

Sonnen- und Mondfinsternisse. – Es ist aus unseren Tagen kaum bekannt, dass eine Sonnenfinsternis in Kämpfe zwischen Völker eingegriffen hat. Zahlreiche Riten, die «erschöpfte» Sonne wieder zu beleben, zum Weiterleuchten anzufeuern, die Rosse am Gefährt durch Opfer wie durch Zukerstücke mahnend zu erfreuen und wieder in Gang zu setzen, sind aus der Zeit der Antike überliefert. Auf dem Kriegszug des Perserkönigs Xerxes gegen Griechenland «verliess die Sonne ihren Ort am Himmel und wurde unsichtbar, nicht unter Wolken, sondern bei völlig klarer Luft. Der Tag wurde in Nacht verwandelt».⁹⁵ Ein Teil des Heeres, namentlich die Lydier, war in hohem Grad bestürzt. Auch Xerxes war besorgt und befragte seine Magier. Die Antwort, die sie gaben, freute ihn. Die Sonne, so hiess es, sei die Beschützerin der Griechen, der Perser Schirmherr aber sei der Mond. Nach der Schlacht bei Salamis aber musste der König rühmlos heimziehen.

Als Pelopidas seinen Griechen zu Hilfe eilen will, verfinstert sich die Sonne und die Stadt wird am hellen Tage in Dunkel gehüllt. Die Mannschaften sind ängstlich und bestürzt. Pelopidas jedoch macht sich allein mit 300 Reitern auf den Weg, obwohl die Wahrsager wegen des Himmelszeichens Bedenken haben. Sie behalten recht. Pelopidas ist siegreich, aber fällt im Handgemein. Die trauernden Thebaner schneiden ihren Pferden die Mähne ab und scheren Bart und Haare.

Mondfinsternis galt gleichfalls als ein böses Zeichen. Das von Seuchen geschwächte Heer des Nikias erhält von seinem Feldherrn den Befehl, sich zur Abfahrt bereitzuhalten. «Zum grossen Schrecken für Nikias und alle, die in ihrer Unerfahrenheit oder ihrem Aberglauben durch derartige Ereignisse geschreckt wurden», verdunkelte sich plötzlich der Mond. Nikias bestand darauf, die Fahrt noch einen vollen Monat zu

verschieben. Doch dieses Zögern brachte ihm Verderben. Seine Truppen wurden von der Land- und Seeseite eingekreist. Der Feldherr starb in Gefangenschaft durch Selbstmord.^{95a}

Auch im Krieg der Römer gegen Perseus wurde die Schlacht durch eine Mondfinsternis verzögert. Plutarch hat diese Erscheinung im Einzelnen geschildert: «Als es aber Nacht geworden war und die Soldaten [die Römer] nach dem Abendessen sich zum Schlafen und Ausruhen niederlegten, begann plötzlich der Mond, der vorher voll am Himmel stand, sich zu verdunkeln; das Licht verliess ihn. Er spielte noch mehrmals in buntem Farbenwechsel, dann verschwand er. Die Römer suchten nach herkömmlichem Brauch sein Licht durch lärmendes Getöse mit Metall zurückzurufen und streckten eine grosse Menge von Feuerbränden und Fackeln gen Himmel.»⁹⁸

Nicht jedes geophysische Phänomen, das in den Ablauf kriegerischer Auseinandersetzungen eingriff, ist ohne weiteres zu bestimmen, zumal erregte Phantasie beim Sehen und Beschreiben mithalf. Als die Schiffe der Korinther segelfertig waren, um Hilfstruppen nach Sizilien zu bringen, riss plötzlich über den Schiffen die Wolkendecke auf, «um eine gewaltige, weithin sichtbare Feuermasse darüber auszugiessen. Diese verlief gleichfalls in der Hauptrichtung gegen Italien, die die Steuerleute eingeschlagen hatten, und senkte sich zuletzt hernieder».⁹⁷ Die Zeichendeuter hielten es für ein Wunderzeichen der Göttinnen Proserpina und ihrer Mutter Ceres, denen zu Ehren eine «heilige Galeere» mitgeführt wurde. Ein solcher Feuerball* trennte auch die Heere des Lucullus und die Söldnertruppen des Mithridates kurz vor der Entscheidungsschlacht. «Auf beiden Seiten war die Wirkung des Schreckens bei dieser Erscheinung so gross, dass man sich, ohne erst zu kämpfen, trennte.»⁹⁸

* Plutarch vergleicht ihn seiner Form nach einem Fasse, seiner Farbe nach mit einer glühenden Silbermasse.

5. Kapitel

Entfesselung primitiver Triebe durch den Rückzug

Fiasko des Vorgesetzten und Verfall der Disziplin

Der «Geist des Heeres», den man an der Angriffslust der Truppen misst, bildet sich aus einer Reihe verwickelter Gefühlskomplexe. In Kriegen gibt es immer wieder neue Überraschung. Schlecht geführte Truppen siegen und vor Armeen mit erschütterter Moral sind bessere davongelaufen. Wir sprachen mehrfach von den Elementen, die ausserhalb der positiven Leistung stehen: vom Zufall, von der Übermacht an Menschen und Maschinenwaffen. Durch die Zuneigung der Soldaten zu einem mittelmässigen Führer kann es leicht geschehen, dass ihre Angriffslust gesteigert wird. Die Kameradschaft kann so herzlich und eng sein, dass sie die Todesfurcht verdrängt (denken wir an die heilige Schar von Theben). Durch die Verzweiflung kann jedweder Furchtimpuls überrannt werden, so dass die Schwachen überlegene Gegner niederwerfen. Raubgier, Klassenhass und religiöser Fanatismus verwandeln oftmals laue Kämpfer in wahrhaftige Helden. Doch bleiben Kühnheit, Weitsicht und Beharrlichkeit, wie sie von Clausewitz gepriesen werden, noch immer Vorbedingungen des Sieges. Sie müssen allerdings durch andere Erfahrungen bereichert werden. Die Zeiten von Salamis und Leuktra sind vorbei, auch die von Austerlitz und von Verdun.

Auch für den Rückzug gelten heute neue seelische Gesetze. Man denke nur an den Atomkrieg. Er hat die Flucht, das Rückwärtsgehen und Ausweichen als rettende Momente aus der Welt geschafft. Vom Tod durch Brand und Strahlung werden alle eingekreist. Trotzdem wird eine Anzahl jener Reaktionen übrigbleiben, die wir von früheren Kriegen her kennen, als sie zu helfen schienen und oftmals wirklich Rettung brachten.

Wir hören oft von meuternden Soldaten der Antike. Wie sich der Feldherr mit der Lage abfand, war Bestandteil seiner Führungskunst. Auffallend häufig drohte er nicht, sondern verfuhr mit den Soldaten wie mit ungezogenen Kindern, die ihre Mutter weinen sehen und sich rühren lassen. Furchtlosigkeit des Feldherrn, kleine psychologische Mittel, die an die Ehre rührten, vermochten oftmals überraschend schnell den Groll zu dämpfen. Die Reue, die nicht lange auf sich warten liess, schlug sich dann in verdoppeltem Gehorsam nieder. Mit derartigen Revolten hatte selbst ein Mann wie Caesar einige Male zu tun. «So gab er der ganzen 9. Legion bei Placentia . . . mit Schimpf und Schande den Abschied. Erst nach vielem Widerstreben, auf flehentliches Bitten und erst nach vorheriger Bestrafung der Rädelsführer nahm er sie wieder in Gnaden an.»¹ Es kam auch vor, dass römische Soldaten in ihrer Gefühlsaufwallung den Mund recht voll nahmen. Sueton berichtet: «Während der Krieg in Afrika entbrannt war, forderten die Soldaten der 1 o. Legion in Rom unter furchtbaren Drohungen, ja unter Gefährdung der Stadt selbst ihren Abschied und ihre Belohnungen. Aber durch das eine Wort ‚Bürger‘, das er [Caesar] in seiner Anrede statt ‚Soldaten‘ gebrauchte, stimmte er sie um und machte sie so gefügig, dass sie ihm sofort erwiderten: ‚Wir sind Soldaten‘ und ihm trotz seines Widerstrebens nach Afrika folgten.»²

Im Partherfeldzug machte Surena dem Crassus Friedensvorschläge und bot ihm freien Abzug an. Die Truppen jubelten über diese Rettungsmöglichkeit, Crassus dagegen hatte Bedenken. «Allein die Soldaten erhoben ein Geschrei und forderten die Annahme. Bald schalten und schimpften sie ihn sogar, weil er sie dem Kampf mit den Feinden preisgäbe, während er selbst nicht einmal den Mut habe, mit ihnen zu einer Besprechung zusammenzukommen, obschon sie unbewaffnet seien.»³ Als kein Zureden half, gab er den Befehl zum Weitermarsch. Crassus und der grösste Teil seines Heeres kamen um.

Einzelfälle von verweigertem Gehorsam unterscheiden sich von solchen Meutereien. Sie treten anonym in der Panik, im Zusammenbruch des Ganzen und beim Rückzug auf. In der Schlacht von Jena stieg ein sächsischer Major von seinem Pferde ab, um einem verwundeten Kameraden zu helfen. Er befiehlt einem Mann, das Pferd zu halten. «Wie aber soll ich mein Entsetzen schildern», berichtet er, «als ich den Reiter, dem ich es zu halten gegeben, mit ihm davonjagend erblickte, schon fern von mir, eben hinter einer kleinen Anhöhe verschwindend.»⁴ Vom Chaos nach der Niederlage weiss ein anderer Offizier zu melden: «Auf diese Weise wurden die geringen Spuren von Disziplin, Liebe und Vertrauen, die sich bis dahin erhalten hatten, bis auf den letzten Grund vertilgt. Die Untergebenen verspotteten die Befehle ihrer Offiziere, diese mussten, je höher hinauf, die desto demütigendere Erfahrung machen, dass das Reich ihrer ehemaligen Gewalt und Herrlichkeit zu Ende gehe und dass sie, bei dem besten Willen und eifrigsten Bestreben, der guten Sache mehr Schaden als Vorteil zuwege brachten, da sie nicht mehr imstande waren, Befehle zu erteilen, die wirklich zur Abheilung der allgemeinen Not und Bedrängnis hätten beitragen können.» Es kam zu offener Widerspenstigkeit. «In der Nacht. . . hatte sich ein Husar vom Regiment Usedom tötlich an seinem Rittmeister vergangen und ihn mit dem Säbel verwundet. Der Fürst hatte ihn erschiessen lassen . . . Indessen gab gleich darauf das Betragen zweier Stabsoffiziere von erstem Range den ebenso ärgerlichen als unverkennbaren Beweis . . ., dass das Übel der Indisziplin bereits so tiefe Wurzeln in der Armee geschlagen habe, dass man an einer augenblicklichen Heilung verzweifeln müsse.»⁵

Ähnliches wird auch beim Rückzug Napoleons aus Russland berichtet. Ein deutscher Feldwebel hat uns diese Beschreibung hinterlassen: «Am meisten fielen mir die einzelnen Generale und Obersten auf, die, nur mit sich selbst beschäftigt, bloss darauf achteten, ihre noch übrige Habe oder ihre Person in Sicherheit zu bringen. Die Soldaten,

unter denen sie marschierten, achteten nicht auf sie. So wie sie ihnen nichts mehr zu befehlen hatten, konnten sie auch nichts mehr von ihnen erwarten, da durch die allgemeine Not jedes Band aufgelöst und jeder Rangunterschied aufgehoben war.»⁶

In einem Bericht vom Rückzug über die Beresinabrücke ist von einem Major die Rede, der versucht, sich ans rettende Ufer durchzuschlagen. Da er erfrorene Füße hatte und nicht stehen konnte, war er gezwungen, sich dem Befehl Napoleons, dass niemand über die Brücke reiten dürfe, zu widersetzen. Ein Feldgendarm versuchte, ihn aufzuhalten. «Die einzig mögliche Rettung ist daher, sich von dem Gendarmen loszumachen und, da an eine Verständigung zu denken nicht möglich ist, Mitleid nicht mehr existiert, jeder nur noch sich selbst rettet, auch wenn ein anderer darüber zugrunde gehen sollte – also Leben um Leben! In der Verzweiflung haut. . . [er] . . dem Gendarmen mit dem Säbel über den Kopf, so dass dieser, ihn loslassend, in die Beresina stürzt. Hierauf sprengt er in voller Carrière über die Brücke, welche rechts und links unter den Hufen seines Pferdes schwankt. Und nachdem er noch einen sich ihm entgegenstellenden Gendarmen niedergeritten, erreicht er glücklich das jenseitige Ufer.»⁷

Im Jahre 1870 trieb ein französischer General seine Truppen zu immer schnellerem Vorgehen an, während das feindliche Feuer an Heftigkeit zunahm. Auf sein Gebrüll: «Vorwärts! Vorwärts!» kam aus den Reihen seiner schwer erschöpften Leute der verzweifelte Ruf: «Halt, halt! Es ist genug, es ist genug!» Doch der General ritt mit äusserster Bravour auf die Hauptschreier los, den blanken Säbel in der Faust, und es gelingt ihm, seine Truppen in den Kampf zu führen. Als erste fallen er und seine Begleiter. Doch seine Leute stürzen sich auf den Feind und brachten ihn in blutigem Kampf zum Weichen.⁸ Ein solches Vorbild vermag trotz starker Übermüdung letzte Reserven freizumachen, doch darf die Beanspruchung von Nerven und Muskeln nicht zu lange dauern.

Not bricht das Band der Kameradschaft

Verschieden vom Gehorsam ist die Kameradschaft vielgestaltig, freigewählt, von Zwangsmomenten unbelastet. Man sucht sie wie eine nützliche Nachbarschaft; sie dient der Befriedigung des Herdentriebs und weckt Hilfsbereitschaft. Sie ist ursprünglicher als Disziplin. Wenn man Gefühle gegenseitiger Unterstützung hervorrufen möchte, so greift man nach dem Wort Kamerad. Früher sprach man noch von Spiessgesellen, als Festigkeit der Front und aller Leben noch von einem lückenlosen Zusammenhalten abhing. Auch Pferde waren für den Kavalleristen «Kameraden». Doch wenn sie im Tumult des Rückzugs nicht mehr vorwärts konnten, die Kraft erlahmte, schwand mit dem Mut der Reiter auch die Freundschaft. Goethe schrieb über eine solche Beobachtung: «Die Selbsterhaltung in einem so ungeheuren Drange kannte schon kein Mitleiden, keine Rücksicht mehr; nicht weit von uns fiel ein Pferd vor einem Rüstwagen, man schnitt die Stränge entzwei und liess es liegen. Als nun aber die drei übrigen die Last nicht mehr weiter bringen konnten, schnitt man auch sie los, warf das schwerbepackte Fuhrwerk in den Graben, und mit dem geringsten Aufenthalt fuhren wir weiter und zugleich über das Pferd weg, das sich eben erholen wollte, und ich sah ganz deutlich, wie dessen Gebeine unter den Rädern knirschten und schlotterten.»⁹

Auch auf zusammengebrochene Menschen nahm man keine Rücksicht. «Diejenigen, welche während des Marsches [im Russlandrückzug] zusammensanken, blieben auf der Strasse liegen, die nächsten Fuhrwerke gingen über sie hinweg, noch ehe sie ganz tot waren und zermalmten sie. Kein Mensch nahm sich die Mühe, solche Unglücklichen auf die Seite zu schaffen oder aus dem Weg zu ziehen. Man beraubte sie sogar ihrer Kleider, noch ehe sie tot waren.»¹⁰ Nicht selten, so heisst es in einem anderen Bericht, «beschleunigten brutale Kameraden den Tod, um in den Besitz seines Eigentums zu gelangen».¹¹

Wie eine andere Art von Kameradschaft in die Brüche ging, erfahren wir aus der Geschichte des Tiroler Aufstands von 1809. Nach der Schlappe von Wörgl (13. Mai 1809) «begann in Tirol ein übler Geist zu spuken, eine bittere Zwietracht zwischen Volk und Militär wuchs empor. Letzteres beschuldigte den Landsturm, er habe es bei Wörgl gänzlich im Stich gelassen». Und der Bericht fährt fort: «Das Volk aber, welches noch stets und überall den Erfolg bejubelt und das Unglück verdammt hat, verlor das Zutrauen zu den meisten der höheren Offiziere. Es konnte seinen Spott, seine beissenden Vierzeiler, sein Zischen und Pfeifen nicht bei sich behalten und eine nagende, immer tiefer einwurzelnde gegenseitige Bitterkeit vergiftete die Seelen der Generale und jene des sonst so hochgemuten Volkes.»¹²

Raublust

Kriege der Vorzeit wurden nicht des Ruhmes wegen angefangen und geführt. Ihr Hauptzweck war Erwerb von Beute. Und zu dem Raube zählten die besiegten Menschen, die Reize ihrer Frauen und die Arbeitskraft der Männer. Plünderung war keine Schande. Sogar die toten Feinde dienten noch dem Sieger. Ihre aufgesteckten Köpfe hielten, wie heute noch in Ozeanien, gespenstisch vor den Hütten Wache. Plutarch spricht von den Cimbern, die, vom Norden her kommend, Gallien und Italien überfielen. Sie hatten, so schreibt er, helle blaue Augen, waren riesig von Gestalt. Der Ausdruck Cimbern aber bedeutete im Norden «Räuber».

Die Sieger unserer Tage rauben nur, wenn Not und Urgelüste sich vermengen und alle Genfer Konventionen nicht mehr gelten. Noch sind die alten Räubertriebe aber nicht verschwunden; dazu sind sie zu innig in die Menschenseele eingewoben. Im grossen, staatlichen Bereich spricht man von Reparationen, Kriegsentschädigung, Strafe für begangenes Unrecht. Revolutionen greifen gleiche Schuld und Fehler

auf. Auch hier wird Eigentum nur neu «geordnet». Ein alter Raub, so heisst es, wird zurückgeholt, vergangenes Unrecht wiedergutmacht, ein Ausgleich, der schon lange fällig war, vollzogen.

Einst gab man den Soldaten einen Anteil an der Beute. Sie wurde nach dem Kampf verteilt. Formell stand sie dem König oder, wie im alten Israel, der Gottheit zu. Der Gott war mächtiger Helfer, ihm gebührte die Belohnung. Dabei trat in einer höheren Art von Eigennutz menschliche Begierde weit zurück. Wer dieses Gesetz übertrat, musste mit harten Strafen wie Tod durch Verbrennen rechnen. Was uns heute in Verwunderung versetzt, ist die Unbefangenheit, mit der Feldherrn wie Soldaten einstmals von der Plünderung sprachen. Als Xenophon mit seinen Soldaten nach endlos langem Marsche durch Kleinasien sich wieder der Heimat Griechenland näherte, «empfanden sie den Wunsch, mit irgendwelchem Raub nachhaus zu kommen, stärker noch als früher».¹³ Und im Feldzug des Lucullus erhoben die Soldaten Klage darüber, dass sie nur die Landgebiete verheeren durften. Lucullus, so hiess es, bringe alle Städte friedlich an sich, «ohne eine einzige erstürmt oder ihnen durch Plünderung Gewinn gebracht zu haben. Auch jetzt bei Amisus, der wohlhabenden reichen Stadt, wäre es eine Kleinigkeit, sie zu erobern, wenn man sie belagern wolle. Aber wir müssen wieder weg. Stattdessen führt er uns in der Wüste herum».¹⁴ Die Römer kannten im Kriege eine eigenartige Regelung. Wurde eine Stadt durch Kampf erobert, so ging die Beute an die Soldaten, bei freiwilliger Übergabe an die Offiziere.

Mühevoller Märsche und Schanzarbeiten waren von den römischen Soldaten gefürchtet. Ganz unverhohlen kennzeichnete Tacitus die Seelenlage dieser Menschen: «Jedwede Todesgefahr, Wunden und vergossenes Blut wurden durch Gier nach Beute aufgehoben.»¹⁵ Versprochene Beute war deshalb das stärkste Mittel, Angriffsimpulse zu entfachen. Brutus versprach seinem Heer zwei Städte, die geplündert werden dürften, als Preis für tapfere Leistungen. Wenn Dem-

agogen die Legionen auf ihre Seite ziehen wollen, so stellen sie ein wahres Beute-Paradies den endlosen Entbehrungen kolonialer Kriege gegenüber, wie jener Clodius, der sich «Soldatenfreund» nannte. Er klagte den Soldaten, «dass gar kein Ende kommen wolle für diese ungeheueren Kriege und Mühseligkeiten, dass sie mit allen Völkern kämpfen und in der ganzen Welt herumziehen müssten ihr Leben lang, ohne von diesem ewigen Feldzuge etwas Wohlverdientes heimzubringen. Nein! Nur des Lucullus Wagen dürften sie eskortieren und Lucullus Kamele, schwerbeladen mit kostbaren Pokalen aus Gold und Edelstein . . . Warum bewahren wir Leib und Leben, soviel noch bleibt, nicht für einen Feldherrn auf, der seine höchste Ehre nur in einem findet – in der Bereicherung der Soldaten?»¹⁶ Derartige Gedanken passten herrlich zu den Träumen der Legionssoldaten.

Die Beutegier wurde zuweilen derart heftig, dass die Soldaten auf dem Rückzug das Gepäck der Vorgesetzten, selbst das der Feldherrn, plünderten und alle ermordeten, die wertvolle Dinge, Gold und Silber, mit sich führten. Solche Anfälle wurden durch Durst und Hitze und völlige Erschöpfung ausgelöst. Uralte Triebe streifen jede Hemmung ab. Die «Schnellen» hießen Soldaten einer Legion, die beutegierig wie die Wölfe waren.¹⁶³

Die neuere Kriegspychologie kennt zwar das Lockmittel der in Aussicht gestellten Beute nicht mehr, dennoch sind Plünderungen üblich. Am Abend des 14. Oktober 1806 drangen französische Soldaten, die Sieger von Auerstedt, in Weimar ein. Sie waren ausgehungert und schlugen in wilden Haufen «mit Gewehrkolben die Schlösser und Felder ... der Haustüren, auch durch Gewehrschüsse unter Fluchen und Schelten ein, und jetzt ging das fürchterliche, über alle Beschreibung schmachliche Plündern der Häuser der Bewohner der Stadt Weimar an. Überall hörte man das Einschlagen der Haustüren, sowie in den Häusern das der Schränke, Kommoden, Kisten und Kasten . . .»¹⁷ Dann folgte eine Plünderung der Läden, an der sich nach den Soldaten auch die Zivilbevöl-

kerung beteiligte. Beim Rückmarsch der Truppen Napoleons nach Smolensk stiess ein deutscher Offizier auf einen wahren Jahrmarkt von geraubten Gütern. Hunderte von Soldaten, oftmals von der Garde, verhökerten gestohlene Waren, Tücher, Schals und andere Kleidungsstücke. Aber auch Gegenstände aus den Kirchen, die vom Raub nicht verschont geblieben waren, wurden gehandelt. Als bei einem Häuserbrand einige Soldaten umkamen, wurde geraunt, es handele sich um eine Strafe Gottes, weil die Verbrannten «die grössten Schätze an Diamanten, an Gold und Silber in Moskau gefunden und mitgenommen hätten».¹⁸

Zu Plünderungstrieben kommen oft vandalische Gelüste. Ein Leutnant berichtet von folgendem Geschehen an der Beresina: «Wie sehr aber Plünderungssucht den rohen Haufen (von allen diesen schrecklichen Szenen umgeben, nur Tod oder Gefangenschaft vor sich erblickend) noch beseelte, sah ich als Augenzeuge. Unter dem dichtesten Kugelregen stürzten sich ganze Haufen auf die ausgespannten Geld- und Bagagewagen und schlugen sich noch mit Erbitterung um den Besitz von Geldrollen oder wertvollen Uniformstücken.»¹⁹ Im harten Winter konnten die kraftlosen Pferde die hochbeladenen Gepäckwagen nicht mehr den Berg hinaufziehen. Die Plünderung wird gestattet und ein erbarmungsloser Kampf begann. Mit Bajonetten und Kolben setzten sich die Stärkeren durch. Manch einer fand den Tod. Der Fluch des Goldes fordert seine Opfer. Ein sächsischer Major erhielt den Befehl, den kaiserlichen Schatz, 32 Wagen mit Gold beladen, beim Rückzug nach Smolensk zu eskortieren. Die Pferde waren zu schwach vor Hunger und brachen zusammen. Das Gold wurde an die Begleitmannschaften «zu treuen Händen», wie man es heute nennen würde, verteilt. Doch bald war für sie die Last des Goldes viel zu schwer; die Leute konnten sich kaum vorwärts schleppen. Am Ende kommen nur acht Wagen in Smolensk an. Der grösste Teil der Pferde und der Menschen war verhungert und erfroren.

Schlummernde Raublust wird von anderen Kräften aufgeweckt und angefacht. In Kowno sah ein Deutscher beim Rückzug der Franzosen (14. Dezember 1812) ausgeraubte Branntweinmagazine. «Als ich hineintrat, musste ich bis über die Schuhe durch dieses Getränk gehen, weil fast alle Fässer zerschlagen waren. Es schwammen sogar einige Leichen darin herum . . . Ich selbst hatte mich mit dem Trinken in acht genommen; meine Mitgenossen aber wurden alle betrunken und setzten sich dann neben diejenigen nieder, welche während der Nacht im Rausch hinübergegangen waren und, am Steinpflaster festgefroren, vor dem Magazin und auf dem Markte haufenweise herumlagen.»²⁰ Zu ähnlichen Gelagen kam es auch bei der Plünderung Weimars im Jahre 1814. Die Soldaten schossen Löcher in die Fässer, Feuer-eimer dienten zum Wegschleppen von Wein, Bier und Branntwein. – Im amerikanischen Bürgerkrieg wurden nach der Schlacht von Richmond Whiskyfässer auf die Strasse gerollt und zerschlagen. Man trank so viel man konnte und liess die Reste in die Gosse fliessen. Die einfacheren Leute, so berichtete ein Leutnant aus dem Norden, «ganz gleich, ob weiss oder schwarz, schöpften die scheussliche Flüssigkeit in ihre Hände und gossen sie die Kehle hinunter».²¹ Und dann begannen Banden, «Schurken aller Grade», mit der Plünderung. Der junge Offizier glaubte, dass Zuchthäusler ausgebrochen seien. Doch eine traurige Erfahrung lehrt uns, dass Plünderer aus allen «Winkeln» kommen, sobald im Tumult der Niederlage die öffentliche Ordnung zusammenbricht. Selbst Sterbende hat man gesehen, die nach dem Kampfe zu den toten Kameraden krochen, um ihre Taschen und Tornister zu durchsuchen. Ein amerikanischer Arzt sah auf dem Schlachtfeld von Richmond das schmutzige Werk der Leichenfledderer: «Wenn eine allzu schäbige Kleidung nicht gestohlen wurde, so waren wenigstens die Taschen systematisch ausgeleert . . . Diesen gemeinen Subjekten begegnete man überall.»²²

In grossen Städten bot die Zeit zwischen dem Rückzug der

eigenen Truppen und dem Anmarsch der Sieger Gelegenheit zu Raub und Plünderung. Ein Augenzeuge beschrieb, was in den letzten Apriltagen von 1945 in München geschah. Mit Schubkarren, Rucksäcken, Leiterwagen zogen die Menschen in Kolonnen aus, um Fabriken, Lager, Grossmarkthallen und Schlachthof heimzusuchen. Zerraut und abgekämpft kehrten sie zurück, mit oder ohne Beute, je nachdem, ob sie Stärkeren begegnet waren.^{22a} In den anderen Städten war es nicht viel besser. Auch im belagerten Berlin war von lichtscheuen Elementen die Rede, die durch die Strassen huschten, von Deserteuren, Flüchtlingen und Plünderern.²²⁶

Brandstiftung

Von allen Mitteln der Vernichtung ist das mächtigste das Feuer. Wenn wir an Schreckenstaten denken, taucht in Verbindung mit Mord stets der Brand auf. Die Strafe der Verbrennung, im Orient entwickelt, traf abgesehen von Gottesfeinden verhasste Bösewichter, Rebellen und die Prediger des Aufruhrs. Den Musikanten von Weinsberg liess Herzog Ulrich von Württemberg mit einer eisernen Kette an einen Apfelbaum binden, «so dass er sich zwei Schritt weit im Kreis bewegen konnte; dann liess er um den Baum herum einige Klafter Holz aufschichten, die er selbst anzündete, um den armen Musikanten langsam zu braten».²³ In den Bauernkriegen wurde ein Dorf in Brand gesteckt, weil das Schlachtfeld beleuchtet werden sollte. Und beim französischen Rückzug in der russischen Winterkälte waren Hunger und Wut mit Brandstiftungen eng verbunden. Als die zurückflutenden Truppen in Kowno Lebensmittel empfangen sollten und enttäuscht wurden, stürmten die halbwahnsinnigen Soldaten das Magazin und steckten es in Brand. Ein Kirchturm in der Nähe fing Feuer. Der Anblick war für die Soldaten so schrecklich-schön, dass sie auch die umliegenden Bürgerhäuser anzündeten, «einesteils, um ihre von der schrecklichen

Kälte erstarrten Glieder zu erwärmen, teils aber auch, um zu plündern».²³³ Im Herbst darauf steckten die Franzosen beim Rückzug in der Nähe von Leipzig das Vorwerk Pfaffendorf in Brand. Dort lagen einige hundert Kranke und Verwundete. Ungeachtet des heftigen Donners der Kanonen hat man, einem zeitgenössischen Bericht zufolge, das Brüllen der Verbrennenden gehört.

Das Feuer war wohl das brutalste Tötungsmittel der Menschen, bevor sie mächtigere Vernichtungswaffen erfanden. Ob es nun einer kalten Überlegung oder pyromanischem Instinkt entsprungen war, in der Regel blieb es ungesühnt. Einmal wurde es mit Kriegsnotwendigkeit entschuldigt, das andere Mal schützte die Anarchie des Rückzugs die Schuldigen. Im amerikanischen Bürgerkrieg baten Bürgermeister und Ratsherrn der Stadt Atlanta um Rücknahme des Evakuierungsbefehls und Schonung der besetzten Stadt. Doch General Sherman lehnte unverzüglich ab. «Krieg», so antwortete er, «ist Grausamkeit. Daran lässt sich nichts ändern ...

Ich werde den Krieg immer im Hinblick auf vollständigen und schnellen Erfolg führen.»²⁴ Die brennende Stadt hinter sich lassend, weil er sie für den Feind unbrauchbar machen wollte, begann Sherman den Marsch durch Georgia. «Hinter uns lag Atlanta, rauchend und in Trümmern», schrieb der General in seinen Erinnerungen, «die schwarze Rauchwolke stieg hoch in den Himmel und hing wie ein Bahrtuch über der zerstörten Stadt . . . Eine Kapelle begann zufällig die Melodie von ‚John Brown’s soul goes marching on‘; die Männer nahmen das Lied auf, und niemals wieder habe ich das ‚Glory, glory, hallelujah!‘ mit mehr Begeisterung und in besserem Einklang von Zeit und Ort gehört.»²⁶ Truppen der Nordstaaten steckten, wie ein junges Mädchen gesehen haben will, in Columbia die Universität und andere Häuser in Brand. «Die Feuerwehr versuchte zu helfen, ihr Schlauch aber wurde in Stücke gehauen und sie selbst bedroht.» Dabei verspotteten die Soldaten die Frauen: «Wo ist denn jetzt euer Stolz? Da seht ihr, wohin er euch gebracht hat! Das

habt ihr davon, dass ihr dachtet, ihr seid was Besseres als andere Leute!»²⁸

Revolutionen, Strassenkämpfe und Kriege bieten ein willkommenes Alibi, um Triebe zu enthemmen. Häuser in Brand zu setzen, mutwillig Schaden zuzufügen, ist kein Risiko mehr. Die Besiegten, durch die Niederlage in ihrem Selbstwert gefährdet, empfinden einen Rest von Überlegenheit. Wenn Fliehende zum Zündholz greifen und Flammen mächtig lodern sehen, so nehmen sie in ihrer Ohnmacht Rache an stabilen, festgefügtten Formen. In dieser Neigung zu verzweifelter Zerstörung konnte auch der Befehl Napoleons Glauben finden, die eigene Hauptstadt zu zerstören.²⁷ Und später erlebte Goncourt beim Rückzug und bei der Beschießung von Paris, wie die Pariser angesichts der Trümmerhaufen in Wut entbrannten. «Und beim Anblick all dieser Verwüstung stösst ein kleiner Greis, dessen Augen zwei Gaslichtern ähneln, entsetzliche Flüche gegen Thiers aus und macht dazu Bewegungen mit mörderischen Händen, die sich verkrampfen, wie um jemand zu würgen.»²⁸

Ein schwer Kriegsbeschädigter, bei dem sich durch die Schlacht- und Rückzugserlebnisse pyromanische Triebe besonders entwickelt hatten, wurde eines Abends im Theater von plötzlichen Impulsen fortgerissen. In seiner Schilderung heisst es: «In der Ruhe dieser glatt gekämmten, fest auf die weissen steifen Kragen gestutzten Nacken sah ich einen Orkan des Wahnsinns lauern, der jeden Augenblick losbrechen konnte... Sie sassen so ruhig da – wie wenn ich nun plötzlich ‚Feuer!‘ rufen würde? Und mit Schauern empfand ich ein qualvolles Verlangen danach . . . Wer hindert mich zu rufen, aufzustehen, mich umzudrehen und ins Parkett hineinzurufen: ‚Feuer! Rettet euch! Feuer!‘ In wilden Wahnsinnskrämpfen werden ihre jetzt so ruhigen Glieder zucken, sie werden aufspringen, werden heulen und brüllen wie die Tiere . . . Man wird den Zuschauerraum hell erleuchten, irgend jemand vom Theaterpersonal wird totenblass auf die Bühne stürzen und den Feuerlärm für falsch erklären, das

Orchester wird in zitternden, schrillen Akkorden eine lustig-tolle Weise spielen – sie aber werden nichts von alledem hören, sie werden sich gegenseitig würgen und zertreten, und ihre Damen auf die elegant frisierten Köpfe schlagen ... Denn sie sind Mörder von Natur und ihre würdevolle Haltung, ihre Ruhe ist nur die Ruhe eines satten Tieres, das sich sicher fühlt.»²⁹

In diesem Ausbruch ist, so will mir scheinen, eher ein Geständnis als bloße Phantasie zu sehen. Das gleiche gilt wohl auch für Goncourt, der das ausgebrannte Pariser Rathaus beschrieb. Er nannte die Ruinen prachtvoll und ein pittoreskes Wunder und schien in sie verliebt zu sein.^{29a}

Notzucht

Von diesen Abwehrmitteln, die vom Wahnsinn eingegeben zu sein scheinen, führt ein weiter Bogen zu der Gewalttat, die man sexuelle Plünderung nennen könnte. In früheren Zeiten wurden Frauen der Besiegten – und nicht selten auch die Knaben – missbraucht oder zu solchen Zwecken in die Sklaverei verkauft. Der Aufruf vor Verteidigungskriegen, entschlossen Frau und Kind zu schützen, besaß seit jeher einen ganz besonderen Sinn. Im Allgemeinen gehen Kriegsberichte auf diese Taten nur wenig ein. Erstaunt teilt uns Plutarch mit, dass Alexander die Gemahlin und andere Frauen des Darius nicht berührte, obschon sie seine wohlerworbene Beute waren. «Es war, als ob sie sich keineswegs in einem feindlichen Lager befänden, sondern ihr Leben unter strengem Schutz in einem heiligen und unantastbaren Frauengemach führten.»³⁰ Was diese Perserinnen aber schützte, war die Frauenfeindlichkeit des Königs, dem Weiber nur leblose Bilder waren. Was kriegsgefangene Frauen zu erwarten hatten, geht aus anderen Berichten hervor.

Als Weimar nach der Schlacht von Auerstedt geplündert wurde, erklang weithin das jammernde Geschrei «der Weiber

und Kinder, von denen viele der ersteren die viehischen Lüste der Sieger, welche meist schon betrunken waren, befriedigen sollten».³¹ Im spanischen Befreiungskrieg mussten die Nonnenklöster erfahren, «was die Ausschweifung und die Scheusslichkeiten von Soldaten, die losgelassen sind, erdenken konnten».³² Doch nicht nur Sieger, auch die Männer auf dem Rückzug haben schlimm gehaust. «Von dem Haus», erzählt ein Augenzeuge, «das an der Rückzugstrasse lag, klang ein Schrei herüber. Ein Balgen, ein Keuchen wurde hörbar, dann war es still. Wir marschierten weiter. Wenig gedeckt von einem Blumenbeet belustigte sich ein Paar; der Soldat schamlos, ohne Rücksicht, nur seinem Ziel zustrebend, das Mädchen, das sich gewehrt hatte, bald widerstandslos und vielleicht mit der Überrumpelung des stürmischen Freiers einverstanden oder ergeben in den Sturm, den der Krieg über sie hinwegschickte. Niemand schützte sie, niemand beachtete ihre Angst und ihre Lust, wir marschierten.»³³

An jenem Tage, an dem Berlin gefallen war, bewachten Russen schwerbewaffnet die Gefangenen, die blutverkrustet, übermüdet und gebückt waren. Daneben sah man Offiziere, russische Sieger, «die mit deutschen Mädchen promenieren».³⁴ Die Not bricht Eisen und der Krieg die Treue und den Stolz. Erbarmungsloser Lehrer auf dem Feld menschlicher Schwäche ist die Niederlage.

6. Kapitel

Die Überlistung durch den Waffenstillstand und die Kapitulation

Kunstgriffe, die den Feind zu täuschen wussten, gereichten einem Feldherrn immer zu besonderer Ehre. Agesilaos nannte eine Handlung schön und richtig, sobald sie nur dem Vaterlande nützte. Am Ende eines Rückzugs kommt es oft zu Waffenstillstand oder Waffenniederlegung. Beide Schritte können, gemessen am Kriegsausgang, strategisch falsch und übereilt sein. Die Fortsetzung des Rückzugs könnte militärisch und politisch nur zur Stärkung führen, dem Gegner aber Zuversicht und Kräfte nehmen. Die unbesonnene Führung kann sich von dem gegnerischen Feldherrn täuschen lassen. Sie lässt sich überlisten, schliesst Verträge ab, die folgenswerer als verlorene Schlachten sind, nur dass man sie durch einen neuen Anlauf, durch neue Tapferkeit nicht ungeschehen machen kann.

Nach der verlorenen Schlacht von Jena hatten sich Reste der preussischen Armee in weitem Bogen erst nordwärts, dann nach Osten zurückgezogen. Die Flucht bis Prenzlau war verworren und verlustreich, führte aber in die Nähe frischer Truppen. Der französische General Belliard bot dem Fürsten Hohenlohe «zum letzten Mal die Wahl zwischen einer annehmlichen Kapitulation oder einem unvermeidlich harten Schicksal» an. Doch der Fürst blieb fest. Als man sich trennen wollte, kam ein französischer Offizier herangeprescht und kündigte den Prinzen Murat an. Man ritt beiseite, und von der langen Unterredung glaubten Umstehende das Folgende verstanden zu haben: «Er, der Prinz Murat, könne dem Fürsten auf sein Ehrenwort versichern, dass ihm auf allen Punkten der Rückzug abgeschnitten und alle Unterstützung von den übrigen preussischenjKorps durch die getroffene Anstalt unmöglich gemacht sei. Dass er die un-

ausbleibliche Entscheidung zwar wohl einige Stunden verzögern, ihr aber keineswegs entgehen könne. Er habe die gemessensten Befehle von seinem Kaiser, der die preussische Armee durchaus vernichtet wissen wolle, indessen sei er bereit, dem Fürsten aus persönlicher Achtung für ihn selbst und die unter seinem Befehl stehenden Truppen, die ehrenvollsten Bedingungen einzugestehen.»¹ Jedweder Widerstand schien nutzlos. Fürst Hohenlohe verlangte freien Abzug mit klingendem Spiel. Ausserdem gewährte ihm Murat: «Die Gewehre sollten nicht, wie es sonst Kriegsbrauch sei, förmlich gestreckt und übergeben, sondern von den preussischen Truppen in Haufen zusammengestellt und nach ihrem Abmarsch von den französischen gesammelt werden. Alle Offiziere wolle er auf ihr Ehrenwort vom Fleck aus entlassen. Sie würden ihre Degen, Feldbinden, Pferde, Bedienung und Equipage behalten und sollten darüber eine Liste einreichen, damit das, was etwa schon genommen worden, wieder ausgeliefert werden könne. Alle Fahnenjunker, Feldwebel und Chirurgen seien in dieselbe Kategorie einzureihen. Den Regimentern solle es vergönnt sein, ihre Regimentskassen und Stabswagen, den Soldaten, ihre Tornister und Mantelsäcke zu behalten. Aus Achtung gegen den König gebe er nach, dass sämtliche Garden, ohne französische Begleitung, jedoch unbewaffnet unter der polizeilichen Aufsicht ihrer Offiziere und unter dem Versprechen, bis zur Auswechslung nicht mehr zu dienen, nach Potsdam zurückkehren und daselbst verbleiben könnten; die Soldaten der übrigen Regimenter aber müssten als Kriegsgefangene nach Frankreich transportiert werden. Übrigens sei dies sein letztes Wort, und bei dem mindesten Versuch, den man nach dieser Enderklärung noch zur ferneren Gegenwehr mache, sei er fest entschlossen, das Kriegsrecht des Stärkeren im strengsten Sinne des Wortes ins Werk zu setzen.»² Der Fürst rief die Generale und die höheren Offiziere zusammen. Er war verwirrt und tief bedrückt. Wie weit er durch die plumpen Schmeicheleien und durch die Täuschungsmittel seines

schlaueren Gegners überlistet war und sie den Offizieren gegenüber vorzubringen sich nicht scheute, ergibt sich aus einigen Stellen der Rede, die er ihnen mit gepresster Stimme vortrug: Der Prinz und mehrere seiner angesehensten Generale hätten ihm ihre Bewunderung über die standhafte Ausdauer der Preussen zu erkennen gegeben. Dann kam ein düsteres Bild der Lage: Menschen und Tiere, so sagte der Fürst, litten Hunger und, den Geschützen fehle es an Munition. Dann untergrub er die Moral seiner Offiziere, indem er alle vom Gegner ausgedachten Lügen wiedergab: «Der Prinz Murat hat mir sein Ehrenwort gegeben, dass wir auf beiden Flanken umgangen, dass er von Artillerie und Infanterie hinlänglich begleitet und das Korps des Marschalls Lannes, mit welchem der Obrist Massenbach persönlich gesprochen hat, in mehreren Kolonnen gegen uns im Anmarsch sei.» Nach diesen Worten der «Ermutigung» und einer «nüchtern-realistisch» dargelegten Lage, richtete der Oberkommandierende an die Anwesenden die Frage: «Weiss jemand von Ihnen, meine Herren Generale, Brigadiers usw. ein Mittel zu unserer Rettung, der trete vor und teile es mir mit!»³ In einem Bericht heisst es: «Alle trauerten, alle schwiegen, hin und wieder erhob sich ein leises Gemurmel»; doch niemand trat vor. Das Schicksal eines Staates war für die nächsten sieben Jahre entschieden.

Kaum waren die Franzosen unter lautem Jubel eingezogen, so begann den Gefangenen die Wahrheit zu dämmern. «Ein grosser Teil der Offiziere wurde unter dem Vorwande, dass sie Pässe erhalten sollten, erst aus der Stadt und dann nach Templin gelockt, wo sie, von General Beaumont ziemlich unfreundlich empfangen und am 30. wiederum nach Prenzlau zurückgewiesen wurden. Man erinnerte sich endlich, dass die Kapitulation noch nicht schriftlich abgeschlossen sei ... Man war einstweilen mit dem empfangenen Ehrenwort vertröstet. Am folgenden Tag hatten Verhältnisse den Prinzen Murat nach Stettin abgerufen. . . Der Fürst beschloss die Rückkunft des Grossherzogs oder die Ankunft

des Kaisers in Prenzlau abzuwarten. Man gab ihm indes auf mancherlei Weise immer deutlicher zu verstehen, dass dies nicht angehe, und dass man ihn zu seiner eigenen und unser aller Sicherheit ersuchen müsse, sich zu entfernen.»⁴ Die Garden, die frei nach Potsdam zurückkehren sollten, fanden sich schon in der Nacht von einer Vorhut und einem Nachtrupp eingekreist und wurden allem Widerspruch zum Trotz bis Potsdam gut bewacht und transportiert, «zu ihrer eigenen Sicherheit».

Um mittelmässige Monarchen einzuseifen – ich glaube, das vulgäre Wort ist hier nicht fehl am Platze –, sieht man Napoleon zu den kühnsten Mitteln greifen. Er spürt beim Gegner seine tiefsten Schwächen, vor allem seine Friedensliebe, sein Zögern, seine angeborene Unentschlossenheit, die er mit allen Mitteln zu verstärken trachtet, denn schon die innere Verwirrung ist im Kampfe ein gewaltiger Vorteil. Wie er am Tage vor der Schlacht von Jena den Preussen Briefe in die Hände spielte, wird stets ein Beispiel nicht geringer Täuschungskünste bleiben. Ein zeitgenössischer Bericht erzählt: «Einige Husaren, welche am 13. nachmittags nach Dornburg hineingesprengt waren, erfuhren von den dasigen Einwohnern, dass ein französischer Offizier unlängst in der Stadt gewesen sei. . . In der Erwartung, eine gute Beute zu machen, begaben sie sich heraus ins Saaletal und fanden in der Nähe von Porstendorf, in einer der daselbst gelegenen Schluchten, den Herrn von Montesquiou . . . welcher mit Schreibtafel und Bleistift in der Hand beschäftigt schien, die Gegend aufzuzeichnen.» Der Mann, der ausgezeichnet deutsch sprach, wurde trotz einiger Goldstücke, die er den Husaren anbot, zum Fürsten Hohenlohe gebracht. Er gab an, er hätte sich verirrt und versicherte dem General, wie «glücklich er sich schätze, die Bekanntschaft eines so ausgezeichneten Feldherrn und eines Fürsten zu machen, den er stets verehrt habe».⁵ Er berief sich auf das Völkerrecht und behauptete, drei Briefe im Auftrage des Kaisers zu überbringen, die er auch vorwies. Auf diesem Umweg kam das Schreiben an den

König. Der Text war sehr gerissen abgefasst. Es wurde an die Friedensliebe und die Menschlichkeit des Königs appelliert, der lang geplante, höchst sorgfältig vorbereitete Feldzug eine Unternehmung ohne sehr viel Sinn genannt. Als dieser Brief dem König auf den Tisch flatterte, nahmen seine Truppen bereits die Positionen ein, aus der sie anderntags das Heer des Kaisers packten und vernichtend schlugen. Ein drittes Schreiben, abgesandt am 20. September 1812, war der verzweifelte Versuch des Kaisers, der sich vor einem Rückzug und der russischen Kälte retten wollte, den Zaren, den er, wie sämtliche gekrönten Häupter, für geistig beschränkt hielt, im falschen Augenblick zu einem Waffenstillstand zu bewegen. Er schickte einen Mittelsmann nach Petersburg und gab ihm einen langen, mit verschiedenartigsten Gefühlen schlaue dosierten Brief mit. Erst sprach er von dem Brande Moskaus und der angeblich eingestandenen Schuld der Russen. Er übertrieb den Umfang der Zerstörung, leugnete zugleich die militärische Bedeutung des entstandenen Schadens. Er spielte sich als Hüter und Bewahrer der verlassenen Stadt auf. «Die Feuerspritzen von Moskau waren zertrümmert oder weggeschafft, ein Teil der Waffen des Arsenal war Verbrechern gegeben worden, die uns veranlassten, einige Schüsse auf den Kreml abzufeuern, um sie daraus zu vertreiben. Aus Menschlichkeit und aus Interesse für Eure Majestät, habe ich dieselbe, als die russische Armee sie preisgab, in Verwahrung genommen . . . Ich habe Eure Majestät ohne Erbitterung bekriegt; einige Zeilen von Ihnen, vor oder nach der letzten Schlacht, hätten meinen Marsch aufgehalten, und ich hätte sogar gewünscht, um Ihretwillen den Einzug in Moskau aufgeben zu können. Wenn Eure Majestät mir noch etwas von Ihrer früheren Freundschaft bewahrt haben, werden Sie diesen Brief günstig aufnehmen.. .»⁶ Es war zu spät. Die Zauberei der Worte, auch wenn sie weiche Menschen wie den Zaren schwankend machen konnten, verfiel im Angesicht des nahen Winters nicht mehr. Die Kälte liess sich günstigenfalls noch überstehen, aber niemals überlisten.

Zwei Jahre später wurde vor Paris, wie einst vor Jena, ein französischer Offizier eingebracht, der sich als Parlamentär ausgab, und zum russischen Zaren geführt. Der Zar liess daraufhin den Oberst Orlow rufen und befahl, überall das Feuer einzustellen, und selbst «die entscheidendsten und aussichtsvollsten Angriffe» anzuhalten. Der Trick, der darauf folgte, ist uns überliefert: «Orlow entfernte sich mit dem französischen Offizier, von zwei Trompetern begleitet, und sprengte im Galopp in das von einer russischen Infanteriebrigade besetzte Dorf Pantin. Das Feuer hatte schon begonnen und sämtliche Kolonnen waren in Bewegung. Bei den Vorposten angelangt, liess er sofort das russische Feuer einstellen und befahl seinen Trompetern zu blasen. Gleichzeitig näherte sich der französische Offizier den Seinigen und tat hier gleichfalls dem Feuer Einhalt. Als sie aber den Franzosen 30 bis 40 Schritt nahegekommen waren, drängte sich der angebliche Parlamentär unter diese und verschwand, worauf sofort ein wütendes Geschrei und eine allgemeine Salve von Seiten der Franzosen den Wiederanfang der Feindseligkeiten verkündete und etwa zwanzig reitende Jäger auf Orlow . . . einsprengten.»⁷ Wer diesen ungeheuerlichen Trick befahl, ist uns nicht überliefert. Man möchte gern an ein Versehen denken. Dem widerspricht ein Vorgang aus der gleichen Zeit. In den letzten Märztagen des Jahres 1814 wurde mit den Alliierten wegen der Übergabe von Paris verhandelt. Vertreter der Verbündeten war Nesselrode, auf der französischen Seite sprachen Mortier und Marmont für Napoleon. Dem Fürsten Schwarzenberg wurde ein Brief Napoleons überreicht. Darin stand kurz und knapp zu lesen, er habe direkte Verhandlungen mit dem Kaiser von Österreich angeknüpft, man sei bereits in allen wichtigen Punkten einig, daher scheine es angemessen, den Angriff der Alliierten einzustellen. Doch der Fürst erkannte die Täuschung und legte den Brief den Monarchen vor.

Goethe glaubte, bei den Veränderungen, die der Krieg in der Menschenseele hervorruft, eine Art von Heuchelei be-

obachten zu können. (Er selbst liess seinen Diener an Plünderungen teilnehmen, wobei man keinerlei Bedenken hatte, aus einer alten Waffensammlung manches Stück sich anzueignen.) Nach Goethe ist die ganze Atmosphäre eines Feldzugs einer Säure zu vergleichen, die die Moral angreift. Und was er schreibt, sucht diesen Vorgang der Zerrüttung zu erklären: «So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebt man immer hin. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei . . .»⁸ Im Grunde tritt die Selbsterhaltung, dem Tode und der äussersten Gefahr nahe, bei vielen, bei den meisten Menschen, herrisch in den Vordergrund. Ein *modus operandi* ist das Überlisten.

7. Kapitel

Die Frau, die Rückzug und Ergebung ablehnt

Die Annahme ist zu gewagt, dass Enyo, die Göttin des mörderischen Krieges, einer Zeit entstammt, in der der Hochzeitskannibalismus¹ weit verbreitet und Frauen grösser, stärker, aggressiver als die Männer waren. Doch immer wieder stossen wir auf Bilder von Göttinnen und Frauen, die den Kampf nicht scheuen. Im Museum von Athen ist die schöne Bronze von Athene Promachos zu sehen, die mit erhobener Rechten entschlossen gegen alle Feinde vorgeht, siegesgewiss in Blick und Haltung. Gedrungen und kräftig von Gestalt gleicht sie der ägyptischen Astarte. Sie sieht nicht aus, als ob sie Gnade üben könne. Man wird daran erinnert, dass sie einst als Dämon des Gewitters und der Sturmnacht galt.

Plutarch hat uns Denksprüche von Spartanerinnen überliefert, nach denen Mütter ihre feigen Söhne töteten. Er rühmte ihre Tapferkeit im Kampfe. Auch von abartigem Todesmut bei Frauen hören wir. Die Jungfrauen von Miletos zeigten plötzlich ein Verlangen zu sterben. Viele erhängten sich im Stillen, alle Bitten und Tränen von Eltern und Freunden fruchteten nicht. Mehr als Legenden sind die Berichte aus der Ambronenschlacht. Die Römer hatten die Reihen der Germanen aufgerollt und näherten sich der Wagenburg. Hier bot sich ihnen ein nie gesehenes Schauspiel. Es «rückten Weiber mit Schwert und Beil heran, erhoben ein entsetzliches, herzhaftes Zetergeschrei und gingen ebenso gegen die Flüchtigen wie gegen die Verfolger vor. Die einen sahen sie als Verräter an, die anderen waren für sie Feinde. Sie warfen sich ins dichteste Gedränge der Kämpfenden, rissen mit blosser Hand den Römern ihren Schild herunter und packten das Schwert, ertrugen alle Wunden, liessen sich zusammenhauen – in ihrem wilden Mut bis in den Tod noch unbesieglich.»²

Anfälle rasender Verzweiflung erlebten die erstaunten Römer in der Cimbernschlacht, die auf der Ebene von Vercellae stattfand. Staubwolken nahmen auf dem Schlachtfeld jede Sicht. Die Riesenmasse der Germanen konnte auf die Römer keinen Eindruck machen. Die beiden Heere waren völlig unsichtbar. Marius lief selbst beim Angriff an dem Feind vorbei. Die heisse Sonne kämpfte für die Römer, die schweissbedeckten Cimbern suchten sich gegen die grelle Sonne zu schützen, indem sie ihre Schilde vors Gesicht hielten. Die Römer waren trotz der Hitze fähig, in vollem Lauf noch anzugreifen. So ging die Schlacht verloren. Die Cimbern flohen auf ihr Lager zu, «wo man Auftritte von höchst tragischer Art zu sehen bekam. Die Frauen standen in schwarzem Gewände auf den Wagen und töteten die Flüchtlinge, gleichviel, ob es Mann, Bruder oder Vater war. Ihre unmündigen Kinder erwürgten sie mit den Händen und warfen sie unter die Räder oder die Hufe der Lasttiere, worauf sie sich selbst den Tod gaben. Eine fand man sogar, wie die Sage geht, oben an der Deichsel aufgehängt, während ihre Kinder an den Knöcheln ihrer Füße mit Stricken angebunden hingen.» Die Selbstvernichtungswelle packte auch die Männer. Sie banden sich «in Ermangelung von Bäumen mit dem Hals an die Hörner und Füße der Ochsen, trieben sie dann an und wurden, wenn diese davonestürzten, zu Tode geschleift oder getreten».³ Die Cimbernschlacht scheint den Beweis dafür zu liefern, dass Tapferkeit und Todesmut nicht immer eng Zusammenhängen.

Aus Sippen treue wuchs den Stämmen der Germanen jener Mut, der sie im Kampf beseelte. «Es wird erzählt», berichtet Tacitus, «dass manche Schlacht, die schon verloren . . . war, durch Frauen wiederum zum Stehen kam, die flehten und dabei die Brust entblössten.»⁴ Die Germanen fürchteten die Sklaverei, vornehmlich aber bangten sie um ihre Frauen. Schon bei der Eheschliessung tauschte das Paar Schild, Speer und andere Waffen. Für diese Menschen war die Ehe eine Kampfgemeinschaft. Die Wehr war eine Art von Sakrament,

in dem göttliche Kräfte wohnten.⁵ Feige zu sein bedeutete für die Männer, den familiären «Fahneneid» zu brechen, eine Sünde zu begehen.

Was die gefangenen Frauen in einer eroberten Stadt zu erdulden hatten, erfahren wir aus der Belagerung von Cremona, bevor es Vespasian gelang, die Gegner zu besiegen. 40'000 Mann brachen in die gefallene Stadt ein, gefolgt von einem riesigen Tross, «in Ausschreitung und Plünderung noch besser erfahren». Wo ihnen junge Frauen oder gut aussehende junge Männer in die Hände fielen, «wurden sie bei den wilden Kämpfen derer, die sie in Besitz nehmen wollten, in Stücke gerissen, und schliesslich brachten sich die Räuber selber um».⁶ Dann flog die Fackel in die leeren Häuser und in die ausgeraubten Tempel.

Die Heere der Antike führten regelmässig Frauen mit sich. So war es bei dem Heer des Xerxes, vor allem hatte seine Garde dieses Privileg. Auch Xenophon vermochte es in seinem Heer nicht gänzlich zu verbieten. Zwar fügten sich die Krieger der Kontrolle, «ausser wenn einer etwa heimlich etwas durchbrachte, zum Beispiel, weil er an einem Knaben oder an einer schönen Frau hing».⁷ Auch Alexander der Grosse liess auf seinen Feldzügen bei den Gelagen manchmal Frauen zu. Und als Pyrrhus bei Tagesanbruch seinen Angriff gegen Sparta begann, erschienen die Frauen auf dem Kampfplatz, «um Pfeile zu reichen, Speise und Trank je nach Bedürfnis herbeizubringen und sich der Verwundeten anzunehmen».⁸ Vielleicht war das der noble Anfang eines späteren Marketendertums, wie wir es aus Mittelalter und der Dichtung Schillers kennen.

Wüste Orgien mit Tanz und Harfenspiel gab es bei den Feldzügen des überreichen Feldherrn Crassus. Auf den Kriegsgaleeren eines Lucullus befanden sich Badezimmer für Konkubinen und schwelgerische Lustgemächer. Nur in dem Heere Spartas fand man keine «Komödianten», Taschenspieler, Tänzerinnen, Sängerinnen. Man sollte glauben, in einer preussischen Armee könnten sich keine Frauen befun-

den haben. Doch sah ich im Etat des Regiments Wartensleben (1806) diese amtlichen Zahlen: «375 Pferde, 16 Wagen, 157 Knechte; hierzu kamen ausserdem noch 33 Weiber.»⁹

Beim Rückzug Napoleons aus Russland flüchteten die Frauen von den Offizieren zu den Besitzern rar gewordener Pferde. Ihre neuen «Beschützer» suchten sie nicht zu verstecken, wie es vorher die Offiziere taten. Sie zeigten unverhohlen ihre Beute vor. «Generale und eine Menge Offiziere aller Waffen», so lesen wir, «wandelten hier und da, truppweise an Stöcken zu Fuss, mitunter in die seltsamste Winterkleidung gehüllt, während in ihrer Mitte Tamboure oder nichtsnutziges freches Gesindel auf stolzen Gäulen sassen, vor sich im Sattel nicht selten galant gekleidete Damen, mit denen ziemlich auffallender Kurzweil getrieben werde.» Von anderer Seite wird uns mitgeteilt: «Der ungeheure Tross von Fuhrwerken aller Art, selbst sehr elegante Reisewagen, alle mit Beute beladen, mit Militärbeamten, Dienern, Weibern und selbst Kindern, folgte in unermesslichem Zuge den zahlreichen Geschützen und den Munitionswagen.»¹⁰ Von Zeit zu Zeit wurden von den überladenen Wagen Zucker, Kaffee, Pelze, Seide abgeworfen, die Frauen aber sorgsam festgehalten.

Die Aggressivität der Frau steht mit Trieben in Verbindung, die die Fortpflanzung sichern sollen; denn ohne Schutz vor Feinden muss die Brut zugrunde gehen. Die Natur hat diese Rolle, die eigentlich dem Mann geziemt, den Frauen aufgebürdet, weil sie für die Ernährung der Jungen sorgen und diese ihnen blindlings folgen. Der Mut der Frau, die wahre Wut des Widerstandes, kann sich selbst dann noch regen, wenn tapfere Männer schon verzweifeln, die Feiglinge sich in die Büsche schlagen.

Wo Männer oftmals schwer erschöpft sind von Kampf und Niederlage, zeigt die Frau noch frische Kräfte und ist moralisch ungebrochen. Als im Februar 1862 Kanonenboote der Union die Stadt New Orleans in Besitz genommen hatten, schrieb eine junge Frau aus den Südstaaten in ihr Tagebuch:

«Niemals werde ich den Tag vergessen, an dem die Feuer-
glocke erklang. Niemals habe ich mich so hoffnungslos und
so verloren gefühlt. Die verfluchten Generale, die unsere
Truppen hier kommandierten, liefen davon und liessen sie
allein . . . Nachdem bekannt wurde, dass die Kanonenboote
wirklich angekommen waren, verwandelte sich die ganze
Stadt, das Lager und alle Strassen, in einen Schauplatz der
wildesten Erregung. Nur die Frauen schienen keine Angst
zu kennen. Sie setzten sich alle für den Widerstand ein, ganz
gleich, wie hoffnungslos dieser Widerstand sein mochte.»¹¹
Und ein Offizier der Nordstaaten berichtet, als die Kanonen-
boote in New Orleans an Land gehen: «Die Frauen schwenk-
ten Rebellenfahnen und benahmen sich sehr aggressiv und
laut.» Durch ihre maskuline Haltung fiel in den Kämpfen um
Richmond eine irische Marketenderin auf, die zu einem New
Yorker Regiment gehörte: «Sie blieb an der Seite ihres Gat-
ten und weigerte sich, in Deckung zu gehen. Und jedesmal,
wenn sie einen Soldaten entdeckte, der sich zu drücken ver-
suchte, lief sie ihm nach, fasste ihn am Kragen und zwang ihn,
seinen Platz in den Reihen wieder einzunehmen, indem sie
ihn mit ‚. . . dreckiger, feiger Halunke‘ und anderen der-
ben Ausdrücken beschimpfte. Das Pfeifen der Granaten
schreckte sie nicht. Im schlimmsten Beschuss lief diese mutige
Frau zwischen den Soldaten umher und trieb sie an, den
Kampf fortzusetzen. Ihre einzige Waffe war – für Angriff und
Verteidigung – ein grosser Regenschirm, den sie unter dem
Arm trug.»¹²

Zola hat uns eine alte Französin geschildert, die, wie diese
Irin, das Gefühl hatte, von Männern, die ihr Leben lang so
wichtig taten, aufgegeben und im Stich gelassen zu werden.
Als die französischen Truppen sich vom Rhein zurückzogen,
mit blutenden Füßen und schwerem Herzen durch die leeren
Dörfer stampften, ging an einem Haus die Tür auf und eine
alte Frau erschien, sehr alt, sehr mager und mit blossen Ar-
men, die sie drohend hochhielt. Ihre grauen Haare waren zer-
zaust. Sie stiess in wilder Rage Worte aus, die kaum verständ-

lich waren. Erst lachten die Soldaten, doch dann hörten sie die Alte rufen: «Kanaillen, Schufte, Feiglinge, Feiglinge!» Sie spie den Männern auf dem Rückzug die Verachtung ins Gesicht. Durch alle Glieder der Soldaten schlich eine grosse Kälte. Die Leute senkten ihre Köpfe und sahen nach der Seite. Dann scheint das grosse dürre Weib in ihrem Zorn zu wachsen. Als wolle sie den Himmel mit umfassen, holt sie mit ihren Armen zu einer mächtigen Geste aus. «Feiglinge», schreit sie, «dort ist nicht der Rhein . . . Dort ist der Rhein, ihr Memmen, Memmen!» Den Soldaten kamen die Tränen, weil sie Beschimpfungen erdulden und anhören mussten, die sie nicht verdienten.¹³

Belagerungen, bei denen Verteidiger und Frauen in der Kampflinie eng zusammengedrückt sind, erlauben tiefen Einblick in ihr Seelenleben und in ihre Haltung gegenüber Feinden und Gefahr. Goncourt hat viele Bilder aufgezeichnet, bei denen sich der Krieg mit Aufruhr mischte, Sorglosigkeit mit Furcht, reiner Enthusiasmus mit Betrunkenheit. Weiblicher Mut macht auf den Literaten Eindruck, zumal er, wie so viele Künstler, nicht das Zeug zum Helden hat. Vom 26. Januar 1871 berichtet er: «Nun kommt es näher. Neue Batterien scheinen demaskiert. Geschosse platzen auf den Bahngleisen, jeden Augenblick ein neues, und unser Boulevard Montmorency wird von Leuten, die auf allen Vieren gehen, überschritten. Man kann allen jene schmerzliche Geisteswandlung anmerken, durch die allmählich der Gedanke an die Schande der Übergabe Gewohnheit wird. Immerhin, es gibt weibliche Energien, die noch widerstehen. Man erzählt von armen Frauen, die noch heute Morgen beim Warten vor dem Bäckerladen riefen: „Man soll unsere Rationen noch vermindern, wir sind bereit, alles zu ertragen, aber die Stadt soll man nicht übergeben.“¹⁴ Doch wenig später waren die Deutschen eingerückt. Fremde Soldaten schlenderten in Gruppen durch die Stadt, und Goncourt versichert, dass sie «ruhig und durchaus nicht aufreizend» waren. Obwohl die Kaufleute in einem Anschlag aufgefordert wurden,

die Läden zu schliessen, blieben sie offen. «Mitten unter Bürgern und Arbeitern, die ohne Aufregung das Fremde betrachten, sind nur ein paar alte Frauen, deren hochgradige Aufregung sich durch wütende Blicke und das Flüstern von Flüchen verrät, die sie im Gehen aus ihren zahnlosen Mündern gleichsam ausspucken.»¹⁵

Goncourt weiss auch meisterhaft den Typ der heldenhaften, seelisch ausser Rand und Band geratenen jungen Frau zu zeichnen. «Unter den Frauen ist eine sonderbar schön, schön von der unberührten Schönheit einer Parze. Sie ist ein braunes Mädchen mit gebrannten, welligen Haaren, Stahlaugen und roten Wangen, auf denen die Tränen eingetrocknet sind. Sie zeigt Verachtung, ihre Todesflüche beleidigen Offiziere und Soldaten . . . Der Mund, zugleich wütend und stumm, kaut gleichsam die Schmähungen, kann sie aber nicht laut werden lassen.»¹⁶ Die weniger Mutigen aber neigen nur leicht das Haupt, an Gläubige erinnernd, die lang und innig in der Kirche ihr Gebet gesprochen haben. Sie ergeben sich, dem Selbstmord nahe, doch nicht sündigen Menschen gleichend, nicht kapitulierend.

Wenn Kaiserinnen und Königinnen kranke, schwache Männer haben, so geht von selbst die Macht in ihre Hände über. Von ihrer Energie und von den Kräften, die sie inspirieren und beraten, hängt die Stärke ihres Einflusses ab, mag es sich nun um Vorbereitung, Ausbruch, Führung oder Abbruch eines Krieges handeln. Für Napoleon III., der krank und angegriffen schien, nur noch mühsam ging und wenig sprach, machte die Kaiserin Militärpolitik. Einmal trug sie dem Marschall Canrobert, den sie hatte zu sich bitten lassen, weit ausgespinnene Gedanken vor, die man in unseren Tagen Propaganda nennen würde. Sie wünschte, in jedem Dorf das Andenken eines einfachen, auf dem Felde der Ehre gefallenen Soldaten verewigt zu sehen. Sie wollte Liebe und Hingebung für die Fahne wecken. «In dieser Frau war kriegerisches Feuer. Als alles auf des Schwertes Schneide stand, will ein Ordonnanzoffizier des Kaisers von ihr den Ausspruch

vernommen haben, dass nur ein Krieg das Kaiserreich vor der Revolution zu retten vermöge, und von ihr ist die Äusserung am Teetisch vom Abend des 11. Juli 1870 überliefert: ‚Wenn nur Preussen und Spanien nicht nachgeben.‘»¹⁷ Die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Weissenburg nahm die Kaiserin mit grosser Ruhe auf. Obwohl es in Paris gährte, telegrafierte sie an den Kaiser, der in Metz weilte: «Heute Abend wird der Ministerrat zusammentreten. Sorgen Sie sich nicht. Ich bin überzeugt, dass Paris keinen Anlass zu Schwierigkeiten geben wird. Mut, mein teurer Freund . . . Ich bin ruhig und vertrauensvoll. Seien Sie es auch!»¹⁸ Selbst als die Nachricht vom Rückzug der Truppen kam, die Vorhänge im Palais von Saint-Cloud bereits abgenommen wurden, verliert sie nicht die Nerven und bleibt in der Stadt. Befehlston klingt in ihrem Telegramm an den Kaiser durch. Sie mischte sich in die Rückzugspläne ihres Gatten ein und schickte einen General ihrer Wahl (Palikao) nach Metz, worauf der überraschte Kaiser aufmuckte: «Die Sendung Palikaos nach Metz ist mir völlig unverständlich . . . Was die Armee betrifft, so darf nichts geschehen, ohne mich zu fragen.»¹⁹ Inmitten all des Wirrwarrs, so hiess es später, blieb ihr Denken klar und fest. Ihre Gedanken galten dem Vaterland, ihre Reden den Bemühungen, Frankreich zu retten und dem Kaiserreich zu einem ehrenvollen, des Namens Napoleon würdigen Ende zu verhelfen. Sie deutete an, dass sie den Kaiser, der sich auf dem Rückzug zur Maas und nach Sedan befand, kämpfend, führend und sich opfernd sehen möchte. Das Telegramm mit der Meldung, der Kaiser sei gefangen, nahm sie dem Überbringer mit dem Aufschrei aus der Hand: «Sie irren, nein! Er ist gefallen.»²⁰ Auch Bismarck kam diese Kapitulation sehr ungelegen, weil er die Volksbewegung viel mehr fürchtete. Der Versuch der Kaiserin Eugenie, den Rückzug aufzuhalten und den Thron zu retten, war heroisch. Was wir als heldenhaft empfinden aber ist nicht immer letzte Weisheit oder souveräne Staatskunst.

8. Kapitel

Rückzug und Machtverschiebung der Allianzen

Der ungetreue Bündnispartner

Die Kriegführung ginge nur die Spezialisten der Gewaltanwendung etwas an, wenn zwei von Anfang an bestimmte Grössen miteinander kämpften und wie die Einzelritter der Turniere in die Schranken träten. Je mehr aber die Technik auf dieser Erde die Entfernungen schrumpfen lässt, die Völker einander näher kommen und sich verflechten, um so begieriger greift jedes Land zum Bündnis im Ringen um die Übermacht, mag sie nun militärischer oder ideologischer Natur sein. Ein sicherer Weg, Alliierte wieder zu verlieren, ist die Niederlage, die sich im Rückzug anzudeuten scheint. Doch kann sie neben Furchtinstinkten gleichfalls Hilfsbereitschaft wecken und «Siegern» grössere Gefahren heraufbeschwören, als vor vereinzelteten Erfolgen zu erkennen war.

Das Wort von seltenen Freunden in der Not gilt auch für verbündete Völker. Es sind zumeist die kleineren Mächte, die dem geschlagenen Alliierten den Laufpass geben und sich dadurch zu retten suchen. Die früheren Gegner bieten allerlei Verlockungen, Vergebung und gegebenenfalls sogar Gewinn. Daher hofft der abfallende Bündnispartner, mit dem Übergang ins feindliche Lager wenigstens platonisch an einem künftigen grossen Siege teilzunehmen. Verträge werden gebrochen, die ohne echte Gemeinschaft der Interessen und Gefühle geschlossen worden sind. Napoleon hatte kurz vor der Schlacht von Jena in einer Rede an die Sachsen appelliert, ihr Bündnis mit den Preussen aufzugeben: «Sachsen, die Preussen haben euer Land überfallen. Ich betrete dasselbe, euch zu befreien. Ihr sollt euer Blut vergiessen, nicht nur für ein fremdes, sondern sogar für ein euch feindliches Interesse . . . Sachsen! Euer Los liegt jetzt in eurer Hand.

Wollt ihr im Zweifel stehen zwischen denen, die euch unterjochen, und denen, die euch schützen wollten? Meine Fortschritte werden die Existenz und Unabhängigkeit eures Fürsten, eurer Nation befestigen. Die Fortschritte der Preussen werden euch ewige Fesseln anlegen . . . Die Manen eurer Vorfahren, der tapferen Sachsen, werden sich entrüsten,. .. euer Land zu einer preussischen Provinz herabgewürdigt zu sehen.»¹

Die sächsischen Truppen kämpften anfangs noch Seite an Seite mit den Preussen. Doch dann bekam Fürst Hohenlohe vom sächsischen General Zeschwitz ein Schreiben, das eine ominöse Mitteilung enthielt: «Da sich die sächsischen Truppen nicht in der Verfassung befänden, um vor der Hand tätigen Anteil an den Operationen zu nehmen»², habe er sich nach Barby begeben, um die Auffrischung seines Korps durchzuführen und Befehle seines Dienstherrn aus Dresden zu erwarten. Er bat darum, die bei Magdeburg stehenden sächsischen Truppen nach Barby abrücken zu lassen. Diese Mitteilung war nichts anderes als ein schlecht verhüllter Vertragsbruch. Am 11. Dezember 1811 erging an die Rheinbundfürsten, denen damals auch Sachsen angehörte, der Befehl, die Kontingente für den Feldzug gegen Russland aufzustellen. Es kamen auf Bayern 30'000 Mann, auf Westfalen 28'000, auf Sachsen 26'000 Mann.³ In der Völkerschlacht bei Leipzig gingen die Sachsen von Neuem zu den Siegern über. Doch diese Wendung kam zu spät. Ganz Sachsen wurde russischer Verwaltung unterworfen. Es half nichts, dass die sächsische Garde, zusammen mit Badenern und Darmstädtern, bereits in Leipzig die Sieger «mit klingendem Spiel» empfangend, zu den Verbündeten übergeschwenkt war. Der russische Generalgouverneur, Fürst Repnin, sprach es offen aus: «Der König von Sachsen hat sich durch seine beharrliche Anhänglichkeit an den Feind der Menschheit sein Schicksal selbst bereitet. Als das Gefühl der Rechtlichkeit schon allgemein erwacht war, suchte der König die Flucht des Unterjochers ... zu decken . . . Bei diesem unseligen

Geschäft ward der König gefangen. Er ist in der Kriegsgefangenschaft der hohen Verbündeten.»⁴ Auf dem Wiener Kongress aber präsentierten sie die Rechnung: territoriale Forderungen an die späten, allzu späten Freunde.

Bündnishilfe

Dass Tiere oder Menschen auf den Hilferuf Bedrängter reagieren, ist ein wohltätiges Naturgesetz. Mit dieser Hilfsbereitschaft muss der überlegene Sieger rechnen. Den blutigen Kämpfen folgt das Ringen um den Friedensschluss. Hier mischen sich die anderen Völker ein. Geht es um Länderbeute, wacht ihr Appetit auf. Kompensationen nennen es die Diplomaten, in dunkler Formel ist von Gleichgewicht die Rede. (Ähnlich ist es bei den Tieren, die Hunger empfinden und mithalten möchten, wenn sie einen ihrer Gattung fressen sehen.) Dazu kommt Furcht vor einer nicht vorhersehbaren Übermacht des Siegers. So wie die Niederlage deprimiert, lässt Sieg die Lebensflamme höher lodern. Gleich Fussballmannschaften, die nach dem Erfolg Purzelbäume schlagen oder sich umarmen, zeigen Völker im Glücksrausch hypomanische Erregung. Doch gerade dann bedürfen sie des grossen Arztes, der die Gemüter lenkt, und einer Morphinumspritze.

Bismarck besass die einzigartige Begabung, im Kriege nicht nur einen Waffengang zu sehen. Das Militärische war für ihn nur eine Phase, bedeutsam zwar und unerlässlich, doch im Gesamtbild aller Umweltkräfte nur ein wichtiger Teil. Kein anderer nach Bismarck hat so klar erkannt, wie sich an allen Orten die Interessen, Ängste und Begehrlichkeiten fremder Mächte rühren, Eingreifen Dritter, also feindliche Verstärkung, droht, wenn nicht der Riegel eines raschen, massigen Friedensschlusses vorgeschoben wird. Auch können Niederlagen paradoxerweise manchmal moralisch und politisch stärken. «Die Misserfolge», meinte Napoleon auf

dem Rückzug aus Russland, «die Frankreich jetzt erlitten, werden alle Eifersucht auf uns beseitigen und aller Beunruhigung ein Ende machen, die durch unsere Macht und unseren Einfluss hat entstehen können. Man sollte nur noch einen Feind in Europa sehen: dieser Feind ist der russische Koloss.»⁵

In dem Verhalten anderer Mächte zu zwei sich bekriegenden Ländern sind die Prognose und die Vorbereitung für die Hilfeleistung und die Rückwärtsbewegung zu unterscheiden, die erfolgt, wenn die Erwartungen sich effektiv als falsch erwiesen haben. Bevor der Krieg von 1866 zum Ausbruch kam, war die Pariser öffentliche Meinung mehr auf Seiten Österreichs. Der Kaiser hielt einen längeren Krieg – sechs Monate, vielleicht ein Jahr – für wahrscheinlich. In Preussen, vor allem in der Rheinprovinz, sollte – so hiess es – schlechte Stimmung herrschen. In Italien dagegen kam es zu Begeisterungstürmen. Man sprach von 40'000 Freiwilligen, die zu den Fahnen strömten. Ein Italiener gab Canrobert die feste Versicherung: «Das Festungsdreieck wird uns nicht widerstehen; wir marschieren ohne Weiteres auf Wien.»⁶ Doch mit der Schlacht von Königgrätz, die den Preussen Sieg, den Österreichern die Niederlage brachte, waren sämtliche Pläne Frankreichs durchkreuzt. Man sprach allgemein von Intervention, doch nichts geschah. Zunächst verloren die verbündeten Italiener eine Seeschlacht, dann hatte plötzlich Bismarck, trotz aller Widerstände hoher Kreise, mit dem Verlierer Österreich einen Frieden geschlossen, der Österreich keinen Grund zu Klage oder zur Beschämung gab und auch die Bayern ganz besonders schonte.

Der Krieg war jetzt verhindert, aber nur verschoben. Im französischen Kriegsministerium wurden Vorbereitungen getroffen, doch vorerst nur auf dem Papier (9. Juli 1870). Am 14. Juli telegraphierte Canrobert seiner Frau: «Trotz grosser Baisse und energischer Kriegsgerüchte ist die Situation eher friedlich als kriegerisch.»⁷ Fünf Tage später erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs an Preussen. Die Franzosen rechneten mit italienischer und österreichischer Hilfe. Doch

Canrobert erhielt die Botschaft: «Die Italiener und die Österreicher seien augenblicklich noch nicht kriegsbereit. Paris sei mit der Kriegserklärung allzu rasch gewesen. Man brauche über einen Monat, ehe man marschfertig sei.»⁸ Die Verbündeten wollten offensichtlich zunächst das Ergebnis der ersten Kämpfe abwarten. Nach der französischen Niederlage bei Weissenburg folgten weitere Schlappen. Erregt erklärte Marschall Leboeuf: «Österreich verdanken wir die bedauerliche Lage ... Es hat uns seine Mithilfe versprochen, der auch die Italiens gefolgt wäre; schon vor der Kriegserklärung hat Erzherzog Albrecht verhandelt ... Er hat es erreicht, dass . . . die ganze seit 1867 vorbereitete Arbeit in 48 Stunden umgeändert werden musste. Zudem hat er die Ausführung unseres Offensivplanes bis zum Rhein zu verhindern gewusst... Noch bis in die allerletzten Tage erwarteten wir eine Kriegserklärung Österreichs.»⁹ Botschafter Fürst Metternich wurde in Paris mitten in der Nacht zur Kaiserin geholt. Auf die Berichte vom Rückzug der französischen Truppen erwiderte er kühl, dass die Nachricht tragisch wäre, «und um so tragischer, als nunmehr ein Bündnis [mit Frankreich] unmöglich geworden ist».¹⁰

Auch die letzten grossen Kriege haben den Zusammenhang von militärischem Erfolg oder Misserfolg mit dem Bruch und der Neubildung von Bündnissen in anderen Variationen aufgezeigt. Die Deutschen, die mit gewaltigen Vorstössen ihrer Heere begannen, standen zahlreicheren und letztlich übermächtigen Gegnern gegenüber. Bündnismöglichkeiten waren nicht mehr gegeben. Im letzten Weltkrieg sorgten die Japaner mit ihrem Angriff auf die amerikanische Flotte für einen weiteren und mächtigen Gegner, der ohne diesen Überfall die Kriegserklärung gegen Deutschland nicht so früh gefunden hätte. Die Gelegenheit zu einem Friedensschluss mit den geschwächten Feinden war verpasst.

Ähnlich war die Situation bereits im Ersten Weltkrieg. Die Franzosen hofften auf die Hilfe und Unbezwinglichkeit der russischen Armee. Als dieser Gegner mit der Revolution

militärisch und politisch geschlagen war, galt es, die Situation für einen Kriegsabbruch zu nutzen. Doch wusste man in Berlin diese Gunst des Himmels nicht in weiser Mässigung zu gebrauchen. Drei Wochen danach traten die Amerikaner in den Krieg ein. Sie kamen mit frischen Truppenkräften und neuer moralischer Unterstützung. Durch diese Kraftverschiebung war der Krieg für Deutschland ein für allemal verloren.

Im Zweiten Weltkrieg komplizierten sich die Bündnisfragen. Sie wurden nach jedem Sieg und jeder Niederlage neu gestellt. Holland, Belgien und Frankreich schieden in den ersten beiden Kriegsjahren aus. Am 10. Juni 1940 trat Italien in den Krieg ein. Bislang war es nur «aufmerksamer Beobachter», doch während der deutschen Siege verstärkten sich im Lande die Stimmen zugunsten des Eingreifens auf Seiten Deutschlands. Aus Frankreich aber wurden dringende Appelle an Amerika gerichtet. Am 14. Juni telegraphierte Reynaud an Roosevelt: «Von nun an vermag Frankreich den Kampf nur fortzusetzen, wenn Amerika eingreift und die Lage wendet, weil dadurch der Sieg der Alliierten gewiss ist. Die einzige Möglichkeit, die französische Nation zu retten, die Vorhut der Demokratien, und so auch England . . . liegt darin, dass noch heute das Gewicht der amerikanischen Stärke in die Waagschale geworfen wird. Es ist dies auch die einzige Möglichkeit, zu verhüten, dass Hitler, nachdem er Frankreich und dann England vernichtet hat, Amerika angreift.. .» Mit eindrucksvollem Pathos fuhr dann Reynaud fort: «Ich muss Ihnen in dieser schweren Stunde unserer wie Ihrer Geschichte sagen, dass, wenn Sie Frankreich nicht die Gewissheit des sehr baldigen Eingriffs der Vereinigten Staaten in den Krieg geben können, das Schicksal der Welt einen anderen Lauf nehmen wird. Dann werden Sie Frankreich untergehen sehen wie einen Ertrinkenden, der mit einem letzten Blick nach dem Land der Freiheit, von wo er Rettung erhoffte, versinkt.»¹¹ Aus Washington trifft die Entgegnung Cordell Hulls ein, dass es bedauerlicherweise nicht möglich sei, vom Kongress die Zu-

stimmung zur Kriegserklärung zu erlangen. Doch bald darauf warnte er eindringlich die Franzosen, ihre Flotte nicht den Deutschen auszuliefern. Zuvor hatte er Lord Lothian, den britischen Botschafter, zu sich gerufen und die voreilige Forderung gestellt, dass es für die britische Regierung ebenfalls höchste Zeit sei, ihre Flotte in amerikanischen Häfen in Sicherheit zu bringen. Amerika begann an Churchills Führungsfähigkeit und Glück zu zweifeln. Der englische Premierminister brauchte dringend Erfolge, einen Sieg, der den Massen wieder Mut machte. Ihn erhoffte man auf dem Wasser, im Mittelmeer und im Atlantik, zu erringen. Da sich die Franzosen geweigert hatten, ihre Flotte den verbündeten Engländern auszuliefern, wurde beschlossen, sie zu vernichten, bevor sie in deutsche Hände fallen konnte. So kam es zur Operation «Katapult». Die französischen Schiffe werden in England, Alexandria, Mers-el-Kebir und später in Dakar angegriffen. Die Franzosen sprachen von einem feindseligen Akt, den man nicht erwidern sollte, Marschall Pétain nennt es in einer Rundfunkansprache «Meuchelmord, Kain gegen Abel».¹²

Es ist müssig, sich auszudenken, was Bismarcks Staatskunst noch vor Jahresende 1940 aus einer solchen Lage gemacht hätte. Wahrscheinlich hätte er sich, ohne lang zu zögern, für einen überraschend günstigen Frieden mit Frankreich, Belgien und Holland entschlossen, der sie nicht nur vertraglich, sondern auch psychologisch zur inneren und äusseren Neutralität verpflichtet hätte. Damit aber wären Englands Hoffnungen betrogen gewesen, mit denen Churchill nach Dünkirchen sein Volk getröstet hatte: «Wir werden uns niemals ergeben . . . Das Weltreich würde, wenn England besetzt oder ausgehungert wäre, jenseits der Meere weiterkämpfen, bis – sobald es Gott gefällt – die neue Welt mit all ihrer Kraft und Macht zur Rettung und Befreiung der alten Welt vortritt.»¹³ In der unglaublichsten Verblendung aber fasste Hitler den Entschluss, die Russen anzugreifen. In der offiziellen Begründung für die Kriegserklä-

rung findet sich der Vorwurf, die Sowjets hätten alle Kräfte angriffsbereit an Deutschlands Grenze aufgefahren. Doch waren es die Deutschen, die in schnellstem Tempo vorwärtsrückten. Nach diesem Angriff aber wollte niemand mehr an Frieden und Verhandlung denken. Die Katastrophe konnte nur für kurze Zeit hinausgeschoben werden. Deutschland hatte sich die grössten und gefährlichsten Weltmächte achtlos auf den Hals geladen. Russland besass endlose Menschenmassen, Amerika technisches Wissen und den Apparat für eine gewaltige Rüstungsproduktion.

9. Kapitel

Rückzug als Rettung und als Schritt zum Siege

Kurz nach der Schlacht von Asculum erschien ein Mann, dem König Glück zu wünschen. Pyrrhus, der Weise, aber meinte: «Noch einen solchen Sieg . . . dann sind wir ganz verloren.»¹ Im Sprachschatz, weniger in den Köpfen derer, die Staaten leiten, lebt das Wort des Pyrrhussieges weiter. Für jeden Mächtigen aber kommt einmal der Augenblick des Rückzugs. Auch Götter müssen weichen, wenn die Gläubigen sie im Stiche lassen. Man duldet nur, dass sie im Reich der niederen Geister Zuflucht nehmen und, degradiert, noch eine Rolle spielen. Sie hausen, angezweifelt und verdrossen, im Bereich des Aberglaubens weiter und warten auf die Zeiten, da die Menschheit ihnen wieder Achtung schenkt. In bitterer Feldschlacht trafen die Titanen und die jungen Götter aufeinander. Die überwundenen Titanen wurden in das Innere des Erdreichs eingeschlossen. Sie waren überwunden, doch nicht tot. Und deshalb heisst es bei den Griechen: «Aber es stöhnte im Innern die riesige Erde, gramvoll sann sie auf böse, listige Abwehr.»²

Im Bürgerkrieg sind es die Generale, wie Tocqueville sagte, und in Revolutionen die Führer, die zuerst den Kopf verlieren. Dabei kommt es zu jenen Wahnsinnsszenen, die uns die Rückzugspanik lehrt. Man ergreift angeblich Verdächtige und Verräter, auch Frauen, und lässt sie ohne Urteil hinrichten. Bemerkenswert bei solchen Greueln der Bürgerkriege und Revolutionen ist die Gleichgültigkeit der grossen Masse. «Die Versailler morden in Paris und Paris weiss nichts davon», schrieb Lissagaray. «Die Nacht ist blau und sternhell und mit Frühlingsdüften gewürzt. Die Theater sind gedrängt voll. Die Boulevards strömen über von Leben und Fröhlichkeit; die strahlenden Cafés vermögen die Gäste kaum zu fassen.»³ – Die gleiche

Unbekümmertheit am Rande der Strassenkämpfe, bei denen es um Tod und Leben ging, fiel mir im Mai 1919 auf.

Kriegsmüde und geschlagene Völker, die nicht mehr an die günstige Wendung glauben, treten oftmals den Rückzug in Form von Revolutionen ins Innere des Landes an. Obgleich es nur die alte, schwache Regierung ist, die sie stürzen, so wird ein solcher Umsturz doch als «Sieg» empfunden. Psychologisch gesehen sind die Folgen eines Krieges also eigentümlich und bedeutsam. Sie sollten wachsam und klugen Siegern Anlass zur Selbstbesinnung geben, zumal sich gleiche Wirkung auch auf anderem Wege erzielen lassen müsste. Friedensbereitschaft, so scheint es, lässt sich auch in schwächerer Dosis injizieren. Die offene Niederlage ist in tiefster Seele schmerzlich und verletzt den Stolz der Massen. Wer solche wunden Stellen anrührt, muss mit Spannungen und Widerständen rechnen. Der Gegner, der bereits geschlagen schien, kann sich zum Gegenangriff erheben. Als in dem Bruderkrieg von 1866 die ersten Nachrichten von der verlorenen Schlacht bei Königgrätz eintrafen, erhoffte man in München, dass die Niederlage von Custozza ausgleichend auf den Rückschlag wirken würde. Stattdessen kam die Meldung von der grossen Panik, die bei der Reserve-Kavallerie in der Nähe von Gersfeld ausgebrochen war. Preussische Patrouillen waren überraschend aufgetaucht. Von irgendwoher kam der Ruf: «Die Preussen sind da.» Dann hiess es: «Wir sind umgangen!» Und zum Schluss wurde allgemein von «Verrat» gesprochen. Sieben schwere Reiterregimenter ergriffen die Flucht. «Die ganze Nacht hindurch fegten die Weissmäntel gespenstisch durch die fränkischen Dörfer. »⁴ Am letzten Kampftag nahm die bayerische Kavallerie Revanche, griff eine preussische Brigade an – Husaren und Dragoner –, warf sie mit grossem Schwung zurück. «Die Bayern waren glücklich über ihre gelungene Attacke», so berichtete ein süddeutscher Generalstabsoffizier, «nun konnten sie getrost nach Hause gehen. Ende gut, alles gut.»⁶ Ein solcher Teilerfolg mag militärisch zwar nicht von Bedeutung

sein; als Pflaster für die wundete Seele auf dem Rückzug ist er unersetzlich. Die grosse Staatskunst sollte ihn, so weit es möglich ist, in ihrer Verteidigungspsychologie bewusst verwenden. Goncourt klagte seine Regierung nach der Niederlage auf das schärfste an, weil sie den Kampf aufgab, obgleich es nicht an Menschen und an Waffen fehlte, «ohne Schlacht, ohne den kleinsten Sieg, ohne die kleinste mutige Tat, ja sogar ohne einen grossen, wenn auch unglücklichen Versuch, kurz und gut, ohne etwas Intelligentes oder Kühnes oder blind Heldisches die Verteidigung zur schmachlichsten aller geschichtlichen Zeiten gemacht zu haben».⁶

Wir halten es bereits für ein Symptom des Sieges, wenn einer von den Kämpfenden «das Feld räumt». Doch schon die alte Kriegslist einer Scheinflucht, die Gegner in die Falle der Vernichtung leitet, mahnt zur Vorsicht. «Gewonnenes» Gelände kann letztlich ein entscheidender Verlust sein. Die Niederlage, die die Römer am Trebia einzustecken hatten, ist nur ein Beispiel von sehr vielen anderen. Der starke Regen hinderte die Sicht. So wird man auch das Wort Antigonus des Zweiten von Mazedonien richtig verstehen müssen. Als er vor dem heranrückenden Feind zurückwich, sagte er: «Er fliehe nicht, verfolge nur den hinter ihm gelegenen Vorteil.»⁷

Häufig kam es auch zu Schlachten, bei denen keiner Sieger war. Im Kriege der Armeen des Cyrus mit Krösus «suchten sie einander in der Landschaft Pteria allen möglichen Abbruch zu tun. Es kam zu einer grossen Schlacht, in welcher auf beiden Seiten viel Volk blieb; endlich zogen sie sich, ohne dass eine Partei gesiegt hätte, bei einfallender Nacht auseinander.»⁸ In einem Krieg der Spartaner und Argier beschloss man eine Art von Gottesurteil vorzunehmen. Nur je 300 Mann aus den beiden Lagern kämpften miteinander. Sie schlugen sich mit gleicher Tapferkeit. Zwei Argier und ein Mann aus Lakedämon blieben übrig. Es kam zum Streit, denn beide Teile schrieben sich den Sieg zu. Die Folge war ein neuer Krieg, in dem der Sieg an Sparta fiel.

Kadmaeisch nannte man in Griechenland den «Sieg», bei dem sich beide Teile dezimierten, ohne dass einer trimuphierend das Schlachtfeld verlassen konnte. Sicher wird sich in einem künftigen Atomkrieg ähnliches ereignen, wenn Dritte, die keinen Finger rührten, als Eroberer übrigbleiben. Als noch die Körperkräfte des Soldaten entscheidend waren, müssen solche ausgeglichenen Schlachten öfter vorgekommen sein. In jenem legendären Kriege zwischen Minos und dem König Nisus mit der goldenen Strähne, an der angeblich das Glück des Reiches hing, ward keinem der Lorbeerkrantz beschert:

«Zum sechsten Mal schon wuchsen aufs Neue des Mondes Hörner; noch immer schwankte das Kriegsglück und lange schwebte die Göttin des Siegs zwischen beiden mit zweifelndem Fittich.»⁹

Als Massstab eines Sieges galten auch die feindlichen Verluste und Gefangenenzahlen, die Beute an Geschützen und Trophäen. Die Schlachtberichte über die Totenzahlen und das Beutegut stimmten freilich selten überein. Über die summarischen Feststellungsmethoden vor 150 Jahren meldet ein deutscher Offizier aus dem russischen Feldzug: «Die Chasseur ritten ein Viereck ab, stellten sich an dessen Ecken auf, worauf dann der Offizier in dem abgegrenzten Raum die Toten zählte. Dies Experiment schien er an mehreren Stellen zu wiederholen. Wie man mir sagte, so war dies das herkömmliche Mittel gewesen, die durchschnittliche Zahl der Toten auf einzelnen Punkten zu ermitteln.»¹⁰ In der französisch-österreichischen Schlacht bei Aspern (21./22. Mai 1809) war der Gewinn nur sehr gering. «Die Österreicher erbeuteten drei Kanonen und nach der ‚Relazion‘ 17‘000 Gewehre, gegen 3‘000 Kürasse und 2‘500 Gefangene. Eine Fahne und 6 Kanonen gingen verloren.» Gegen die erbeuteten Kürasse haben die Franzosen eingewendet, dieselben seien doppelt gerechnet. Die französischen Kürassiere waren auf Brust und Rücken, die österreichischen nur auf der Brust gepanzert. Es ist also möglich, dass jede Hälfte für ein ganzes genommen ist.¹¹

Der Typus einer unentschiedenen Schlacht war Borodino (7. Sept. 1812), obgleich die Russen sich dann weiter nach dem Osten zurückzogen. Aufrufe, religiöse Feiern und Paradeuniformen für den grossen Tag bereiteten die blutige Begegnung vor. Die Phasen dieser Schlacht sind oft beschrieben worden. Über den Ausgang berichtete ein deutscher Offizier, der auf Seiten Russlands kämpfte: «Nach und nach schwieg das Geschütz. Rauch und Nebel bedeckten das Schlachtfeld, eine vollkommene Stille lagerte ringsumher und liess uns die Ereignisse des verhängnisvollen Tages bedenken. Noch war der erlittene Verlust nicht in Zahlen zu fassen, aber man hatte das ungefähre Bewusstsein seiner furchtbaren Grösse. Jedoch durfte man sich eingestehen, nicht unterlegen zu sein, sondern, alles gegeneinander gerechnet, wenigstens im gleichen Vorteil mit dem Feind geblieben zu sein. Waren auch einige hundert Schritte Raumes verloren gegangen, so standen wir noch immer auf dem Kampfplatz, hatten keine Gefangenen, keine Trophäen eingebüsst. Der Mut und die Kraft des Heeres waren ungebrochen, und alles, was noch aufrecht stand, verlangte und hoffte für den folgenden Tag die Erneuerung des Kampfes.»¹²

Tolstoi hat dieser Schlacht nicht beigewohnt. Doch haben sich Berichte von Augenzeugen, seine Offizierserfahrung und bewundernswerte Einfühlung zu einem Bild vom Ausgang dieses unentschiedenen Ringens vereinigt, das wohl der Wirklichkeit sehr nahekommt: «Dunst und Wolken zogen sich zusammen, und es tropfte auf Tote und Verwundete, auf erschreckte, erschöpfte und verzweifelte Menschen, als ob es damit sagen wollte: Genug, genug, ihr Menschen! Lasst ab!... Besinnt euch, was ihr tut! Den ohne Speise und Rast erschöpften Mannschaften von der einen und der andern Seite begann gleicher Zweifel darüber zu erstehen, ob es ihnen noch gezieme, sich gegenseitig zu vernichten, und auf allen Gesichtern war Schwanken zu gewahren, und in jeder Seele erhob sich nur die eine Frage: ‚Warum, wofür morde ich und werde selbst gemordet? Mordet, wen ihr wollt, tut

was ihr wollt, aber ich will nicht mehr!’ Gleich erstarrt war gegen Abend in jeder Seele der Gedanke und jede Minute kam stärkeres Entsetzen diese Menschen an über das, was sie taten, und sie hatten das Verlangen, alles im Stich zu lassen und zu fliehen, wohin es auch sei.»¹³

Der Rückzug hat von jeher einen schlechten Ruf. Das Urteil, das ihm anhängt, die Offenbarung schlimmer, sonst vertuschter Unzulänglichkeiten, der Widerspruch von Mannesmut und Chaos, sie alle haben dem «Absetzen» vom Gegner, das nur nach rückwärts vor sich gehen kann, Teufelsgestalt gegeben. Dem Rückzug folgen Abkehr und Abfall von Verbündeten, ganz ohne Rücksicht auf besondere Situationen, in denen er hilfreich und nützlich ist. In früheren Zeiten wurde das Tabu des Rückzugs nicht so radikal gehandhabt. Bei den Germanen galt er nur als Taktik, zumal man plötzlich wieder vorzudringen plante. Plutarch erzählt von den Spartanern: «Machte der Feind kehrt und war die Schlacht gewonnen, so dehnten sie die Verfolgung nur so weit aus, als sie den Sieg durch die völlige Flucht des Feindes sichern konnten. Dann gingen sie sogleich zurück. Sie hielten es für ebenso unedel wie ungrisch, Menschen niederschlagen und zu morden, welche bereits aufgegeben und ihre Stellung geräumt hatten.»¹⁴ Merkwürdigerweise treffen wir den gleichen Edelmut beim Elefanten wieder. Er stürzt sich rasch und wütend auf den Gegner, verfolgt ihn aber selten eine weite Strecke und es genügt ihm, ihn verjagt zu haben und «Herr des Feldes geblieben zu sein».¹⁵

Wir können also Rückzugstypen unterscheiden: einmal war der Gegner siegreich eingedrungen und drohte, sich das Land zu unterwerfen. Statt sich dem Feind zu stellen, wich die verteidigende Armee Schritt für Schritt zurück, bis der Gegner seine Kräfte verbraucht hatte. Dem Angegriffenen aber erwachsen neue Energien aus der inneren Erhebung, dem starken Gefühl der Heimatverbundenheit und den klimatischen Besonderheiten. Der Angriffssieg wurde mit Hilfe eines Rückzugs in die Niederlage umgewan-

delt. Im zweiten Fall war der erste Vorstoss geglückt. Weite Gebiete des Gegners waren besetzt. Der Krieg dagegen schwelte weiter ohne wirkliche Entscheidung. Mächtige Völker, die bislang abseitsgestanden hatten, die zögerten, solange sich der Geschlagene noch halten konnte, traten ihm im Angesicht einer Niederlage zur Seite. Das Gleichgewicht der Kräfte wurde verschoben, und nur der konstruktive Rückzug – politisch, militärisch, psychologisch – konnte den Angreifer noch retten. Rühmloser, echter, ungedankter Heroismus führt zu der Entscheidung.

So war es auch mit Quintus Fabius Maximus, den Rom nach den Niederlagen gegen Hannibal zum Diktator bestimmte. Von ihm erhoffte man Rettung, sein Alter und seine Eigenschaften legten eine ganz bestimmte Taktik nahe. Er war entschlossen, Hannibal nicht eine Schlacht zu liefern, sondern «dessen aufloderndes Feuer durch die Zeit, dessen Mangel durch Überfluss an Geldmitteln und endlich dessen beschränkte Anzahl an Truppen durch überlegene Massen aufzureiben und zu erschöpfen».¹⁶ Er hielt sich durchwegs auf den Höhen auf, um Reitereiangriffe zu vermeiden; er liess sich nicht auf einen Kampf ein, doch folgte er dem Heere Hannibals, um Unruhe und Besorgnis zu verbreiten. Der Feldherr ging zu Methoden der verbrannten Erde über, liess Ernten und Häuser anzünden, damit sie Hannibal nicht in die Hände fielen. Aber er scheute das Risiko eines Gesamteinsatzes und liess nur kleinere Gefechte zu, um die bedrückten Soldaten Roms durch leichtere Erfolge wieder aufzurichten. Doch das römische Volk, die Soldaten und sogar die Offiziere murrten. Wenn sich der Feldherr aber auf ein grösseres Gefecht einliess, so kam es häufig vor, dass er umkehren musste. Jetzt fiel das Volk in Rom mit Tadel und Verachtung über ihn her. Sein eigener Reiteroberst, Minucius, verhöhnte ihn öffentlich: «Er richtete sogar an die Freunde des Fabius die Frage: ob er vielleicht die Arme hoch hinauf in den Himmel heben wolle, nachdem er auf die Erde verzichtet, oder ob er sich hinter Wolken und Nebel verstecke, um dem

Feind zu entlaufen?»¹⁷ Als man Fabius riet, durch eine kühne Tat all dem Geschwätz ein Ende zu machen, entgegnete er unbewegt, er fürchte sich nicht vor Spott und bösen Worten. «Furcht um das Vaterland ist keine Schande.» Auch Hannibal machte sich über das Zaudern seines Gegners lustig. «In Wahrheit aber beschlich ihn im Stillen die Sorge, dass er es künftig mit einem Feldherrn zu tun haben werde, der keineswegs mit einem Flaminius und Sempronius zu vergleichen sei, und dass die Römer jetzt endlich, durch Unglück klug geworden, sich nach einem Feldherrn umgesehen hätten, der Hannibal ebenbürtig sei.»¹⁸ Erst die Schlacht von Cannae, die Rom die grosse Niederlage brachte, führte zum Stimmungsumschwung im Volke. «Was man vor der Schlacht bei Fabius nur Feigheit und Mangel an Feuer genannt hatte, erschien nach der Schlacht alsbald als eine gewisse übermenschliche Berechnung, als ein höherer göttlicher Grad von Einsicht, die schon aus einer so grossen zeitlichen Entfernung die Dinge kommen sieht, welche man kaum glauben konnte, als man sie in Wirklichkeit erfahren musste. Deswegen vereinigten sich jetzt in Rom alle noch vorhandenen Hoffnungen auf seine Person, und man nahm seine Zuflucht zu der Intelligenz dieses Mannes, wie zu einem Tempel und Altar.»¹⁹

Der Kriegskunst eines Fabius glich in mancher Hinsicht die Taktik des russischen Generals Kutusow. Der alte Herr, wie die deutschen Offiziere ihn in seinem Stabe nannten, hatte in seinem langen Leben verlernt, Menschen zu überschätzen und Erfolge zu bewundern, an Unbesieglichkeit und Fetischismen imposanter Art zu glauben. Die jüngeren Offiziere und Soldaten aber waren von seiner Ermüdungsmethode durch den Rückzug nicht begeistert. Von russischen Gefangenen wurde berichtet, dass sie von ihren Generalen mit Erbitterung sprachen und meinten, «Russland werde unterliegen und einen Frieden schliessen müssen, wie ihn ... Napoleon begehre».²⁰ Genau wie Fabius musste Kutusow den Tadel aus den eigenen Reihen, in seinem Stab ertragen.

«So endeten die Gefechte bei Krasnoi», schreibt Woldemar von Löwenstern, «wo Kutusow die schönste Gelegenheit entschlüpfen liess, zuletzt noch durch eine ausserordentliche Tat den ganzen Feldzug zu krönen (17. November 1812). Aber Kutusow wollte nicht. Er hatte den kleinmütigen Grundsatz des kleinmütigen Daun angenommen, dass man dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen müsse und hielt seine Zurückhaltung, die eigensinnige Lähmung des Eifers und der Kampfbegierde seiner Generale und Soldaten für lautere Weisheit. ‚Was sollen wir Leute opfern‘, sagte er, ‚die Umstände, Hunger, Elend, Frost tun ja schon mehr als unsere Waffen. Sie werden alle umkommen, ohne dass wir eine Hand zu rühren brauchens«²¹ Die Worte, die der besiegte Kaiser Napoleon auf St. Helena niederschrieb, gaben ihm recht: «Die Kälte, die mit dem 7. November angebrochen war, nahm plötzlich zu . . . Die Wege waren mit Glatt-eis überdeckt: die Kavallerie-, Artillerie- und Trainpferde fielen jede Nacht in Menge um, nicht bei Hunderten, sondern bei Tausenden; vor allem die deutschen und französischen Pferde. Über 30'000 Pferde kamen in wenigen Tagen um; fast unsere ganze Kavallerie war unberitten, unsere Artillerie und Transportwagen waren ohne Bespannung. Wir mussten einen grossen Teil unserer Kanonen im Stich lassen und zerstören, sowie einen grossen Teil unseres Kriegs- und Mundvorrats .. ,»²² Ein Heer, das ohne Artillerie und Kavallerie war, das von der Kälte und dem Hunger angefallen wurde, war ohne Schlacht geschlagen und zersprengt. Die Altersweisheit Kutusows, er wolle sich nicht «wie ein toller Husar avanturieren», trug reiche Frucht. Zusammen mit der Weite seines Landes und der Härte seines Winters ging er als Sieger dieser Schlachten in die Weltgeschichte ein.

Schon im Oktober hatte das Genie Napoleon die Gefahr geahnt, wie wir gesehen haben. Sein ganzes Wesen war verändert. Er stöhnte: «Die Sache wird ernst. Immer wieder schlage ich die Russen, aber das führt zu nichts .. . Dieser verdammte Kutusow wird die Schlacht nicht annehmen.»²³

Vier Wochen später, an der Beresina, kämpfte die klein-
gewordene Grande Armée sich panisch über Brücken, die
für sie nicht die vielgenannten «goldenen» Brücken waren.

In den letzten fünfzig Jahren ist es zweimal vorgekom-
men, dass zäh ringende Völker miteinander jahrelange Kriege
führten. Im Ersten Weltkrieg führte ein erster deutscher Vor-
stoss an der Westfront weit ins Feindesland. Dann hatten sich
die Kräfte ausgeglichen, die Zeit war voll von kleinen wech-
selnden Erfolgen, die eine letzte Entscheidung trotz der Er-
mattung der Truppen in die Ferne rückten, bis schliesslich,
wie aus Himmelshöhen, der Entsatz kam, die Macht von
aussen, die den Ausschlag gab. Deutschland konnte über das
eroberte Territorium hinaus nicht vordringen. Statt an Rück-
zug wurde an den «Endsieg» gedacht, den es bei dieser inter-
nationalen Lage gar nicht geben konnte. In Aussicht stand
nur ein mittelmässiger, gelinder Friede, der Zeit für eine
bessere Bündnis- und Innenpolitik gewähren würde, um
Deutschland weniger gefürchtet und auf diesem Wege ein-
bruchssicherer zu machen. Der Erste Weltkrieg, der die drei
grössten Staaten Europas gegen uns zusammenführte, war
eine Warnung. Er hätte uns mit Selbstkritik erfüllen müssen.
Wie war es möglich, die Konfliktsituation nicht früher zu er-
kennen, sie zu beseitigen, heisse Funken auszutreten, mit
Weitsicht drängenden Gefahren auszuweichen und sich allein
auf Tapferkeit und Waffentechnik zu verlassen?

Kurz nach der Marneschlacht Mitte September 1914 und
bald nachdem die Russen in Brest-Litowsk durch die Frie-
denserklärung Trotskys aus dem Kampfe ausgeschieden
waren, bestand die Möglichkeit für einen Rückzug, der es
gestattet hätte, den Kopf verhältnismässig ungeschoren aus
der Schlinge zu ziehen. Die Siege bei Tannenberg und an den
Masurischen Seen, der Vorstoss bis zur Marne und Italiens
unvorhergesehenes Zögern, Feilschen und Lavieren hatten
jeden Siegesüberschwang gedämpft. Entscheidend war in
dieser Lage, Frankreich Frieden und Räumung, überraschend
und versöhnend einen günstigen Abschluss anzubieten, die

Freiheit Belgiens wiederherzustellen und den entstandenen Schaden zu vergüten. Man durfte es nicht England überlassen, die belgische Neutralität propagandistisch ungeheuer wirksam zu beschützen. Noch war der Stolz der Franzosen, nach dem Erfolg in der Marneschlacht, nicht allzusehr verletzt. Es wäre nicht unwahrscheinlich gewesen, dass ein deutscher «Rückzug» in dieser oder jener wohlbedachten Form den Deutschen einen unbarmherzigen Frieden und einen zweiten Krieg erspart hätte. Die nächste grosse Rückzugsmöglichkeit ergab sich Anfang 1918. Ich gebe hier die Planung wieder, die ich vor vierzig Jahren schon entwickelt habe.^{23a}

Rückzugsprojekt des Jahres 1918

15. Februar 1918: Deutsches Friedensangebot: Räumung Belgiens, Flottenabkommen mit England, status quo ante mit Frankreich. Entschädigung für alle Verluste bis zum 15. Februar 1918. Parlamentarisches Regime nach englischem Muster in Deutschland, als «Erfolg» für Wilson.
20. Februar: Ablehnung durch Frankreich und England. Unsicherheit bei den Vereinigten Staaten von Amerika, Belgien und Italien.
25. Februar: Deutscher Verdun-Angriff. Völlige Abschnürung am dritten Tage. Angriff gegen die Westfront der Festung unter Bildung einer Doppelfront nach dem Inneren Frankreichs.
3. März: Starke englische Flandernoffensive zur Entlastung der Franzosen. Langsame und planmässige Rückwärtsbewegung der deutschen Front zwischen Rethel und Ostende.
5. März: Abwehr aller französischen Gegenangriffe an der Westfront von Verdun durch Gegenstoss frischer deutscher Truppen und stärkste Artillerieentfaltung. Artillerieangriff gegen die Aussenwerke, von Osten, Norden und Süden einsetzend.

10. März: Starker deutscher Schlag gegen die nachdrängenden Engländer durch frische Divisionen in freiem Felde, nachdem die Engländer gegen eine vorbereitete deutsche rückwärtige Stellung angelaufen waren . . . Nach dem Erfolge langsames Wiedereingliedern in die zurückgehende Armee. Zerstörung aller Bahnen und Brücken in Nordfrankreich.
15. März: Neues deutsches Friedensangebot. Terminsetzung bis zum 20. März. Vorbereiteter Ansturm der Rechtsparteien gegen das demokratische Regime. Parole: «Auch die Demokratie bekommt keinen Frieden! «Einsetzen der Propaganda der «Levée en masse» in Deutschland durch die Demokratie und die Arbeiterparteien. Propaganda für ein Bündnis mit Russland. Radikaler Arbeitervertreter als Kriegsminister, Munitionsminister, Innen- und Justizminister.
20. März: Schwere Niederlage der englischen Armee in freiem Felde zwischen Gent und Brüssel durch neu auftretende Manövrierarmeen, eine nördliche Armee, bestehend aus zwölf deutsch-österreichisch-ungarischen Divisionen, und eine starke motorisierte bewegliche deutsche Südgruppe, die von Mons nach Norden vorstösst. Verdun in verzweifelter Lage.
25. März: Nach dem Fall Verduns Erklärung des Kaisers: Um alle Volkskräfte freizumachen, sei er zum Rücktritt entschlossen. Eintritt als Divionskommandeur. Ernennung eines besonders tüchtigen Majors zum Führer dieser Armee.
30. März: Erreichung der aufs Stärkste ausgebauten Maasstellung. 50 Ost- und österreichische Divisionen besetzen die Rheinlinie und beginnen die Armierung. Gebiet zwischen Maas und Rhein wird zum Kriegsgebiet erklärt. Die Verdun-Stellung wird langsam bis zur Flusslinie geräumt.
1. April: Antrag des provisorischen Arbeiterpräsidenten der deutschen Republik an Wilson, die Friedensvermitt-

- lung als Retter der Menschheit in die Hand zu nehmen.
5. April: Deutschland und Österreich erklären sich mit erheblichen Konzessionen an Italien auf dem Balkan einverstanden. Antransport deutscher Divisionen nach der Südfront wird von Innsbruck über die Schweiz gemeldet.
 10. April: Die Vereinigten Staaten von Amerika, Italien und Belgien erklären ihre Bereitschaft, in Friedensverhandlungen einzutreten.
 15. April: Frankreich schliesst sich nach Ministerkrise, in der Clémenceau gestürzt wird und Poincaré seinen Abschied einreicht, den Friedensverhandlungen an.
 20. April: England erklärt sich unter der Bedingung, dass Deutschland die eroberten Kolonien nicht zurückverlangt und wegen künftiger U-Boot-Kriege Zusagen macht, bereit, Verhandlungen zu beginnen. Deutschland stimmt zu und erklärt seinerseits, wegen der U-Boot-Frage sich den Beschlüssen einer internationalen Konferenz zu fügen, die für alle Nationen gültig sein sollen.
 25. April: Waffenstillstand ... usw.

«Ich sehe die Einwendungen, die man gegen diesen Plan machen kann», habe ich seinerzeit geschrieben. «Aber er berücksichtigt alle die psychologischen Faktoren, auf denen Regierung und Oberste Heeresleitung achtlos herumtrampelten. Wilson, der darauf brannte, dem bravsten, demokratischsten Friedenskinde den goldenen Apfel zu geben, Belgien, das sein Land nicht noch einmal Schlachtfeld werden lassen wollte, Italien, das irgendeinen Erfolg mitbringen musste, um sich vor der Volkswut zu retten, Frankreich, dessen kochende Kriegsmüdigkeit nur immer wieder durch die Lebensgefahr aufgerüttelt wurde, England schliesslich, das mit einer – seinen alten Seeräuberinstinkten entsprechenden – Beute nach Hause kam, die Kanalküste gesäubert sah und nicht gesonnen war, den Krieg allein fortzuführen.»

Nur grosse innenpolitische Veränderungen konnten die deutsche Kriegsentschlossenheit, die einen Tiefpunkt erreicht hatte, wieder heben und sie – nach dem russischen Zusammenbruch an der Ostfront – dem Westen hart vor Augen führen. Es war von allen Mitteln, die noch zur Verfügung standen, die «ultima ratio regis», wie es einst auf den preussischen Geschützen hiess, ein schreckendes Medusenhaupt für alle, die das Gruseln lernen wollten. Man hatte nur die Wahl zwischen einem Frieden und dem allgemeinen Umsturz, den Punkten Wilsons und den «Punkten» von Lenin. Ein solcher Rückzug hätte auch die Sieger vor sich selbst bewahrt. Es wäre niemals zum Caesarenwahnsinn von Versailles gekommen. Sieg aber ist ein Rauschgift. Er verwirrt die Sinne. Je länger wir um Sieg gerungen haben, je mehr der letzte Rest von Menschenkräften hergegeben wurde, um so begieriger wird er genossen, desto betäubender ist seine Wirkung. In langen Jahren hatte sich so viel Furcht und Hass angesammelt, so schwer war die Erschöpfung der Besiegten, dass auch für einen mächtigen Vermittler wenig übrigblieb. Ein schlechter Friede musste unvermeidlich folgen, nicht eine neue lebensfähige Ordnung. Das Kriegsbeil wurde zwar begraben, die Kriegsursachen aber lebten fort.

Auch im Zweiten Weltkrieg waren die Chancen für einen ehrenvollen Rückzug gegeben. Nach der Überrennung Frankreichs und dem Waffenstillstand, der Torpedierung der französischen Flotte durch die Engländer war es möglich, Pétain und seinem Volk den Frieden anzubieten. Mit der Räumung des Landes hätte man die Verpflichtung erreichen können, im Kampf gegen England eine neutrale Haltung Frankreichs zu bewirken. Für Metz und Strassburg hätte eine Mittellösung vorgeschlagen werden können, den des neutralen Zwischenstaates, der zusammen mit den Benelux-Gebieten von der Nordsee bis zum Alpenvorland reichte. Stattdessen wurde alles verloren, und potentielle Gegner in Europa konnten weiter auf den Gegensatz mit Frankreich hoffen. Frankreich und sein Kolonialland wären unver-

sehr geblieben, sein Selbstgefühl aufs Sorgsamste geschont gewesen. Schliesslich wäre nur noch England und das Empire übriggeblieben. Schon Churchill hatte, als der Sieg der Deutschen sicher schien, dem amerikanischen Partner Möglichkeiten angedeutet, es könne dahin kommen, in den Häfen jenseits des Atlantiks Zuflucht suchen zu müssen. «Die Mitglieder der gegenwärtigen Regierung würden», so teilte er dem amerikanischen Botschafter mit, «sehr ernstlich Gefahr laufen, im Sturm unterzugehen . . . Sollten die Mitglieder der gegenwärtigen Regierung weggefegt werden und ihre Nachfolger geneigt sein, unter Ruinen Verhandlungen aufzunehmen, so dürften sie nicht aus dem Auge verlieren, dass unser einziges Tauschmittel Deutschland gegenüber die Flotte sei, und dass, wenn die Vereinigten Staaten England seinem Schicksal überliessen, niemand das Recht hätte, die verantwortlichen Männer der Stunde zu tadeln, weil sie für die Überlebenden die bestmöglichen Bedingungen herausgeholt hätten.»²⁴ Churchill nannte diese Aussicht einen Alptraum. Er selbst lehnte solche Schritte ab, doch fügte er die Drohung hinzu: «Es ist klar, dass ich für meine Nachfolger nicht bürgen kann, für Männer, die auf dem Gipfel der Verzweiflung und der Ohnmacht sehr gut gezwungen sein könnten, sich auf die Forderungen Deutschlands einzulassen.»²⁵ Schliesslich war bekannt, dass Hitler England-freundlich war. Wir wissen auch, dass leichte Rückzugsmöglichkeiten stets die Kraft des Widerstandes unterhöhlen. England war zögernd und nur zusammen mit Frankreich in den Krieg gezogen. Es wäre sicher der Verlockung von gemässigten Vorschlägen für baldige Verhandlungen erlegen. Noch vor dem Herbst des Kriegsjahres 1940 hätte Deutschland durch Anspruchslosigkeit und kluge – darf man sagen: unüberwindlich günstige – Bedingungen einen Frieden erhalten können, der tausendfache Frucht getragen hätte. Vielleicht wäre England dadurch das Empire bewahrt geblieben.

Noch ehe die Alliierten am 6. Juni 1944 in Frankreich gelandet waren, ein halbes Jahr bevor die Russen ein starkes

Überlegenheitsgefühl gewonnen hatten, bestand für eine Spaltung der Alliierten eine schwache Aussicht. Als alles viel zu spät und rettungslos verloren war, wurde der Gedanke wieder ins Spiel gebracht. Der Krieg brach in sich selbst zusammen. Der General, der auf die Meldung, es seien keine Waffen mehr vorhanden, antwortete: «Wir werden dann ohne Waffen weiterkämpfen»* fällt kurz darauf im Kampf. Im Krieg aber ist blosser Selbstvernichtung biologisch-militärisch sinnlos.

In unserer Zeit hat sich die Rückzugsproblematik, das Absetzen vom Feinde, das Ausweichen vor seiner Waffenwirkung und das Verstecken radikal verändert. Von einer Führungsnahme mit dem Gegner wird in künftigen Kriegen nicht die Rede sein, denn man erreicht ihn auch auf die allerweiteste Entfernung. Die Erde ist wahrhaftig rund geworden, man findet weder Front noch Hinterland. Flucht ist veraltet und vergeblich, denn die Raketen überspannen Wüsten, Meere, Berge, Kontinente; um ihnen zu entgehen, müsste man auf andere Himmelskörper fliehen. Die Dunkelheit der Nacht, die grauen Nebelschleier, der dichte Urwald vermöchten noch zu helfen, doch diese Rettungsmöglichkeit wird durch die Flächenwirkung von Atomgeschossen aufgehoben. Wahllos vernichten sie weithin, was sich im weiten Umkreis eines Zieles befindet: Nichtkämpfer, Lazarette, Kinder, Alte, Stäbe und Soldaten.

Als einst der Coltrevolver erfunden wurde, hiess es rühmend, er habe Gleichheit in die Welt gebracht. Erst ein Atomkrieg wird das riesenhafte Einheitsopfer schaffen, Vernichtung walten lassen, um Vernichtung abzukürzen. Der «gute, alte Rückzug» wird, wenn solche Zeiten kommen, wie ein Idyll vergangener goldener Zeiten anmuten und nur der Kriegsgeschichte angehören. Für sie ist dieses Buch geschrieben.

* «Und er fuhr fort: «Wir haben ja schliesslich eine Idee.» Werner Haupt: Berlin 1945 S. 138 – Ideen ohne Waffen und Waffen ohne Einsicht, was mag wohl für die Völker schlimmer sein?

Quellenverzeichnis

1. *Kapitel: Der Rückzug ~ Phänomen der Selbstbehauptung*

- 1 Lorenz, Konrad: Das sogenannte Böse. Wien 1964, S. 133 ff.
- 2 Sallust: Bell. Jugurth., CVII
- 3 Lorenz, a. a. O., S. 180
- 4 Hastings Encyclopedia of Religion and Ethics. Bd. X. Edinburgh 1918, S. 158
- 5 Homer: Odyssee, XIV, 276-279
- 6 Homer: Ilias, I, 496
- 7 Zur Redensart «put in big licks» (sich schwer anstrengen) heisst es im Slang Dictionary, London 1901, S. 215, dass es sich hier um eine seltsame Phrase handele.
- 8 Xenophon: Anabasis I, 5, 1
- 9 Brehms Tierleben. Bd. II. Leipzig 1900, S. 46
- 10 Ebenda, Bd. III, S. 215
- 11 Ebenda, Bd. I, S. 129
- 12 Ebenda, Bd. I, S. 132
- 13 Tacitus; Annalen II, 17
- 14 2. Moses 17, 11
- 15 Hastings Encyclopedia, S. 154. – Vgl. auch Lods, Adolphe: Israel, London 1932, S. 212
- 16 Homer: Ilias, V, 736 f.
- 17 Oldenberg, Hermann: Die Religion des Veda. Stuttgart 1923, S. 66
- 18 Grimmelshausen, Hans Jakob Christoph von: Der abenteuerliche Simplicissimus. Köln o. J., S. 175
- 19 Grimm, Jakob: Deutsche Rechtsaltertümer. Bd. II. Leipzig 1922, S. 588
- 20 Homer: Ilias, III, 88-94
- 21 Plutarch: Romulus, 16
- 22 Coulanges, Fustel de: Der antike Staat. Berlin 1907, S. 248
- 23 5. Moses 2, 3 und 4
- 24 Thukydides V, 10
- 25 Plutarch: Fabius Maximus, 4
- 26 Ebenda, 5
- 27 Plutarch, Numa, 12
- 28 Thukydides, VII, 76
- 29 Xenophon: Anabasis II, 5, 7
- 30 1. Samuel 15, 15
- 31 2. Samuel 5, 24

- 32 Plutarch: Themistokles 15; Xenophon: Anabasis I, 8, 18
33 Plutarch: Theseus 27
34 Plutarch: Alexander, 31
35 Grant, Michael: Mythen der Griechen und Römer. Zürich
1962, S. 452
36 Meyer, Elard Hugo: Mythologie der Germanen. Strassburg
1903, S. 344
37 Ebenda, S. 370
38 Klessmann, Eckart: Napoleons Russlandfeldzug in Augen-
zeugenberichten. Düsseldorf 1964, S. 70
39 Ebenda, S. 273
40 Molkonskij, Michael: Die ersten russischen Freiheitskämpfer
des 19. Jahrhunderts. Zürich 1946, S. 286
41 Tascher, Maurice de: Journal de Campagne d'un Cousin
de l'impératrice. Paris 1933, S. 138
42 Caesar, Bell. civ. III, 90
43 Tacitus, Annalen II, 14
44 Zitiert nach Verdy du Vernois, Julius von: Im Hauptquartier
der zweiten schlesischen Armee. Persönliche Erinnerungen an
den Krieg 1870-71. In: Deutsche Rundschau 1895, Bd. I,
S. 220
45 Vgl. Meerheim, Richard von: Erlebnisse eines Veteranen
der Grossen Armee während des Feldzugs in Russland 1812.
Dresden 1860, S. 3, 8 und 23
46 Bismarck, Otto von: Gedanken und Erinnerungen. Bd. II.
Stuttgart 1898, S. 91; vgl. auch S. 93
47 Benoist-Méchin, Jacques: Der Himmel stürzt ein. Düsseldorf
1958, S. 115
48 Livius VII, 6, 4
49 2. Kön. 3, 27
50 Plutarch: Themistokles, 13
51 Cicero, zitiert nach Stempflinger: Antiker Volksglaube.
Stuttgart 1948, S. 29
52 Vgl. Oldenberg, a. a. O., S. 508
53 Stengel, Paul: Die griechischen Kultusaltertümer. München
1890, S. 43 ff.
54 Herodot IX, 33
55 Stengel, a. a. O., S. 45
56 Vgl. Stempflinger, a. a. O., S. 74
57 Plutarch: Alexander, 73
58 Plutarch: Kimon, 18
59 Plutarch: Lakonische Denksprüche, 77
60 Plutarch: Artaxerxes, 11 und 13
61 Plutarch: Crassus, 19

- 62 Ebenda, 23
- 63 Plutarch: Brutus, 48
- 64 Klessmann, a. a. O., S. 62
- 65 Verdy du Vernois, a. a. O., S. 123
- 66 Plutarch: Nikias, 2
- 67 Aristophanes, Plutos, 88-92
- 68 Thukydides, I, 140
- 69 Plutarch: Moralische Schriften. Denksprüche von Königen und Feldherrn
- 70 Plutarch: Pyrrhus, 29
- 71 Thukydides, V, 75
- 72 Josephus: Bell. jud. III, 100
- 73 Plutarch: Caesar, 38
- 74 Stempflinger, a. a. O., S. 177
- 75 Plutarch: Marius, 14
- 76 Sallust: Bell. Jugurth. XLV
- 77 Caesar: Bell. civ. III, 73
- 78 Erinnerungen aus den Feldzügen 1806 bis 1815. Aus den hinterlassenen Papieren eines Militärarztes (Dr. Wilhelm Meier), 1785-1853. Karlsruhe 1854, S. 80
- 79 Livius XXII, 25
- 80 Carlyle, Thomas: Friedrich der Grosse. Berlin 1905, S. 423
- 81 Ebenda, S. 425 f.
- 82 Livius XXII, 54
- 83 Goethe, Johann Wolfgang: Kampagne in Frankreich. Belagerung von Mainz. Tagebuch vom 7. Oktober 1792. München 1962 (dtv-Gesamtausgabe 27), S. 74
- 84 Clausewitz, Karl von: Vom Kriege. 1. Teil, XIII, und 2. Teil, XXV, Hamburg 1963
- 85 Schramm, Percy E. (Hrsg.): Die Niederlage 1945. Aus dem Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht. München 1962 (dtv-Band 80/81), passim.
- 86 Benoist-Méchin, a. a. O., S. 282
- 87 Flower, Desmond/Reeves, James: The War 1939-1945. London 1960, S. 304
- 88 Ebenda, S. 315
- 89 Carlyle, a. a. O., S. 425
- 90 Drews, Wolfgang: Die klirrende Kette. Baden-Baden 1947. S. 269
- 91 Benoist-Méchin, a. a. O., S. 456
- 92 Lorenz, Konrad: Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen. München 1964 (dtv-Band 173), S. 129 ff.

2. Kapitel: Die Elemente des kausalen Vorfelds

- 1 Foertsch, H.: Frundsberg. In: Cochenhausen, Friedrich von: Führertum. Berlin 1930, S. 78
- 2 Lehmann, Max: Scharnhorst. Bd. I. Leipzig 1886, S. 218 ff.
- 3 Ebenda
- 4 Arndt, Moritz: Kleine Schriften über Zeitereignisse in den Jahren 1806-1814. Leipzig 1815, S. 4 ff.
- 5 Klessmann, a. a. O., S. 221
- 6 Lorenz, a. a. O., S. 173
- 7 Klessmann, a. a. O., S. 234
- 8 Canrobert, Marschall: Erinnerungen eines Jahrhunderts. Berlin 1912, S. 337 f.
- 9 Benoist-Méchin, a. a. O., S. 266
- 10 Ledebur, August Freiherr von: Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 und 1807. Berlin 1855, S. 3
- 11 Tascher, a. a. O., S. 1 ff.
- 12 Klessmann, a. a. O., S. 391
- 13 Vgl. Meerheim, a. a. O., S. 2 ff.
- 14 Austin, Victor: Der amerikanische Bürgerkrieg in Augenzeugenberichten. Düsseldorf 1963, S. 60 f.
- 15 Ebenda, S. 75
- 16 Braeker, Ullrich: Der arme Mann im Tockenburg. Freiburg 1951, S. 100
- 16a Hentig, Hans von: Mein Krieg. Berlin 1919, S. 8
- 17 Meerheim, a. a. O., S. 221
- 18 Plutarch: Tiberius Gracchus, 9
- 19 Vgl. Sallust; Bell. Jug., XLII
- 20 Klessmann, a. a. O., S. 113
- 21 Canrobert, a. a. O., S. 164
- 22 Ebenda, S. 166
- 23 Smith, Howard K.: Last Train from Berlin. New York 1942, S. 91
- 24 Churchill, Winston Spencer: Reden 1938-1940. New York 1941, S. 231
- 25 Tolstoi, Leo N.: Krieg und Frieden II, 13. Teil [Reclam-Ausgabe]. Stuttgart 1952, S. 3
- 26 Shakespeare, William: König Heinrich IV. Zweiter Teil, I, 1
- 27 Plutarch: Alexander, 72
- 28 Tacitus: Annalen II, 13
- 29 Sueton: Caesar, 36
- 30 Plutarch: Caesar, 16
- 31 Plutarch: Antonius, 43
- 32 Cochenhausen, a. a. O., S. 184

- 33 Collins, Austin: Von Prinz Eugen. Anthropophyteia 1913,
S. 354 ff.
- 34 Cochenhausen, a. a. O., S. 199
- 35 Carlyle, a. a. O., S. 114
- 36 Ebenda, S. 121
- 37 Ebenda, S. 510
- 38 Christe, Oskar: Napoleon u. seine Marschälle. Wien 1906, 8.47
- 39 Menge, August: Die Schlacht von Aspern. Wien 1901, S. 70
- 40 Austin, a. a. O., S. 273
- 41 Meerheim, a. a. O., S. 283
- 42 Vgl. Christe, Oskar: Erzherzog Karl und die Armee. Wien
1906, S. 6
- 43 Verdy du Vernois, a. a. O., S. 129
- 44 Xenophon: Anabasis II, 6
- 45 Ebenda, 11
- 46 Plutarch: Marius, 7, 14
- 46 Canrobert, a. a. O., S. 301
- 47 Cochenhausen, a. a. O., S. 200
- 48 Klessmann, a. a. O., S. 135
- 49 Tolstoi, a. a. O., 10. Teil, S. 31
- 50 Klessmann, a. a. O., S. 252
- 51 Treuenfeld, Bruno von: Auerstedt und Jena. Hannover 1893,
- 52 Beilagen S. 167
- Lehmann, a. a. O., S. 478
- 53 Ebenda, S. 492
- 54 Canrobert, a. a. O., S. 322
- 55 Ebenda, S. 268
- 56 Ebenda, S. 297
- 57 Vgl. die deutsche Ausgabe: Churchill, Winston Spencer:
Der Zweite Weltkrieg. Band II, 1. Bern 1949, S. 188.
- 58 Benoist-Méchin, a. a. O., S. 307
- 59 Ebenda, S. 536
- 60 Flower/Reeves, a. a. O., S. 470
- 61 Heiber, Helmut (Hrsg.): Lagebesprechungen im Führer-
hauptquartier. München 1964, S. 276 (dtv-Band 120/121)
- 62 Vgl. ebenda, S. 297 f.
- 63 Plutarch: Pelopidas, 1
- 64 Haupt, Werner: Berlin 1945. Hitlers letzte Schlacht. Rastatt
1963, S. 54
- 65 Klessmann, a. a. O., S. 316
- 66 Ebenda, S. 318
- 67 Bailleu, Paul: Die Schlacht von Auerstedt. Eigenhändige
Relation König Friedrich Wilhelms III. In: Deutsche Rund-
schau, Bd. I, S. 305

- 69 Ebenda, S. 465
- 70 Xenophon: Anabasis III, 49
- 71 Ebenda, 47
- 72 Plutarch: Marius, 7
- 73 Plutarch: Caesar, 18
- 74 Plutarch, Antonius, 43
- 75 Klessmann, a. a. O., S. 243
- 76 Xenophon: Anabasis III, 4, 46
- 77 Ebenda, III, 2, 39
- 78 Wiedergegeben von R. v. L.: Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzug der unter dem Kommando des Fürsten zu Hohenlohe . . . gestandenen Truppen. Teil 2. Tübingen 1809, S. 115
- 79 Ebenda, S. 116
- 80 Klessmann, a. a. O., S. 169
- 81 Christe, Oskar: Erzherzog Karl und die Armee. Wien 1906, S. 73
- 82 Ebenda, S. 24
- 83 Benoist-Méchin, a. a. O., S. 102
- 84 Flower/Reeves, a. a. O., S. 23
- 85 Haupt, a. a. O., S. 19
- 86 Flower/Reeves, a. a. O., S. 316

3. Kapitel: Frühsymptome der Rückzugsbereitschaft

- 1 Hentig, Hans von: Über den Zusammenhang von kosmischen, biologischen und sozialen Krisen. Tübingen 1920, S. 42
- 2 Hentig, a. a. O., S. 9
- 3 Andrejew, Leonid: Das rote Lachen. Berlin 1906, S. 92
- 4 Goncourt, Edmond de: Tagebuch der Belagerung von Paris. München 1924, S. 60
- 5 Andrejew, a. a. O., S. 93
- 6 Canrobert, a. a. O., S. 169
- 7 Goncourt, a. a. O., S. 37
- 8 Zola, Émile: Le Débâcle. Paris 1899, S. 151
- 9 Haupt, a. a. O., S. 73
- 10 Brehms Tierleben. Bd. III, S. 324
- 11 Ledebur, a. a. O., S. 77
- 12 Klessmann, a. a. O., S. 191
- 13 Ebenda, S. 217
- 14 Amtlicher Bericht s. E. des Herrn Generals Grafen von 1813. Wrede. Münchner politische Zeitung vom 7. November

Geschichtliche Darstellung der Schlacht bei Hanau am 30. Oktober 1813. Von einem Augenzeugen. Hanau 1814, S. 93

- 15 Bericht s. E. des Herrn Feldmarschall-Leutnants Grafen von Fresnel im österreichischen Beobachter vom 10. November 1813, S.88
- 16 Benjamin, René: Private Gaspard. New York 1917, S. 68
- 17 Tagebuch des Sergeanten Gaston Robert, gefallen am 20. Februar 1915 bei Combres. Metz 1915, S. 7
- 18 Barbusse, Henri: Das Feuer. Zürich 1917, S. 364 ff.
- 19 Robert, a. a. O., S. 9
- 20 Andrejew, a. a. O., S. 50 ff.
- 21 Plutarch, Paulus Aemilius, 25
- 22 Plutarch, Brutus, 36 ff.
- 23 Canrobert, a. a. O., S. 76 ff.
- 24 Goncourt, a. a. O., S. 7
- 25 Ebenda, S. 8
- 26 Haupt, a. a. O., S. 83 f.

4. Kapitel: Erscheinungsformen des Rückzugs

- 1 Livius XXII, 4-7
- 2 Plutarch, Crassus, 22
- 3 Ebenda, 22-31
- 4 Krausse, Robert: Weimar in den Jahren 1806 und 1813. Neues Archiv für Sächsische Geschichte. Bd. IV. Dresden 1883, S. 223 ff.
- 5 Klessmann, a. a. O., S. 304
- 6 Ebenda, S. 306
- 7 Austin, a. a. O., S. 106 ff.
- 8 Ebenda, S. 110
- 9 Robert, a. a. O., S. 25
- 10 Barbusse, a. a. O., S. 372 ff.
- 11 Vasse, Jean Gontier de: Ich komme soeben aus England. Berlin 1941. S. 14 f.
- 12 Flower/Reeves, a. a. O., S. 83
- 13 Benoist-Méchin, a. a. O., S. 346
- 14 Ebenda, S. 369
- 15 Ebenda, S. 445
- 16 Drews, a. a. O., S. 257 ff.
- 17 Haupt, a. a. O., S. 168 ff.
- 18 Canrobert, a. a. O., S. 80
- 19 Vgl. ebenda, S. 38

- 20 Ebenda, S. 70
- 21 Vgl. Dumond, D. L.: A History of the United States. New York 1942, S. 467
- 22 Plutarch: Marius, 21
- 23 Plutarch: Lucullus 27
- 24 Ebenda, 28
- 25 Plutarch: Crassus, 23
- 25 a Benjamin, a. a. O., S. 108
- 26 Benoist-Méchin, a. a. O., S. 407
- 27 Ebenda, S. 517
- 28 Vgl. Hicks, John D.: The American Nation. Boston 1946, S. 735
- 29 Plutarch: Marcellus, 14 fr.
- 30 Plutarch: Moralische Schriften. Denksprüche von Königen und Feldherrn
- 31 Plutarch: Pyrrhus, 21
- 32 Zimmer, Heinrich: Altindisches Leben. Berlin 1879, S. 298
- 33 Hantsch, Hugo: Der deutsche Bauernkrieg. Würzburg 1925, S. 182
- 34 Benoist-Méchin, a. a. O., S. 125
- 35 Ebenda, S. 217
- 36 Ebenda, S. 247
- 37 Ebenda, S. 167
- 38 Simonow, Konstantin: Die Lebenden und die Toten. Berlin 1963, S. 55
- 39 Plutarch: Crassus, 27
- 40 Vgl. Tacitus: Annalen I, LXII
- 41 Thukydides VII, 75
- 42 Ledebur, a. a. O., S. 24
- 43 Meerheim, a. a. O., S. 222
- 44 Benjamin, a. a. O., S. 89
- 45 Ebenda, S. 110
- 46 Austin, a. a. O., S. 98
- 47 Goncourt, a. a. O., S. 62
- 48 Vgl. Richter 7, 18 und Buch Hiob 39, 24
- 49 Caesar: Bell. civ. III, 92
- 50 Plutarch: Kleomenes, 2
- 51 Brehms Tierleben, Bd. II, S. 131
- 52 Plutarch: Crassus, 23
- 53 Braeker, a. a. O., S. 109
- 54 Whitman, Walt: Leaves of grass. Dirge for two veterans.
- 54a Hentig, Hans von: Bamberg-Berlin. Ein Beitrag zur Geschichte Napoleonischer Umfassungs-Strategie. Heidelberg 1925, S. 18

- 54b Treuenfeld, a. a. O., S. 167
- 55 Livius XXI, 55
- 56 Erinnerungen . . . eines Militärarztes, S. 107
- 57 Plutarch: Crassus, 25
- 58 Herodot III, 25
- 59 Herodot VIII, 115
- 60 Klessmann, a. a. O., S. 262 f.
- 61 Herodot III, 25
- 62 Niemeyer, J. L.: Denkwürdige Neuigkeiten jüngst vergangener und gegenwärtiger Zeit. Heft 1. Leipzig 1814, S. 33
- 63 Goncourt, a. a. O., S. 136
- 64 Benjamin, a. a. O., S. 69
- 65 Klessmann, a. a. O., S. 119
- 66 Ebenda, S. 114
- 67 Plutarch: Antonius, 47
- 68 Plutarch, Marius, 26
- 69 Tascher, a. a. O., S. 120
- 70 Austin, a. a. O., S. 219
- 71 Andrejew, a. a. O., S. 7 f.
- 72 Erinnerungen . . . eines Militärarztes, S. 89
- 73 Klessmann, a. a. O., S. 263
- 74 Ebenda, S. 329
- 75 Austin, a. a. O., S. 298 f.
- 76 Goethe, a. a. O., Tagebuch vom 7. Oktober 1792, S. 74
- 77 Plutarch, Crassus, 22
- 78 Carlyle, a. a. O., S. 416
- 79 Plutarch: Nikias, 21
- 80 Thukydides VII, 44 ff.
- 81 Tacitus: Historiae III, 23
- 82 Livius XXII, 46
- 83 Vgl. Plutarch: Alexander, 26
- 84 Ebenda, 60
- 85 Plutarch: Crassus, 19
- 86 Richter 5, 4 und 5
- 87 Ebenda, 5, 20
- 88 Lods, Adolphe: Israel. London 1932, S. 339
- 89 Plutarch: Marius, 21
- 90 Goethe, a. a. O., Tagebuch vom 6. September 1792, S. 32
- 91 Ebenda, Tagebuch vom 29. September 1792, S. 59
- 91a Richter, 5, 4
- 92 Plutarch: Alexander, 17
- 92a Plutarch: Lucullus, 24
- 92b Plutarch: Kimon, 16
- 93 Plutarch: Valerius Publicola, 9

- 94 Meldung der Associated Press vom 9. April 1942
- 95 Herodot VII, 37
- 95a Vgl. Plutarch: Nikias, 23
- 96 Plutarch: Paulus Aemilius, 17
- 97 Plutarch: Timoleon, 8
- 98 Plutarch: Lucullus, 8

5. Kapitel: Entfesselung primitiver Triebe durch den Rückzug

- 1 Sueton, Caesar, 69
- 2 Ebenda, 70
- 3 Plutarch: Crassus, 30
- 4 Ledebur, a. a. O., S. 18
- 5 R. v. L.: Bericht eines Augenzeugen, 1. Teil (16. Oktober 1806), S. 213
- 6 Klessmann, a. a. O., S. 304
- 7 Bericht des Sächsischen Majors Scheffel in dem Anhang zu den Erlebnissen eines Veteranen der Grossen Armee. Dresden 1860, S. 205
- 8 Vgl. Canrobert, a. a. O., S. 641
- 9 Goethe, a. a. O., Tagebuch vom 11. Oktober 1792, S. 81
- 10 Klessmann, a. a. O., S. 263
- 11 Meerheim, a. a. O., S. 171
- 12 Bartsch, Rudolf: Volkskrieg in Tirol. Wien 1905, S. 53 f.
- 13 Xenophon: Anabasis VI, 1, 17
- 14 Plutarch: Lucullus, 14
- 15 Tacitus: Historiae III, 26
- 16 Plutarch: Lucullus, 34
- 16a Tacitus III, 25
- 17 Krausse, a. a. O., S. 231 ff.
- 18 Klessmann, a. a. O., S. 268
- 19 Ebenda, S. 312
- 20 Ebenda, S. 344
- 21 Austin, a. a. O., S. 307
- 22 Ebenda, S. 172
- 22a Bericht der Süddeutschen Zeitung, München, vom 30.4.1965
- 22 b Haupt, a. a. O., S. 141
- 23 Weil, Alexander: Der Bauernkrieg. Berlin 1907, S. 157
- 23a Klessmann, a. a. O., S. 345
- 24 Austin, a. a. O., S. 276
- 25 Ebenda, S. 278
- 26 Ebenda, S. 286

- 27 Vgl. Buelau, Friedrich: Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen. Bd. III. Leipzig 1851, S. 377
- 28 Goncourt, a. a. O., S. 191
- 29 Andrejew, a. a. O., S. 97 f.
- 29a Goncourt, a. a. O., S. 22
- 30 Plutarch: Alexander, 21
- 31 Krausse, a. a. O., S. 232
- 32 Tascher, a. a. O., S. 119
- 33 Drews, a. a. O., S. 223
- 34 Haupt, a. a. O., S. 226

6. Kapitel: Die Überlistung durch den Waffenstillstand und die Kapitulation

- 1 Treuenfeld, a. a. O., S. 422
- 2 R. v. L., a. a. O., 2. Teil. S. 280 ff.
- 3 Ledebur, a. a. O., S. 12
- 4 Ebenda, S. 12f.
- 5 R. v. L., a. a. O., 2. Teil, S. 222
- 6 Klessmann, a. a. O., S. 224
- 7 Buelau, a. a. O., S. 366 fr.
- 8 Goethe, a. a. O., Tagebuch vom 3. September 1792, S. 29

7. Kapitel: Die Frau, die Rückzug und Ergebung ablehnt

- 1 Wendt, Herbert: Das Liebesleben der Tiere. Hamburg 1962, S. 167 ff.
- 2 Plutarch: Marius, 19
- 3 Ebenda, 27
- 4 Tacitus: Germania, 7 und 8
- 5 Vgl. ebenda, 18
- 6 Tacitus: Historiae III, 33
- 7 Xenophon: Anabasis IV, 1, 14
- 8 Plutarch: Pyrrhus, 29
- 9 R. v. L.: 2. Teil. S. 170
- 10 Klessmann, a. a. O., S. 250
- 11 Austin, a. a. O., S. 127
- 12 Ebenda, S. 170
- 13 Zola, a. a. O., S. 41
- 14 Goncourt, a. a. O., S. 129
- 15 Ebenda, S. 151
- 16 Ebenda, S. 222
- 17 Canrobert, a. a. O., S. 198

- 18 Ebenda, S. 207
- 19 Ebenda, S. 232
- 20 Ebenda, S. 252

8. Kapitel: Rückzug und Machtverschiebung der Allianzen

- 1 R. v. L.: a. a. O., 2. Teil, S. 117
- 2 Ebenda, S. 213 ff.
- 3 Vgl. Klessmann, a. a. O., S. 29
- 4 Buelau, a. a. O., S. 354
- 5 Klessmann, a. a. O., S. 328
- 6 Canrobert, a. a. O., S. 148
- 7 Ebenda, S. 150
- 8 Ebenda, S. 154
- 9 Ebenda, S. 171
- 10 Ebenda, S. 192
- 11 Benoist-Méchin, a. a. O., S. 345
- 12 Vgl. ebenda, S. 549 und 620
- 13 Churchill, a. a. O., S. 350

Kapitel: Rückzug als Rettung und als Schritt zum Siege

- 1 Plutarch, Pyrrhus, 21
- 2 Hesiod: Théogonie, 159
- 3 Lissagaray, Prosper: Geschichte der Kommune von 1871. Stuttgart 1894, S. 287
- 4 Richter, Werner: Ludwig II. Zürich 1959, S. 129
- 5 Ebenda, S. 136
- 6 Goncourt, a. a. O., S. 113
- 7 Plutarch: Moralische Schriften. Denksprüche von Königen und Feldherrn
- 8 Herodot I, 69
- 9 Ovid: Metamorphosen VIII, 11 ff.
- 10 Klessmann, a. a. O., S. 190
- 11 Menge, a. a. O., S. 183
- 12 Klessmann, a. a. O., S. 186
- 13 Tolstoi, a. a. O., II, 10. Teil, Kap. 35
- 14 Plutarch: Lykurg, 22
- 15 Brehms Tierleben, Bd. III, S. 23
- 16 Plutarch: Fabius Maximus, 5
- 17 Ebenda, 14
- 18 Livius XXII, 12

- 19 Plutarch: Fabius Maximus, 17
- 20 Klessmann, a. a. O., S. 238
- 21 Ebenda, S. 290
- 22 Ebenda, S. 319
- 23 Ebenda, S. 257
- 23a Hentig, Hans von: Psychologische Strategie des Grossen Krieges. Heidelberg 1927, S. 119fr.
- 24 Benoist-Méchin, a. a. O., S. 123
- 25 Ebenda, S. 207

Hierzulande



Carl Amery (Hrsg.):

Die Provinz, Kritik einer Lebensform (359)

Heinrich Böll: **Hierzulande**
Aufsätze zur Zeit (sr 11)

Ernst Deuerlein (Hrsg.):
DDR Geschichte und Bestandsaufnahme
(347 dok.)

Bernt Engelmann: **Meine Freunde – die Millionäre**
(375)

Günter Gaus: **Zur Person**
Porträts In Frage und Antwort
(324)

Anne Rose Katz (Hrsg.):
Vierzehn Mutmassungen über das Fernsehen, Beiträge zu einem aktuellen Thema (190)

Richard Kaufmann:
Gebrannte Kinder, Die Jugend in der Nachkriegszeit
(338)

Georg Picht:
Die deutsche Bildungskatastrophe (349)

Theo Stammen (Hrsg.):
Einigkeit und Recht und Freiheit – Westdeutsche Innenpolitik 1945-1955 (286 dok.)

Thilo Vogelsang:
Das geteilte Deutschland
dtv-Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts
(WG 4011)

Deutscher
Taschenbuch
Verlag

